STUDIEN UND SCHILDERUNGEN
AUS CHINA

Nr. III

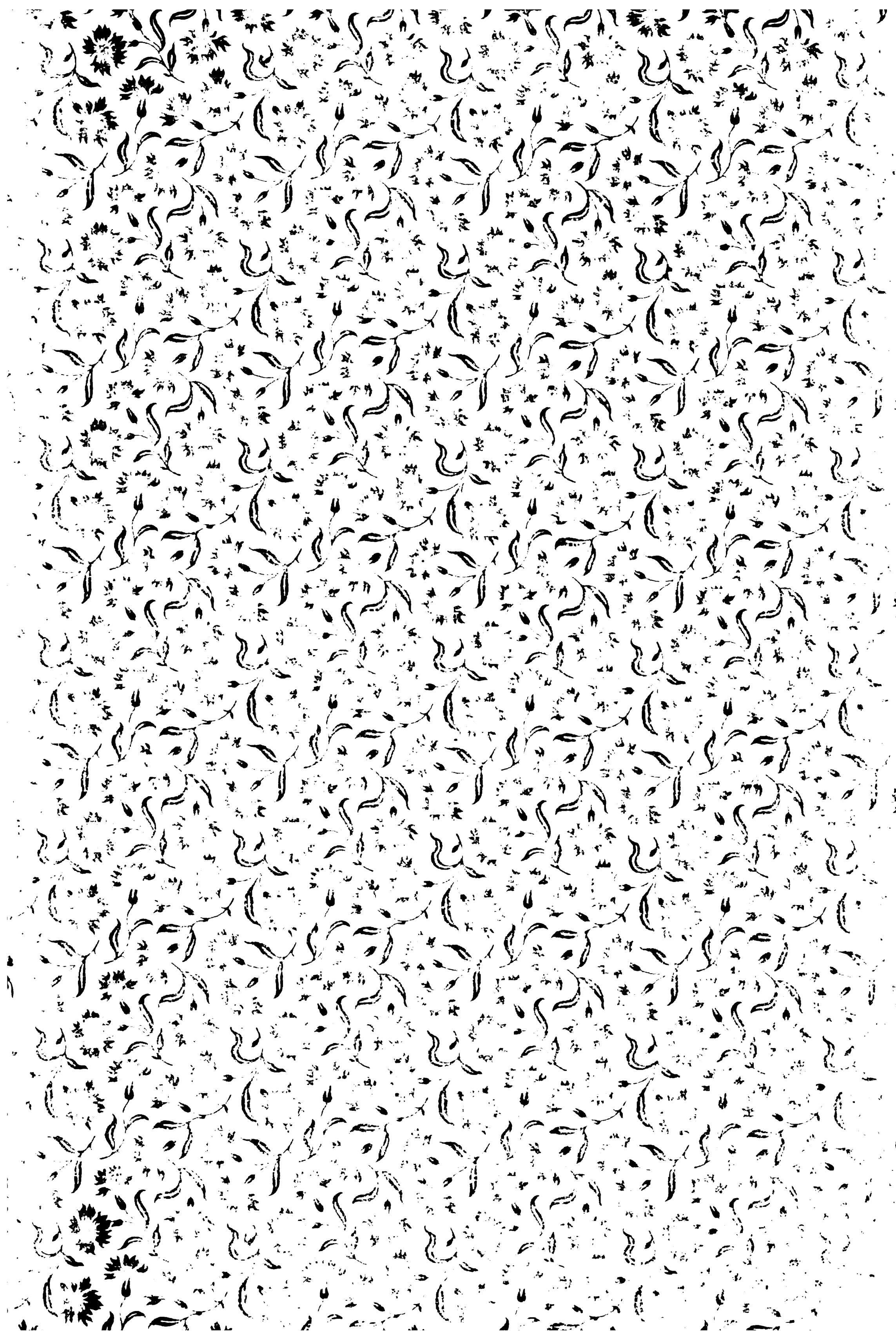
JAPANS BEZIEHUNGEN ZU CHINA

SEIT DEN ÄLTESTEN ZEITEN BIS ZUM JAHRE 1600

VON P. A. TSCHEPE S. J.



JENTSCHOUFU
DRUCK UND VERLAG DER KATHOLISCHEN MISSION
1907



STUDIEN UND SCHILDERUNGEN
AUS CHINA
HERAUSGEGEBEN VON DER
KATHOLISCEN MISSION SÜDSCHANTUNG

Nr. III

JAPANS BEZIEHUNGEN ZU CHINA



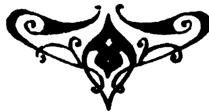
JENTSCHOUFU
1907

JAPANS BEZIEHUNGEN ZU CHINA

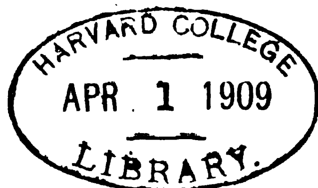
SEIT DEN ÄLTESTEN ZEITEN BIS ZUM JAHRE 1600



VON P. A. TSCHEPE S. J.



JENTSCHOUFU
DRUCK UND VERLAG DER KATHOLISCHEN MISSION
1907


HARVARD COLLEGE
APR 1 1909
LIBRARY.

Begleitwort.

Hiermit übergeben wir der Öffentlichkeit die dritte Lieferung der „Studien und Schilderungen aus China". Das Werkchen ist die Frucht rastloser Arbeit, womit der hochbetagte, doch immer noch schaffensfreudige Herr Verfasser seine Mußestunden ausgefüllt hat. An der Hand zuverlässiger Berichte macht derselbe uns mit den ältesten Beziehungen zwischen den in letzter Zeit so sehr in den Vordergrund der Geschichte getretenen Ländern China und Japan bekannt.

Wenn etwas an Feinheit der Diktion und drgl. vermißt wird, so möge der freundliche Leser bedenken, daß der geehrte Herr Verfasser schon über 36 Jahre in China tätig ist, wodurch er von seiner Muttersprache wohl manches eingebüßt haben mag. Auch der Verlag bittet um gnädige Nachsicht für etwaige Fehler und Unkorrektheiten, die sich eingeschlichen haben mögen.

Bei der Transkription der chinesischen Schriftzeichen befolgten wir die Methode, welche in dem bei uns erschienen Deutsch-chinesischen Handwörterbuch angewandt ist, weil diese für uns Deutsche am einfachsten zu sein scheint. Unsere deutsche Sprache ist sicherlich viel mehr geeignet, die Aussprache der chinesischen Laute möglichst korrekt wiederzugeben, als die französische und englische Sprache. Wir glaubten also keinen Grund zu haben, uns der französischen oder englischen oder einer andern uns fremden Schreibweise zu bedienen. China ist groß und hat seine verschiedenen Dialekte; wir geben den hier gesprochenen wieder. So schreiben wir also statt kiao—djiau, statt an—ngan, statt Peking, Nanking, Foukien, etc. Bêi-djing, Nan-djing, Fu-djien, Kuang-dung etc. — einfach nach dem grammatikalischen Grundsatze: „Schreibe so, wie du richtig sprichst!"

Selbstverständlich wollen wir diese Methode nicht als die einzig richtige und beste anpreisen; auch sie wird ihre Unkorrektheiten haben.

Yentschoufu, den 1. August 1907.

Die Missionsdruckerei.

Nachtrag.

Da man vergessen hatte, in der Vorrede die Quellen anzugeben, die zur Bearbeitung benutzt worden sind, mögen sie hier kurz erwähnt werden.

Zunächst sind es die vielen 縣志 und 府志, d. h. Chroniken einzelner Provinzen und Bezirke Chinas, in denen viel von den Japanern die Rede ist; ferner allgemeine Geschichtswerke und auch die große Geographie von China. Ganz besonders große Dienste leistete mir das mehrere hundert Bände umfassende chinesische Sammelwerk 古今圖書集成方輿, vol. 404 seqq.

Von europäischen Werken, aus denen ich meine Nachrichten über Japan geschöpft, nenne ich mit besonderer Anerkennung Papinot: Dictionaire japonais-français sur l'histoire du Japon — Steichen: Les daimios chrétiens.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.



Erstes Kapitel.

Der Ursprung der japanischen Nation.

Da wir uns des längeren mit den Japanern beschäftigen werden, müssen wir wohl einige Worte über den Ursprung dieses merkwürdigen Volkes sagen. Ich halte mich hier ganz ausschließlich an die Resultate der Gelehrten, welche mit vielem Eifer diese schwierige Frage wohl studiert, aber noch nicht endgültig gelöst haben.

Nach der allgemeinen Ansicht war Japan ehemals von den Ainos bevölkert. Aino heißt in ihrer Sprache: „der Mensch, der Mann", eine Benennung, mit welcher auch andere wilde Völker sich selbst bezeichnen. Die Japaner heißen sie „Emishi" oder „Ebisu" d. h. Barbaren. Die Chinesen nennen sie in ihren alten Büchern 毛人 *Mau-jen,* d. h. die behaarten Menschen oder auch 東夷 *Tun-i,* d. h. die östlichen Barbaren. In der Tat mußten die so wenig behaarten Chinesen über die Ainos erstaunt sein, da letztere die am stärksten behaarten Menschenklasse bilden.

Verschiedene gelehrte Anthropologen zählen die Ainos unter die kaukasische Menschenrasse; sie seien irgendwann infolge besonderer Umstände unter die mongolischen und altaischen Volksstämme verschlagen und weit von ihren Schwesterstämmen, welche Indien, Iran und Europa bevölkerten, getrennt, nach dem fernen Osten gedrängt worden. Allerdings erinnert der erste Anblick eines Ainos an den russischen Bauern, der ja auch stark behaart ist. Jedenfalls bilden die Ainos eine von den Japanern ganz verschiedene Völkerrasse. Ob sie aber die allerersten Ureinwohner jener Insel waren, bleibt doch noch zweifelhaft, da man auch von den Koropok-guru, d. h. nach der Ainos Sprache, Höhlenbewohnern, spricht, welche noch vor den Ainos die Insel Yeso bewohnt hätten. In der Umgegend von der Stadt Kushiro findet man viele sonderbare

Ruinen, welche man jenen ersten Ureinwohnern, von den Japanern „Kobito," d. h. Zwerge benannt, gewöhnlich zuschreibt.

Wann sind die Ainos nach den japanischen Inseln gekommen? Haben sie die ganze jetzige japanische Inselgruppe besetzt, oder etwa nur die mittleren und nördlichen Inseln, während die südliche Insel Kiushiu ebenso wie die Liu-kiu und Formosa von der mongolo-malayschen Rasse besetzt worden? Auf diese Fragen hat man noch keine sichere Antwort. Sind die Ainos, wie es wahrscheinlich ist, über Korea nach Japan ausgewandert, so haben sie wohl auch Kiushiu, welches gerade auf dem Wege, d. h. Korea gegenüber liegt, zuerst besetzt. Wären sie aus dem Becken des Amur nach Sachalin eingewandert und von da nach den japanischen Inseln gekommen, so hätten sie Kiushiu wohl schon von andern Völkern besetzt gefunden. Auf alle Fälle sind die Ainos schon in den ältesten Zeiten nach Japan eingewandert d. h. gewiß schon 2000 Jahre vor Christus.

Zum ersten Male erscheinen die Ainos gegen Christi Geburt in der Geschichte als die friedlichen Besitzer Japans bis zum 35. Grade nördlicher Breite, d. h. bis südlich von Tokio, der jetzigen Hauptstadt. Im 7. Jahrhundert nach Christus sind die Ainos bis zum 38. Grade zurückgedrängt, d. h. sie besetzten damals nur noch den Norden der Hauptinsel Honshiu. Im 9. Jahrhundert sind sie über die Meerenge Tsugaru nach der Insel Yeso zurückgedrängt, wo sie auch jetzt noch Wohnsitze haben. Das zahlreiche Volk ist auf 18000 Köpfe zusammen geschmolzen. Andere Ainos wohnen noch auf Sachalin, den Kurilen, auf Kamtschatka, sind aber als Volk ganz bedeutungslos.

Als eine Rasse niedriger Kultur wurden sie von den Japanern zurückgeworfen, vermischten sich mit ihnen oder wurden ausgerottet und vertilgt.

Aber wann und woher kamen die Japaner, welche diese Inselgruppe allmählich in Besitz genommen? welches ist ihr Ursprung?

Seitdem die Japaner mit den Europäern in enge Beziehungen getreten sind, haben die Gelehrten der Beantwortung dieser Frage ein großes Interesse entgegengebracht. Die gebildeten Japaner traten selbst nur mit einer gewissen Scheu an das Studium und die Lösung derselben heran: sie fürchten vielleicht, mehr zu finden als ihnen oder ihren patriotischen Landsleuten lieb ist. Obwohl sie mit manchen Vorurteilen aufgeräumt haben, hängen die Japaner in dieser Frage auch jetzt noch an ihrer alten Legende: 神武天皇 *Jimmu-tenno* (660-585 vor Christus) war, wenn nicht der erste Mensch, so doch der erste Kaiser

von Japan, der als Sohn der Sonnengöttin Amaterasu mit legitimer Macht und Herrschaft über alles Volk ausgestattet worden und seinen Nachkommen diese Macht überliefert hat; auch der jetzige Mikado sei ein direkter Nachkomme der Sonnengöttin. So wird noch öffentlich in Japan gelehrt, und die Staatsregierung hält strenge an dieser alten Überlieferung, welche den Kaiser als ein göttliches Wesen darstellt. Als vor einigen Jahren ein japanischer Professor Zweifel an dieselbe erhob, wurde er allsogleich seines Lehrstuhles entsetzt als ein Mann, welcher die dem göttlichen Mikado gebührende Ehrfurcht in seinen Zuhörern vermindere. Freilich wird die moderne Zeitströmung, welche in das japanische Geistesleben eingedrungen, nun doch wohl bald diese schmeichelhafte Aufstellung hinwegschwemmen, trotz der Zähigkeit, womit natürliche Eitelkeit sie bis jetzt festgehalten hat.

Es ist wahrscheinlich, dass Jimmu einfach der Häuptling der einwandernden Stämme und ein tüchtiger Krieger war, der seine Mannen von Sieg zu Siege führte und ihnen schöne Sitze anwies. Man nimmt an, daß er von der südlichen Insel Kiushiu kam — ob gezwungen und von den kriegerischen Einwohnern dieser südlichen Insel verjagt und vertrieben, ob freiwillig und von Abenteuer-Lust getrieben, bleibt ungewiß. Sicher ist aber, daß im siebenten Jahrhunderte vor Christus das südliche und westliche Gebiet der Hauptinsel Honshiu von den Japanern besetzt wurde. Andere Geschichtsforscher nehmen an, Jimmu sei ein fremder Eroberer gewesen, der gegen 620 in Japan einfiel und schließlich ein geordnetes Staatengebilde schuf.

Diese Hypothese ist durchaus nicht so unwahrscheinlich. Kühne Führer von Abenteurern mögen aus China nach Japan gedrungen sein und die geordnete Verwaltung eines Staates eingeführt haben. Spräche man vom Jahre 470 anstatt 620, so hätte man durch die chinesische Geschichte einen wertvollen Beweis. Denn im Jahre 470 vor Christus wurde das mächtige chinesische Königreich von 吳 *U* mit der Hauptstadt 蘇州 *Su-tschou* in Kiang-nan vom Könige 越 *Yüo* im jetzigen Tchi-kiang besiegt und unterworfen. Viele Großen und Prinzen, welche von dem neuen Könige, von dem sie sich nichts Gutes vorsahen, nichts wissen wollten, wanderten aus und zwar, wie die Geschichtschreiber ausdrücklich sagen, nach den östlichen Inseln, d. h. nach Japan, welches gerade gegenüber der Mündung des Jang-tse-kiang liegt. Da das Königreich U eine bedeutende Flotte besaß, mochten dessen Kaufleute Japan kennen.

Eines ist gewiß, daß Japaner im eigentlichen Sinne schon vor Christi Geburt im südlichen Teile der Jnsel Honshui einen ge-

ordneten und mächtigen Staat bildeten, dessen Bewohner immer zahlreicher wurden, und um geeignete Wohnsitze zu haben, die Ainos aus ihren Sitzen vertrieben. Von Anfang an erscheinen die Japaner als unruhige, kühne Leute, welche mit dem Schwerte gleich dreinschlagen, wenn man ihnen nicht zu Willen ist. Das gutmütige Volk der Ainos war ihnen nicht gewachsen.

Woher kamen die Japaner?

Da geschichtliche Dokumente oder auch nur Anhaltspunkte fehlen, so ist nichts anderes übrig geblieben, als die Anthropologie zu befragen. Diese Wissenschaft aber antwortet, daß die Japaner ein Mischvolk sind, welches sich aus drei Elementen zusammensetzt:

1. aus dem mongolisch-malayschen Typus
2. aus dem koreanischen
3. aus dem Ainos-Typus.

Die geschlitzten Augen und hervortretenden Backenknochen sind die besondern Merkmale des mongolischen Typus. Der Kopf der Japaner ist nicht der der mongolischen Rasse, sondern weist vielmehr nach der polynesischen hin. Das Haar der Japaner ist zwar das schwarze, struppige und dicke Haar der Mongolen, aber nicht selten ist es kraus und weist somit ebenfalls auf Negrito-Blut hin. Und während die mongolische Rasse nur wenig Barthaare zeigt, so besitzen nicht wenige Japaner einen prächtigen Bart. Von den Ainos haben die Japaner nur wenig Blut empfangen.

Unter den jetzigen Japanern unterscheiden die Gelehrten noch 1. den feinen und 2. den gröberen Typus.

Der feinere Typus findet sich meist unter den gebildeten, höheren Klassen des Volkes. Seine Merkmale sind ein schlanker, edler Wuchs, ein längliches Gesicht, schiefe Augen, eine feine konwexe Nase, ein kleiner Mund, eine dolichscephale Kopfbildung. Kurz, es ist fast derselbe Typus, welchen man unter den gebildeten Klassen Nord-Chinas und Koreas findet. Nach Beschreibung der Anthropologen wäre 信長 Nobunaga ein vollendetes Beispiel des feineren Typus.

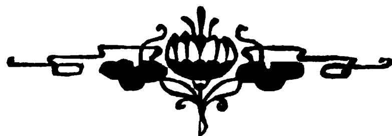
Der gröbere Typus ist dem gewöhnlichen Volke eigen. Seine Merkmale sind; eine untersetzte stramme Natur, ein runder, starker Kopf, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, ein wenig schief liegende Augen, eine eingedrückte Nase und ein weitgeschlitzter Mund. Es ist derselbe Typus, der sich vielfach unter den Chinesen Mittel-Chinas und den indochinesischen Völkerschaften findet und malaysches Blut verrät. Die Merkmale des gröberen Typus

würden also chinesische Einwanderungen aus Mittel-China wahrscheinlich machen.

Alle diese verschiedenen Elemente haben sich vereinigt und schließlich den japanischen Typus gebildet, der im zweiten Jahrhundert vor Christus fertig dasteht und sich von dem anderer Völker unterscheidet.

Die Gelehrten finden, daß die japanische Sprache die Resultate der anthropologischen Forscher bestätigt. Es steht fest, daß die japanische Sprache von der chinesischen ausserordentlich beeinflußt worden ist, obwohl sie nicht zur chinesischen, sondern zur uralo-altaischen Familie gehört. Wahrscheinlich war das altai-japanische die Sprache der koreanischen Rasse, welche aus Zentral-Asien über Korea nach Japan auswanderte.

Die malaysche Sprache hat keine sichtbaren Merkmale in der japanischen Sprache hinterlassen. Hingegen zeigen sich in den Namen von Bergen, von Flüssen, von Ortschaften u. s. w. viele Überbleibsel und Merkmale, die an die Sprache der Ainos, erinnern.



Zweites Kapitel.

Die ersten geschichtlichen Beziehungen zu China unter der Dynastie 漢 Han.

Wie wir bereits oben gesagt, ist es wahrscheinlich, daß China und Japan schon vor Christus mit einander in Verkehr gestanden, daß Prinzen und Großherren aus dem Königreiche Ow nach Japan sich geflüchtet, daselbst ein geordnetes Staatengebilde nach chinesischem Muster geformt. So erzählen die chinesischen späteren Schriftsteller, so rühmen japanische Geschichtsschreiber ihre nahe Verwandtschaft mit China.

Unter dem Kaiser 秦始皇帝 *Ts'in-sche-huang-ti* (246—210) kam eine neue Kolonie Chinesen nach Japan, wie man allgemein erzählt. In meinem Werkchen „Histoire du rogamme de Ts'in" habe ich erzählt, daß der berühmte Kaiser Ts'in ein Mittel gegen den Tod suchte. Nachdem er erfahren, daß auf den östlichen Inseln Unsterbliche wohnten, welche sich rühmten, im Besitze eines Elixirs gegen den Tod zu sein, schickte er einen seiner Leibärzte mit Namen 徐福 *Sü-fu* nach jenen Inseln. Um die Unsterblichen zu gewinnen, schickte ihnen Ts'in-sche-huang-ti 300 Jünglinge und ebensoviele Jungfrauen zum Geschenke.

Der Auftrag war natürlich unausführbar, und ohne das gewünschte Elixir heimzukehren, mag der Arzt wohl für gefährlich gehalten haben. So geschehen 122 vor Christus.

Wohin ist nun Sü-fu mit seiner Schar junger Leute gegangen? Man behauptet, er sei nach Japan gegangen. Die Japaner nennen ihn Jofuku und erzählen das Gleiche.

Da nun der schreckliche Ts'in-sche-huang-ti 210 starb und seine Dynastie schon 208 ausgerottet wurde, konnte Sü-fu ohne

alle Gefahr China wieder besuchen und freundliche Beziehungen zwischen den beiden Völkern vermitteln.

Ganz gewiß hatten die Japaner Verbindungen mit Korea und zwar seit langer Zeit. Diese Halbinsel stand aber unter der Oberhoheit Chinas und galt als ein Anhängsel des großen Reiches seit den ältesten Zeiten. China war die glänzende Sonne, um welche alle Sterne kreisten. Was Rom um die Zeit Christi, Byzanz einige Jahrhunderte später für die kleineren und kleinen Fürsten war, das war seit dem Jahre 2000 vor Christus ungefähr China für alle benachbarten Staaten des asiatischen Ostens und ist es geblieben bis in die neueste Zeit, wo die Europäer die Schwäche Chinas blosgestellt und dessen Einfluß gemindert, jedoch nicht vernichtet haben.

Die erten Kaiser der großen Dynastie 漢 *Han* (206 vor bis 220 nach Christus) waren mächtige Herrscher und stellten den alten Glanz des Reiches wieder her. 漢武帝 *Han-wu-ti* (140—86) hatte das ganze Turkestan wieder erobert und die Handelsbeziehungen mit dem Römischen Reiche erneuert. Nach Osten hin hatte er einen Teil von Korea einfach unterworfen und zur chinesichen Provinz gemacht. Solch ein mächtiges Reich konnte den Japanern nicht gleichgültig sein. Wie alle benachbarten Staaten suchte auch Japan freundliche Beziehungen mit China anzuknüpfen.

Im Jahre 57 nach Christus kam die erste japanische Gesandtschaft nach China, um dem Kaiser 光武帝 *Kuang-wu-ti* (25—58) die Aufwartung zu machen und reiche Geschenke darzubringen. Die Chinesen haben dies genau in ihrer Geschichte aufgezeichnet als eine neue Anerkennung chinesischer Hoheit und Größe. Von dieser Zeit an datieren die geschichtlichen Aufzeichnungen über Japan bei den chinesischen Schriftstellern.

Der berühmte alte Geschichtsschreiber 司馬遷 *Se-ma-ts'ien* (161—85) hat einige charakteristische Notizen, welche die damalige Anschauung der Chinesen über das Japanervolk wiederspiegeln. Er nennt sie in seinen geschichtlichen Aufzeichnungen „die Hechte des Ostens“, 東鯷 *Tung-ti* d. h. Räubergesellen, welche über die kleineren Leute herfallen und sie vernichten, wie Hechte es den kleineren Fischen tuen. Er fügte hinzu 輕生好殺 d. h. „Menschenleben gelten ihnen wenig und sie töten leicht andere, selbst wegen geringfügiger Ursache“. Dieser älteste Geschichtsschreiber stellt also den Japanern das Zeugnis großen Mutes und besonderer Tapferkeit aus, zwei Eigenschaften, welche die Japaner auch jetzt noch als Nationaltugend betrachten, die sie aber freilich nach seiner Darstellung in ihrer Eigenschaft als Räuber und Schurken verwer-

ten. Er fügt noch hinzu, daß sich die Japaner durch große Köpfe und kurzes Haar von den Chinesen unterscheiden und keine Schuhe haben, sondern immer barfuß gehen.

Pan-kou, der Nachfolger Semas als historischer Schriftsteller, war selber Augenzeuge der oben erwähnten japanischen Gesandtschaft gewesen. Seine Eindrücke sind ebenso wenig schmeichelhaft für die Japaner; er nennt sie u. a. 倭奴 *Wo-nu*: die Zwerge oder Sklaven nach dem japanischen Namen Wa, den sich die Japaner selbst gaben. Spricht man mit gebildeten Chinesen über Japan, so ermangeln sie nicht zu erinnern, daß die Japaner eigentlich Wo-nu: Zwerge, Sklaven sind.

Da die Chinesen so höflich sind, schickte der Kaiser gewöhnlich eine Gesandtschaft, um die Aufwartung der Vasallenfürsten zu erwidern. So wurden also auch nach Japan Abgeordnete des Kaisers geschickt, wohl auch mit der Nebenabsicht, das unbekannte Inselreich näher zu erforschen. Das Resultat war ein ausführlicher Bericht an den Kaiser. Dieser Bericht nun ist in die chinesische Geschichte aufgenommen und zugleich mit dieser bis auf unsere Tage gekommen. Geben wir wenigstens einen Auszug, um die damaligen Japaner nach einem fremden Augenzeugen kennen zu lernen.

Nach der chinesischen Formel liegt Japan 12000 Li von China im östlichen Ocean d. h. es verlangte einen außergewöhnlichen Mut, um die Fahrt nach jenem fernen Lande zu unternehmen. Japan besteht aus einer Anzahl von Inseln, von denen acht größere ihm den Namen 大八州國 d. h. Reich der acht großen Inseln gegeben. Diese Charaktere lesen die Japaner O-ya-shima-kui, während die Chinesen Ta-dji-tschou-kui aussprechen.

Es giebt an die 100 unabhängige Fürsten, welche auch den Titel 王 *Wang* führen und verdienen, da ihr Thron erblich ist. Alle aber unterstehen dem 大倭王 *Ta-wo-wang*, d. h. dem Kaiser oder Mikado, ähnlich wie China unter den alten Dynsatien 夏 *Hia*, 商 *Schang* 周 *Tchou* 10000 Lehensfürsten hatte, welche dem Kaiser unterstanden und alljährlich Geschenke zum Zeichen der Unterwerfung darbringen mußten. „Der große König der Japaner hat seine Hauptstadt in 牙馬臺 *Ia-ma-t'ai*,“ wie die Chinesen nach der japanischen Aussprache Yamato schreiben, die Japaner aber schreiben 大和豐: „das große Yamato, die fruchtbare Ebene.“ Man behauptet, Jimmu selbst, der erste Mikado, habe dem Lande diesen Namen gegeben. Als er eines Tages auf einem hohen Berge stand und die prachtvolle Ebene vor seinen Augen ausgebreitet daliegen sah, rief er wie entzückt aus: 大和豐蜻蛉島 *O-yumats-toyo-akitsu-*

shima d. h. das große Yamato, die fruchtbare Ebene der Libelle. Diese Insel Honds (Nippon) erschien ihm nämlich unter der Form einer großen Libelle. Auch jetzt noch wird in der Poesie dieser Name nicht selten angewandt für ganz Japan. Eine Provinz trägt ebenfalls diesen Namen zum Andenken an den ersten hochheiligen Mikado 御門, von den Chinesen lumen gelesen, d. h. „königliche Pforte, kaiserlicher Palast.“ Es ist ein ähnlicher Ausdruck wie „die hohe Pforte“. Bei den Europäern wiegt die Leseart „Mikado“ vor. Die Japaner sagen „Tenno“ 天上 *T'ien-schang,* wie die Chinesen lesen: „Kaiser, der legitime, vom Himmel aufgestellte Kaiser“.

Zur Zeit jener Gesandtschaft gab es keine eigentliche Hauptstadt: der Mikado blieb da, wo er als Kronprinz residiert hatte. Sein Palast und die Wohnungen der Minister waren einfache, mit Stroh bedeckte Holzhäuser; aber immer in der Provinz Yamato. Als man schließlich das Unbequeme einer unbestimmten Residenz, die manchmal ein einfaches Dorf war, allzusehr empfand, wurde Nara zur Hauptstadt erhoben und blieb es von 709 bis 784. Schließlich war auch diese Lage zu unbequem, und die Residenz wurde nach 京都 *Kioto* „Hauptstadt“ verlegt und blieb es bis zur großen Reform Japans im Jahre 1868.

Alle die hundert unabhängigen Lehensstaten hatten dieselben Sitten, Gebräuche nnd überlieferten Gesetze, dasselbe soziale Leben. Die Japaner bauten schon damals Reis, Hanf, Bohnen, pflegten Maulbeerbäume, zogen Seidenwürmer und machten schöne Gewebe aus Seide und Hanf. An Kostbarkeiten brachten Japan Perlen, grüne Onyxe, Ocker u. s. w. hervor.

Das Klima lobt der Gesandte als mild und angenehm und war als Nord-Chinese ganz erstaunt, daß die Gemüsepflanzen im ganzen Winter draußen blieben und noch gut gedeihen konnten.

Er behauptet, daß Japan weder Ochsen, noch Pferde und Schafe besitze, was allerdings sonderbar klingt. Ebenso wenig gab es im Lande weder Tiger noch Panther, welche doch in Korea und im Norden Chinas damals noch zahlreich waren.

Das Land besaß prächtige Wälder, welche die zahlreichen Berge und große Strecken der Ebene bedeckten. Denn damals war Japan noch nicht so dicht bevölkert wie die Ebene von Honan, woher der Gesandte kam.

Die Soldaten hatten Lanze und Schild und zeigten sich sehr geschickt im Gebrauche ihrer Pfeile, welche aus Bambus hergestellt waren, Spitzen von Eisen oder Knochen hatten und gefährliche Wunden verursachten.

Das Tätowieren war damals sehr verbreitet. Der ganze Körper war mit verschiedenen Figuren, Zeichnungen, Bildern und Abzeichen bedeckt. Die tätowierten Zeichnungen waren mit großer Kunst und nach ganz bestimmten Regeln hergestellt.

Waren die tätowierten Zeichnungen links oder rechts, größer oder kleiner, so erkannte man allsogleich den gesellschaftlichen Rang des Individiums, seine Würden und Großtaten; diese Zeichnungen auf dem Körper waren gewissermaßen das Wappen.

Auch die Kleider der Japaner fielen dem Gesandten sehr auf. Seit den ältesten Zeiten trugen die Chinesen lange Talare, welche sie an der rechten Seite zuknöpften. Alle Leute, die nicht so gekleidet waren, selbst wenn sie auch nur links ihre Kleider zuknöpften galten ihnen als Barbaren. Nun aber weiß der Gesandte die merkwürdige Tatsache zu berichten, daß die Japaner gar keine, Knöpfe gebrauchten, sie warfen vielmehr ihre Kleider, welche sackförmig zugenäht waren, durch das in der Mitte befindliche Loch einfach über den Kopf, auch gingen die Nähte der Kleider nicht horizontal, sondern transversal. Ihre Winterkleider waren gut wattiert und glichen wahren Bettdecken, welche eng am Leibe lagen. Männer und Weiber tragen dieselben Kleider. Aber während die Männer ihre Haare in einem Strang auf dem Wirbel zusammenraffen, lassen die Frauen ihre Haare frei herabfallen und im Winde wehen. Die Japanerinnen sind berühmt durch ihren reichen Haarwuchs; sie tragen wahre, für die Kämme undurchdringliche Haarwälder. Sie sind stolz auf diesen ihren Haarwuchs und pflegen ihn mit der größten Sorgfalt. Jetzt lassen sie zwar ihr Haar nicht mehr im Winde flattern, bauschen es aber derartig auf, als wenn die Haarmasse auf dem Kopfe keinen genügenden Platz hätte. Die Poeten und dichterisch veranlagten Männer geraten aber beim Anblicke eines so überreichen Haarwuchses in eine ebenso große Begeisterung, wie die chinesischen Poeten beim Anblicke eines zierlich gebundenen, rot und grün bequasteten Weiberfußes. Multa licent stultis, pictoribus acu poetis. — Während die Männer sich tätowieren, verzieren sich die Frauen mit Ocker.

„Die Eltern und verheirateten Söhne wohnen nicht in demselben Hause“, schreibt der Gesandte ganz erstaunt, weil ihm dies wie eine Häresie vorkommen mochte. Nach alter Chinesenart bleiben alle Söhne und Nachkommen auch jetzt noch beisammen, um so ihren Eltern ihre Pietät besser bezeigen zu können. Nun kennt man wohl die großen Übelstände, welche ein so nahes Zusammenwohnen verursacht, aber man hält an den alten Gewohnheiten fest. Einzig

das Königreich von 秦 *Ts'in* hatte verboten, daß verheiratete Söhne mit den Eltenn zusammen wohnten und zwar einzig in der Absicht, mehr Geburten zu erhalten.

Obwohl Japan zu jener Zeit noch keine eigentliche Hauptstadt besaß, so hatte es doch wahre Städte, große Marktflecken, deren Häuser aber insgesamt aus Holz gebaut und mit Schilf oder Stroh bedeckt waren.

Während in China seit den ältesten Zeiten die Männer und Weiber streng geschieden sind, oft die Eheleute nicht einmal miteinander essen, niemals ein Mann öffentlich ein Weib anreden darf, fand der Gesandte in Japan vollständige, ungebundene Freiheit in dieser Beziehung. Die Frauen gingen frei und unbehindert überall herum, selbst die öffentlichen Wirtshäuser konnten sie inmitten der Männer besuchen.

Die Chinesen rühmen sich ihrer Stäbchen, mit denen sie die Speisen geschickt erfassen und zum Munde führen, gleichwohl aber dabei oft ein sehr unangenehmes Geräusch verursachen. Nun bemerkte der Gesandte mit Abscheu, wie diese Wilden ohne Stäbchen, mit ihren bloßen Fingern essen: natürlich dankte er seinen göttlichen Ahnen, in China geboren zu sein. Die Stäbchen zum Essen datieren in China seit dem alten, kaum historischen Kaiser 神農 *Schen-nung,* lange vor 2000 vor Christus. (cf. 古今紀始通考 rol. pag. 20. Dieses Werklein giebt die Zeit der Einführung der verschiedenen Instrumente und Handgeräte an. Es ist ein treffliches Compendium größerer ausführlicher Werke.) Tische und Stühle kannten die Japaner damals auch noch nicht, obwohl sie kleine Untersetzer für Gefäße und Speisen kannten. Sie setzen sich noch auf Matten und legten, um einen Gast zu ehren, mehrere übereinander um den Sitz des Gastes zu erhöhen, also noch ganz wie in China zur Zeit des Konfuzius (551 — 477). Aber unter der Dynastie der Han, d. h. zur Zeit unseres Gesandten, waren in China die Tische und Stühle schon ganz verbreitet, man besaß selbst schon Lehnstühle und bequeme für die Arme ausruhende Stützstühle. Trotz aller Kenntnisse der Stühle haben die Japaner bis jetzt an ihren Matten festgehalten. Die Fortschrittler natürlich haben jetzt seit Jahren Stühle und Tische und wünschen, die Regierung möge mit den Matten aufräumen und die Stühle einführen. Sie glauben nämlich, die kleine unansehnliche Statur der meisten Japaner rühre von den Matten her und würde sich mit den Stühlen mehr entwickeln.

Der Gesandte berichtet weiter: Alle Japaner groß nnd klein gehen immer barfuß. Wollen sie einen Gast besonders ehren, so

setzen sie sich nach Tartarenart mit gekreuzten Füßen. So wie die Chinesen haben auch die Japaner Reiswein, eine Art alkoholhaltiges Getränk, welches aus einer besonderen Art Reis hergestellt wird und sehr beliebt ist. Der Gesandte war sehr erstaunt, soviel neunzig- und hundertjährige Greise zu sehen und schloß daraus, daß das Klima von Japan gesund, die Lebensweise der Japaner vernünftig sei.

Ebenso sehr war er verwundert über die große Anzahl ber Frauen, welche er für bedeutend höher hielt als in China. Die Vielweiberei herrschte auch in Japan: größere Herren, sagt er, haben an die vier bis fünf Weiber, kleinere haben deren nur zwei bis drei. „Und was bemerkenswert ist, die japanischen Weiber sind sehr keusch und eingezogen, selbst die Kebsweiber sind nicht untereinander eifersüchtig,“ schreibt der Gesandte. Wahrscheinlich hat ihm dies ein hoher Herr aufgebunden; denn die Japanesinnen haben wohl nicht gerade einen so glänzenden Ruf. Wo in aller Welt giebt es Kebsweiber, welche nicht eifersüchtig sind?

Während Pankou uns eben gesagt, daß die Japaner Diebe, Hallunken und freche, anmaßende Kerle seien, so behauptet hingegen dieser Gesandte, die Japaner seien aufrichtige, einfältige, wahreitsliebende Leute und fügt hinzu, es gebe fast keine Diebe im Lande. Die zwei sich scheinbar so wiedersprechenden Aussagen lassen sich dadurch erklären, daß Pankou hauptsächlich die handeltreibenden Küstenbewohner im Auge hatte, während der Gesandte von den einfachen Leuten im Innern spricht, welche mit der Außenwelt gar keinen Verkehr haben. Zwischen diesen ist ja der Unterschied überall sehr groß, nicht nur in Japan. Die Küstenbewohner hatten üblen Ruf und scheinen ihn gar sehr verdient zu haben.

Da die Japaner noch nicht schreiben konnten, so besassen sie keine Klassiker, keine Gesetzessammlung, sie hielten aber strenge an die überlieferten alten Gesetzesvorschriften. Übertrat jemand diese uralten Überlieferungen, so nahm ihm die Obrigkeit zur Strafe Weib und Kind; beging jemand ein größeres Verbrechen, so zog die Obrigkeit sein Besitztum ein.

Wenn Jemand stirbt, so behält man den Leichnam noch etwa zehn Tage im Hause, während welcher Zeit alle Verwandten weinen und weheklagen über den Verlust. Während dieser Zeit der Trauer ist es ihnen nicht erlaubt, Fleisch zu essen oder Wein zu trinken, noch Musik zu machen oder sich zu belustigen.

Um das Los zu befragen über den Ausgang eines Unternehmens, legte man Knochen ins Feuer und las dann die Zukunft in den vom

Feuer verursachten Ritzen und Sprüngen. Die Chinesen hatten und haben jetzt noch etwas Ähnliches, nur bedienen sie sich dazu ausschließlich der Knochen von Schildkröten.

Was dem Gesandten aber besonders auffiel unter den verschiedenen Gebräuchen Japans, war der 持衰 *Tsch'en-chonai*: „der Geisel des Glückes". Von so etwas hatte er in seinem Leben noch nie gehört, noch nie gelesen. Die Sache bestand darin: Unternahmen die Japaner etwas Wichtiges, einen Krieg, eine Reise, ein wichtiges Handelsgeschäft, eine Seefahrt..., so nahmen sie einen Geisel des Glückes mit sich. Dieser Mann durfte sich weder waschen, noch baden, nicht kämmen, noch das Ungeziefer seines Körpers töten, weder Fleisch essen noch Wein trinken und zumal kein Weib anrühren. Seine einzige Pflicht war, zu fasten, sich abzutöten und seinen Lieblingsgott zu verehren und von diesem einen glücklichen Ausgang des Unternehmens zu erflehen.

Gelang das Unternehmen gut, so hatte der Glücks-Geisel seinen bestimmten beträchtlichen Anteil und wurde reichlich belohnt; war der Ausgang ein übler, so mußte der Geisel es entgelten. Brachen Krankheiten auf der Reise aus, gab es Stürme oder andere Gefährlichkeiten, so fiel die ganze Gesellschaft über den Geisel her. „Der Kerl ist ein Heuchler, er hat nicht gefastet, obwohl er sich so verstellte; er hat geheime Verbrechen begangen, welche die Götter nun rächen wollen, er ist ein dem Himmel verhaßtes Subjekt; nur drauf los." So wurde der Geisel mörderisch durchgehauen, nicht selten war die Wut über das Mißlingen das Unternehmens so groß, daß er zu Tode gebracht wurde.

Die Gesandtschaft, welche von den sogenannten Lehensfürsten den Tribut an den Kaiserlichen Hof überbrachte, wurde gewöhnlich aufs beste empfangen und reichlich belohnt. Nach alter Sitte gab der Kaiser den Zehnfachen Wert der dargebrachten Geschenke alls Gegengeschenk; überdies erhielt der Gesandte einen chinesischen hohen Ehrentitel. Dieses System hat den Chinesen mehr Land erobert als die Kriegsunternehmungen. Denn alle Fürsten beeilten sich, mit China in Verbindung zu treten, um die reichen Geschenke zu gewinnen. Diese nahen Beziehungen zu China verbreiteten chinesische Sitten und Gebräuche in den Lehensstaaten; chinesische Prinzessinnen wurden diesen Fürsten nicht ungern bewilligt. Nach einigen Hundert Jahren war der Lehensstaat eine reife Frucht und wurde eingeheimst.

So war auch der japanische Gesandte mit kostbaren Gegengeschenken wahrhaft überhäuft worden: er sollte beweisen, was für

ein reicher, großmütiger und gnädiger Herr der Kaiser von China sei. Der Gesandte wurde zum Großwürdenträger 大夫 *Ta-fu* ernannt und mit den kostbaren Abzeichen dieser hohen Würde geschmückt, welche in einem wertvollen Siegel bestand, das an einer prachtvollen Seidenschnur vom Gürtel herabhing, auf daß alle Welt die Auszeichnung bewundern könnte. Natürlich gab es keinen glücklicheren Menschen auf der Welt als diesen Gesandten.

Diese erste japanische Gesandtschaft war aber nicht vom Mikado, sondern von dem mächtigen Daimyo von Kiushiu 州九, der südlichsten der vier großen Inseln, geschickt worden.

Der Mikado zur Zeit jener ersten Gesandtschaft im Jahre 57 war 垂仁天皇 *Suinin-tenno,* (29 vor Christus bis 70 nach Christus,) der elfte Nachfolger des Jimmu nach der offiziellen japanischen Chronologie. Suinin baute den ersten Tempel zu 伊勢 *Ise,* dem seitdem so berühmten Nationalheiligtum der Japaner. Auch der jetzige Mikado machte nach Abschluß des russischen Krieges seine Wallfahrt zu diesem Heiligtume, um die Götter, d. h. Altvordern vom glücklichen Ausgange des Krieges zu benachrichtigen.

Suinin war ein verständiger Kaiser; er erließ das Gesetz, daß man fortan keine Menschenopfer beim Tode des Mikado oder eines Daimyo darbringen dürfe; und erlaubte, daß man dafür kleine Statuen aus gebranntem Lehm dem Toten mit ins Grab gebe. Für die Dummen war das keine üble Erfindung. Aber gleichwohl waren die Menschenopfer noch nicht für immer abgeschafft, ebenso wenig wie in China.

Bald darauf waren Kriege gegen die wilden Kumoso auf der Insel Kiushiu; kaum waren diese beendet, brachen Kriege mit den Ainos aus. Der Daimyo von Kiushiu hatte also trotz allen Verlangens keine Gesandtschaft mehr nach China senden können, um dem „Sohn des Himmels“ seine Aufwartung zu machen. Alles, was der Daimyo von seinem Gesandten gehört, und was er an dem chinesischen Gesandten bemerkt, erregte aufs äußerste seine Begierde, solch ein Wunderland wie China mit eigenen Augen zu sehen: fast glaubte er nicht alles, was sein Gesandte ihm erzählte. Er wollte sich überzeugen und mit eigenen Augen den so glänzenden Kaiserhof, die zahllosen überreich bevölkerten Städte und Märkte sehen, sehen die aus Steinen oder gebrannten Ziegeln gebauten Häuser, wovon man in Japan noch keine Ahnung hatte. Und in der Tat unternahm der mächtige Daimyo im Jahre 107 diese Reise.

Grade saß 安帝 *Ngan-ti* (107—126), ein tüchtiger Kaiser, auf dem Throne von China und konnte somit dem japanischen Fürsten

eine hohe Idee von China einflößen. Die Hauptstadt war 洛陽 *Lo-yang* in der fruchtbaren Ebene der Provinz 河南 *Ho-nan.* Diese blühende Stadt, das ganze Gebiet, das ganze durchreiste Land mußten den tiefsten Eindruck auf den Japanerfürsten machen; dieser fand gewiß mehr, als die stärkste Einbildungskraft ihm vorher ausgemalt haben mochte. Im Vergleich zu den Chinesen waren damals die Japaner nur Wilde; und man kennt ja das wunderbare Erstaunen der Wilden, wenn sie in ein zivilisiertes Land kommen.

Der Daimyo wurde vom Kaiser aufs glänzendste und feierlichste empfangen: auf solche Paradestücke verstehen sich die Chinesen. Er erwies dem Kaiser die tiefsten Ehrenbezeugungen. Als Geschenke brachte er ihm die kostbarsten Schätze seines Landes, von denen die chinesisch. Geschichtsschreiber nur die 160 生口 *Scheng-kou,* d. h. Sklaven erwähnen. Die Sklaverei blühte also damals in Japan, ja sie war so eingefleischt, daß die mächtigsten Herrscher Jahrhunderte lang nicht vermochten, diese Einrichtung abzuschaffen. Nicht nur Ausländer fing man ab, um sie zu Sklaven zu machen, Japaner fingen Japaner und verwendeten sie als Sklaven. In China gab und gibt es auch jetzt noch Sklaven, aber mehr geheim, mehr vereinzelt, niemals war Sklaventum eine chinesische Staatseinrichtung. Deshalb war man so erstaunt, und jenes Geschenk von Sklaven wurde als höchst denkwürdig in den Annalen verzeichnet. Die Sklaverei sollte noch Jahrhunderte lang fortdauern, im sechszehnten Jahrhunderte blühte sie wohl mehr als jemals. Wir werden sehen, wie die Japaner in jener Zeit in China wahre Sklavenjagden machen, ähnlich denen, welche die Araber in Afrika vollführen.

Der Daimyo von Kiushiu wurde natürlich vom kaiserlichen Hofe ganz verhätschelt, um ihn und seine Nation ganz für China zu gewinnen. Er erhielt möglichst hohe Titel und Würden mit den glänzendsten Abzeichen derselben, wozu in jener Zeit schöne, kunstreich verzierte Siegel gehörten. Die höchsten Würden hatten echt goldene Siegel, welche nicht selten an die zehn Zoll groß waren und einen bedeutenden Geldwert darstellten.

Die wiederholten Besuche der Japaner in Korea und China machten sie mit den Staatseinrichtungen des so glorreichen Kaiserreiches bekannt. So kam es, daß der dreizehnte Mikado 成務天皇 *Seimu-tenno* (131—191) nach dem Beispiele Chinas das ganze Reich in zweiunddreißig genau begrenzte Kuni oder Provinzen einteilte, welche wieder in kleinere Bezirke geteilt wurden. Jeder Bezirk hatte seinen verantwortlichen Beamten, welche insgesamt

dem Statthalter der ganzen Provinz unterstanden. So kam mehr Ordnung und Klarheit in die Verwaltung.

Im Jahre 199 hatte der vierzehnte Mikado 仲哀天皇 *Chu-ai-tenno* wieder Krieg gegen die wilden Kumaso auf der Insel Kiushiu. Nachdem der Sieg über diese Empörer davongetragen, verlangte die siegreiche Armee, auf Anstiften der Königin Jingo, nach Korea geführt zu werden. Da der Mikado nichts von solch einem Kriegsunternehmen in ein fremdes Land wissen wollte, starb er plötzlich bald darauf. „Der Himmel hatte also gesprochen" und das Unternehmen gutgeheißen. Die nunmehr allmächtige Königin Jingo setzte mit der Armee nach Korea über und schlug mit Hülfe des tüchtigen Generals Tekenouchi die Koreaner. Natürlich war dies nur ein gesuchter und glücklich ausgeführter Raubzug, welcher viel Beute und Reichtümer an die armen Japaner brachte. Jingo wurde darum sehr populär und vom ganzen Lande gefeiert.

Die Chinesen nennen diesen weiblichen Mikado 卑彌呼 *Pei-mi-hou* und machen aus ihr eine Jungfrau, eine Art Amazone, d. h. sie verheiratete sich nicht mehr, um ihre Freiheit ganz und voll zu genießen. Sie hatte tausend Frauen zu ihrem Dienste in ihrem Palaste, wohin niemals ein Mann zur Audienz zugelassen wurde. Sie übersandte ihre Befehle und Verordnungen an die Großen ihres Reiches durch ihren Tischdiener. Ihr Palast hatte mehrere Stockwerke nach Art der Pagoden. Eine königliche Wache hielt auf strengste Disziplin, so daß dieser Amazonen-Palast über allen üblen Verdacht erhaben war. Jingo war eine große Zauberin, der alle Geister zu Dienste standen.

Im Jahre 218 kam der gelehrte Koreaner 阿直岐 *Achiki* nach Japan, oder vielleicht haben ihn die Japaner nach ihrer Expedition mit heimgenommen, um den Japanern die chinesische Schrift und Litteratur zu lehren. Er fand aber wenig Anklang bei diesen Insulanern, welche ein solches Studium zu mühsam und zu trocken fanden. Est später, d. h. nach einigen Jahrhunderten, sollte es anders werden. Unter der Dynastie der 唐 *T'ang* (618—906) werden die Japaner mit einer wahren Wut Chinesisch lernen.

Während Japan unter dieser Semiramis (201—246) sich des Friedens erfreute, verfiel die große Dynastie der Han in Luxus und Wohlleben. Die Regierung befand sich in den Händen der zahlreichen Kebsweiber und Eunuchen, die natürlich bald abgewirtschaftet hatten.



Drittes Kapitel.

China und Japan unter der Dynastie 魏 Wêi (220—264).

Jingo's Gesandtschaft. Revolution. Die dreizehnjährige I-yü

Nach dem Falle der großen Dynastie Han zerbröckelte China in eine Anzahl von größeren oder kleineren Staaten. Da der wilde Krieger 曹 操 *Tsau-tsau* sich in den Besitz der alten Hauptstadt 洛 陽 *Luo-yang* gesetzt und den größten Teil des nördlichen Chinas sich unterworfen hatte, nahm er den Kaisertitel an, obwohl es ihm trotz aller Anstrengung nicht gelang, das ganze Reich zu unterwerfen. Vielmehr waren die Könige 吳 孫 *U-suin*, d. h. die mächtige Familie 孫 *Suin*, als Herren des alten Königreiches U im Kiang-nan, weit mächtiger als Tsau-tsau und die von ihm gegründete Dynastie Wêi, deren Armeen sie fast in allen Schlachten schlugen.

In Japan kannte man wahrscheinlich nicht den wahren Zustand in China und vermeinte, es sei nur eine teilweise Revolution. Kurz, Jingo, der weibliche Mikado, die glorreiche Herrscherin von Japan, schickte im Jahre 238 eine feierliche Gesandtschaft an 魏 明 帝 *Wêi-ming-di* (227—240), den Sohn und Nachfolger des famosen Tsau-tsau. Die Gesandtschaften nahmen damals und durch mehrere Jahrhunderte ihren Weg über Korea und begaben sich nach Luoyang; denn für sie war der Herrscher der alten Hauptstadt Kaiser von China, da ja auch wirklich die nördlichen Provinzen, durch welche die Gesandtschaften kamen, dem Hause Wêi unterthan waren.

Unter den kostbaren Geschenken, welche die japanische Gesandtschaft überbrachte, werden zehn Sklaven, (vier Männer und sechs Frauen) wieder ausdrücklich angeführt, ohne daß man die anderen

Geschenke erwähnt. Diese Sklaven waren etwas Seltenes in China, mußten aber dem kaiserlichen Hofe besonders wohlgefallen, da man fortfährt, ihm solche Geschenke darzubringen.

Ming-di war natürlich hochbeglückt über diese Gesandtschaft, welche ihn und nicht seinen mächtigen Nebenbuhler in Kiang-nan besuchte. So empfing er dieselbe in feierlicher, pomphafter Audienz, um den ganzen Reichtum und den Glanz seines Hofes entfalten zu können. Der Kaiser belobte und beglückwünschte vor seinem ganzen Hofe die hehre Herrscherin von Japan, welche ihre Lehenspflicht nicht vergesse, trotz der so großen Entfernung, welche beide Reiche trenne. Auch dem Gesandten und seinem Gefolge sprach er seine Zufriedenheit aus, daß sie ihrer Herrscherin demütigst gehorsam eine so lange und beschwerliche Reise zu unternehmen sich nicht gescheut. Er lud sie ein, sich nun auszuruhen, indem er ihnen versprach, daß man alles mögliche tun werde, um ihnen den Aufenthalt in China angenehm und nützlich zu machen.

In der Tat blieben die Gesandtschaften nicht nur Monate, sondern nicht selten ganze Jahre lang im Lande, um alle Einrichtungen zu studieren. Dies war zumal bei den chinesischen Gesandten, welche nach Japan gingen, gewöhnlich der Fall. Den Japanern mochte es in China gewiß wohlgefallen, denn als Gäste des Kaisers wurden sie überall gut aufgenommen, mit Ehren überhäuft und aufs beste bewirtet und verpflegt.

Vor der Abreise der Gesandtschaft ernannte der Kaiser die Jingo zur 親 魏 倭 王: zur Freundin und Anverwandten des kaiserlichen Hauses Wêi, d. h. er adoptierte sie, erkannte sie als ein Mitglied seiner Familie an. Eine größere Ehre war denn doch nicht denkbar. Dieser hohe Ehrentitel war auf ein goldenes, großes Siegel eingegraben, welches der Kaiser mit zahlreichen andern Geschenken an die Jingo sandte.

Der Gesandte und die hohen Herren seiner Begleitung wurden gleichfalls durch Ehrentitel des kaiserlichen Hofes ausgezeichnet, welche auf kostbaren silbernen Siegeln eingegraben waren.

Um den Reichtum und Überfluß aller Kostbarkeiten seines Reiches zu zeigen, sandte Ming-di als Gegengeschenke eine beträchtliche Menge Goldes, Silbers und Kupfers, sowie viele kostbare, fünf chinesische Fuß lange Schwerter, ausgesuchte, seltene Perlen von großem Werte, die feinsten Seidenzeuge und Staatskleider. Kurz, die prächtigen Gegenstände waren überaus kostbar und zahlreich. Der Gesandte und sein Gefolge wurden auch, ein jeder nach seinem Range, wahrhaft kaiserlich beschenkt.

Der chinesische Gesandte, welcher den Gegenbesuch machen sollte, ging mit der japanischen Gesandtschaft zugleich ab, weil er ja sonst zu viel Schwierigkeiten gehabt, den Weg zu finden. Bei so entfernten Reisen war dies fast immer der Fall. Natürlich war auch er in Begleitung eines zahlreichen Gefolges und mit kostbaren Sachen zu Geschenken reich beladen. Denn Asiaten müssen Geschenke darbringen, um gut empfangen zu werden.

Wie wir schon oben bemerkt, blieben die chinesischen Gesandten zuweilen lange Zeit, oft ein ganzes Jahr in Japan, um das Land gut auszuforschen und zu studieren. So lernte also auch jetzt wohl der chinesische Gesandte Japan gründlich kennen. Sein offizieller Bericht ist in der Geschichte verwertet worden. Es lohnt sich also der Mühe, einiges davon mitzuteilen.

Zu jener Zeit, d. h. 239 nach Christus, gab es nicht mehr *hundert* und mehr Daimyo, d. h. unabhängige, erbliche Lehensfürsten in Japan, sondern nur mehr an die dreißig. Mit den andern hatte also die tatkräftige Jingo aufgeräumt, wie dies ja in Japan Brauch war und wir es im Verlaufe der Geschichte noch öfter sehen werden.

Der Gesandte klagt über die allzu schlechten Wege, d. h. kleine, enge, holperige Fußpfade, welche durch zahlreiche, lange und dichte Wälder, dann über hohe und niedrige Berge führen, sodaß man tagelang bergauf und bergab reise. Auch in Ebenen mit bestem Fruchtboden stehen oft ausgedehnte Wälder, da die noch dünn gesäete Bevölkerung fruchtbares Land im Überflusse besitze. Die zahllosen Flüsse, groß und klein, die keine Brücken haben, bilden eine andere Schwierigkeit für die Reisenden, ja eine noch größere als selbst die Berge und Wälder.

Bevor die Gesandtschaft zur Hauptstadt der Königin Jingo gelangte, kam dieselbe durch die Staaten mehrerer großen Daimyo, an deren Höfen sie ebenfalls gut aufgenommen wurde.

Der Gesandte war wiederum höchlichst erstaunt, daß die Japaner sich tätowierten. Auf seine Fragen erzählten ihm die Japaner, daß ihre Ahnen in grauer Vorzeit fast ausschließlich vom Fischfang gelebt, weil sie noch nicht verstanden hätten, Ackerbau zu treiben. Als kühne Fischer schwammen sie meisterhaft im Meere, wurden aber nicht selten von Meeresungeheuern gepackt und verzehrt. Um nun diese Ungeheuer zu erschrecken und in die Flucht zu schlagen, fingen sie an, sich zu tätowieren und allerhand fürchterliche Gestalten auf ihre Haut zu malen. So gewannen sie Übung in der Kunst des Tätowierens; und was

zuerst nur Schutzmittel gegen die Meeresungeheuer war, wurde schließlich Mode zur Verschönerung des Körpers.

Was ihr Altertum anbelange, behaupteten die Japaner, schon seit 2069 vor Christus mit den Chinesen in Verbindung getreten zu sein. Denn auch sie seien bei der großen Fürstenvereinigung, welche der Sohn des Kaisers 少 康 *Schau-k'ang* (2079 – 2057) in der Stadt 會 稽 *Kuêi-dji* in der Provinz Tsche-kiang versammelt, zugegen gewesen. Daselbst haben sie den Sohn des Kaisers mit kurzen Haaren und tätowiert gesehen und daraus geschlossen, dies sei der höchste Grad der Kultur, und infolgedessen ihn nachgeahmt.

Die besagte große Fürstenversammlung ist sehr problematisch und unwahrscheinlich mit allem, was man davon erzählt. Wahrscheinlich haben die japanischen Gesandten in China davon reden gehört, sowie von den alten tätowierten Völkern, welche ehedem den Kiang-nan und Tschekiang bewohnten, und daraus ihre Legende gebildet.

Was den Prinzen 太 伯 *Tä-bêi*, den Gründer des Königreiches 吳 *U* und seine Nachkommen betrifft, so behaupten die Japaner steif und fest, *Tä-bêi* sei der Ahne ihrer Mikado und mehrerer großen Daimyo, da Prinzen des königlichen Hauses und viele Großherren sich im Jahre 470 bei der Zerstörung des Reiches nach Japan geflüchtet hätten.

Wäre dies reine japanische Überlieferung, so wäre der Beweis in Verbindung mit der oben schon erwähnten chinesischen Überlieferung wohl vollgültig. Aber leider scheinen es nicht zwei unabhängige Quellen zu sein, sondern einzig chinesische Überlieferung, welche die Japaner von chinesischen Gelehrten gehört haben.

Ganz erstaunt war der chinesische Gesandte, daß die Japaner nicht nach Chinesenart sich ganz demütig vor ihren Vorgesetzten auf die Erde werfen noch niederknieen; ebenso daß sie sich zum Zeichen der Freundschaft und Verehrung die Hand geben 搏 手 *Buo-schou*.

Außerdem erzählt der Gesandte, daß es in jenen östlichen, fernen Regionen ein Land und Königreich von Zwergen gebe, welche nur drei bis vier Fuß groß sind. Darin stimmt er mit vielen anderen Reisenden überein, welche von Zwergen, Riesen, einäugigen Menschen u. s. w. zu erzählen wissen. Fabeln mußten schon einige mit unterlaufen.

Aber bei weitem merkwürdiger ist, was die offizielle Geschichte Chinas erzählt. Im Jahre 230 ging eine Flotte des Königreiches 吳 孫 *U-suin* nach Japan, um Soldaten zu werben, weil die Japaner

als tapfere, unerschrockene, todesmutige Soldaten bekannt waren. Es hatten sich mehrere tausend auf der Insel 夷 洲 *I-dschou* anwerben lassen, die um guten Lohn nach dem Kiang-nan gingen, um an den unaufhörlichen Kriegen Teil zu nehmen. Das setzte voraus, daß der Kiang-nan häufige Verbindungen mit Japan hatte und daß die beiden Länder sich kannten und Vertrauen zu einander hatten. Dieses historische Faktum stützt die oben erwähnten Überlieferungen von Auswanderungen nach Japan schon besser.

Im Jahre 240 schickte der Nachfolger des Kaisers Ming-di eine Gesandtschaft nach Japan, um die alte Freundschaft zu erneuern, und wenn möglich noch zu befestigen. Er übersandte der Jingo und deren Bruder die höchsten chinesischen Ehrentitel mit den entsprechenden kostbaren Abzeichen. Dieser jüngere Bruder der Jingo unterstützte dieselbe in der Regierung und war der mutmaßliche Nachfolger auf dem Throne. Es war also wichtig, ihn für China freundlich zu stimmen. Auch die japanischen Minister und einflußreichen Herren des Hofes erhielten Ehrentitel und die entsprechenden kostbaren Siegel und Abzeichen.

Als Geschenke wurden geschickt: die feinsten Seidenzeuge und kostbare Staatskleider, feinste Gewebe von kostbaren Ziegenhaaren, welche vom fernsten Westen nach China gekommen,*) prachtvolle Siegel, große kostbare Schwerter, welche den kriegerischen Japanern sehr willkommen waren, und andere kostbare Gegenstände.

Bei der Rückkehr überbrachte der Gesandte nicht nur Gegengeschenke, sondern selbst einen Brief, worin Jingo in den demütigsten Ausdrücken ihren Dank aussprach. Nach diesem Zeugnis hätten also die Japaner die chinesische Schrift schon erlernt, wenn nicht der Gesandte selbst für die Königin den Brief geschrieben hat.

Im Jahre 243 sandte Jingo eine Gesandtschaft nach China, um dem Kaiser aufs feierlichste zu danken, die gebührende Ehre zu erweisen und angemessene Geschenke darzubringen. Die Gesandtschaft bestand aus acht hohen Würdenträgern des japanischen Hofes und einem entsprechend zahlreichen Gefolge. Als Gegengeschenke brachten sie eine Anzahl Sklaven (diese waren somit in China genehm und willkommen), Seidenstoffe, kostbare wohlriechende Hölzer, welche man in China nicht kannte, Prachtexemplare von Bogen, Pfeilen und viele andere kostbare Gegenstände.

Wie immer wurde die Gesandtschaft ungemein glänzend empfangen, aufs freundlichste bewirtet und fürstlich beschenkt, ja mit Geschen-

*) Es handelt sich also hier um kostbare Stoffe aus Kaschmir, wie es scheint.

ken überladen. Im Jahre 245 schickte der Kaiser seinerseits eine Gesandtschaft nach Jamato, um zwei der höchsten Herren die Abzeichen der hohen Würde eines chinesischen 大夫 *Da-fu* zu überreichen. Zugleich überbrachte sie auch reiche, eines chinesischen Kaisers würdige Geschenke für die mächtige Königin und die einflußreichen Herren des Hofes.

Bald nach der Rückkehr dieser Gesandtschaft starb die Königin Jingo, welche die Chinesen Bei-mi-hu nennen. Die Japaner schreiben ihr eine Regierung von neunundsechzig und ein Alter von hundert Jahren zu. Die chinesischen Geschichtschreiber dagegen lassen sie nur regieren sechsundvierzig Jahre; und darin haben sie wohl recht. Denn in China war man sehr genau und pünktlich im Aufzeichnen geschichtlicher Tatsachen, und schon seit den ältesten Zeiten war ein eigener Beamter dafür angestellt. Diese Aufzeichnungen eines jeden Tages wurden im sorgfältig verwahrten Archive niedergelegt. Die Japaner dagegen haben erst später ihre Geschichte geschrieben.

Man errichtete der großen Herrscherin ein würdiges Grabmal nach chinesischer Art, indem man viel Erde zusammentrug, um einen künstlichen Hügel zu machen. Auch kam man wieder zu den schon verbotenen Menschenopfern zurück. Hundert Sklaven wurden lebendig mit ihr begraben. Die berühmte Königin ist unter die Götter versetzt worden und trägt als Göttin den Namen Kashi-Daimyo-jin.

Als ihren Nachfolger bezeichnen die chinesischen Geschichtsschreiber einen männlichen Mikado, wahrscheinlich ihren jüngeren Bruder, der auch schon zu ihren Lebzeiten das Staatsruder geführt hatte.*) Aber der neue Mikado nahm seine Würde allzu ernst und spielte den allmächtigen Autokraten. Das gefiel den mächtigen Daimyo natürlich nicht. Es kam zu einer Revolution und einem mörderischen Kriege, der viel Blut und Menschenleben kostete. Schließlich einigten sich die Parteien, um die dreizehnjährige Prinzessin 壹與 *I-yü*, eine Schwester der Jingo, auf den Thron zu erheben. So blieben die großen Lehensherren eigene Herren und Meister. Die Daimyo liebten solche ohnmächtige, unfähige, nur den Namen tragende Mikado, um selbst unabhängig zu bleiben. Wohl in der

(* In den japanischen Geschichtstafeln regiert Jingo (201—269), dann folgt ihr Sohn O-jin (270—310), der ebenfalls 110 Jahre alt, dann unter die Götter versetzt wurde. (cf. Papinot p. 151 „O'jin".) Wie wir schon bemerkt, sind die chinesischen Geschichtsschreiber glaubwürdiger. Bei den so intimen Beziehungen zu Japan war China ohne Zweifel auf dem Laufenden.

Geschichte keines Volkes findet man soviel Kinder auf dem Thron, wie in Japan.

Schon im Jahre 247 schickte die neue jugendliche Königin, d. h. ihre Partei, eine Gesandtschaft nach China, um dem Kaiser, als obersten Lehensherren ihren Respekt zu bezeigen und die üblichen reichen Geschenke darzubringen. Denn sie fühlte wohl, daß sie bei ihrer Schwäche des Schutzes des mächtigen Kaisers bedürfe. Nichts konnte dem chinesischen Hofe erwünschter sein, als sich unter einem so schönen Vorwande in die Angelegenheiten Japans mischen zu können. China schickte einen Gesandten, welcher *I-yü* belohnte und offiziell zum Mikado erklärte.

Dank dem so großen Ansehen Chinas war alles nach Wunsch geglückt, und *I-yü* schien auf dem Thron befestigt. Sie beeilte sich daher, eine neue Gesandtschaft nach China zu senden, um dem Kaiser für seine Güte und wirksame Hilfe zu danken. Zwanzig Großfürsten des Hofes mit einem entsprechenden Gefolge umfaßte diese Dankes-Gesandtschaft der jungen Königin, welche hierdurch ihren Höflingen zugleich Gelegenheit bieten wollte, reich beschenkt zu werden. Ja, die Herren der Gesandtschaft machten außerdem noch sehr gewinnreiche Handelsgeschäfte, indem sie japanische Waren in China teuer verkauften, die chinesischen billig erstanden, um solche dann in Japan teuer loszuschlagen. Es war also nicht nur eine große Ehre, Mitglied der Gesandtschaft zu sein, sondern auch die beste Gelegenheit, sich zu bereichern. Wie wir sehen werden, bestanden später die japanischen Gesandtschaften aus fünfhundert bis sechshundert, ja bisweilen aus tausend Mitgliedern.

Als Geschenke übersandte die junge Königin unter anderen kostbaren Gegenständen dreißig Sklaven, Männer und Weiber zusammen, und fünftausend kostbare, in China sehr gesuchte weiße Perlen.



Viertes Kapitel.

China und Japan unter der Dynastie 晉 Dsin (265—420).

Sema-dschau in China. O-jin in Japan. Berichte der Gesandten über Japan. Koreas wachsende Bedeutung.

Gewöhnlich hatten in China die Gründer und ersten Herrscher einer Dynastie viel mit Gegnern zu kämpfen, um sich auf dem Throne zu behaupten. Sie hatten keine Zeit, sich einem trägen Wohlleben hinzugeben. Stetes Ringen und Kämpfen stählte ihren Geist und Körper. Darum waren sie auch durchgehends tüchtige, tatkräftige Männer. Ihre Nachfolger, die sich auf dem Thron sicher sahen, ergaben sich im Laufe der Zeiten nicht selten einem wollüstigen Leben. Sie liebten es, großen Luxus zu entfalten, fast göttliche Ehre sich erweisen zu lassen und ihre kostbare Zeit mit den zahlreichen Konkubinen zu vergeuden. Dadurch legten sie den Grund zum Untergange ihrer Dynastie.

So ging's auch mit der Dynastie 魏 *Wêi.* 魏元帝 *Wêi-yüan-di* (260—264) wurde im Jahre 264 von seinem Lehensherrn, dem großen 司馬昭 *Se-ma-dschau* beiseite geschoben. Dieser setzte sich selbst auf den Thron. Er gab seiner Dynastie den Namen Dsin, weil er 晉王 *Dsin-wang*, d. h. Groß-Vasall vom Lehen Dsin gewesen war. Er regierte bis 290 und ist der einzige würdige Herrscher dieses Geschlechtes, das bis 420 auf dem Throne saß. Der Süden Chinas war erobert, Nanking zur Hauptstadt des Reiches erwählt worden, aber ohne daß mehr Tätigkeit und Verständnis in der Regierung des Reiches sich geltend machten. Der alles zersetzende Buddhismus wurde eingeführt und verdarb den Hof, zumal die Weiber, noch mehr. Kurz, die Geschichte dieser Dynastie ist höchst widerlich.

In Japan gab es auch Veränderungen, um nicht zu sagen Revolutionen. 壹與 *I-yü* ist entweder gestorben oder hat abgedankt, um 應神 *O-jin* auf den Thron zu bringen. Wollte man in Japan jemanden den Thron sichern, so dankte man ab: dann wußte das Volk nicht, ob noch der alte oder der neue Mikado herrschte und es gewöhnte sich, ruhig zu bleiben und die Sachen gehen zu laßen. O-jin war der Sohn der famosen Jingo und regierte bis 310. Er war ein tatkräftiger Herrscher. Weil er viele glückliche Kriege geführt, wurde er nach dem Tode unter die Götter versetzt und unter dem Namen Hachiman als Kriegsgott verehrt.

Im Jahre 266 kam eine neue Gesandtschaft von Japan nach China an den Hof der Dsin. Nach alter chinesischer Sitte und Politik wurde die Gesandschaft aufs beste empfangen, und die freundlichen Beziehungen zwischen den zwei Staaten dauerten fort: China war der mächtige, gütige Lehensherr, Japan der ergebenste Diener, der in diesem seinem Dienstverhältnisse den sichersten Vorteil sah.

Auch der Kaiser der Dynastie Dsin sandte einen Großfürsten nach Japan, um den Mikado zu begrüßen und um das Land zu studieren und auszuspionieren, wie die chinesischen Gesandten es immer taten. „Was wäre zu tun, wenn Schwierigkeiten mit diesem Staate entständen? wie und auf welchen Wegen wäre anzugreifen?“ waren immer Fragen, welche der Gesandte zu beantworten hatte.

Die Berichte der Gesandten der Dynastie Dsin bestätigen die Überlieferungen der Japaner, welche behaupten, ihre Könige stammen vom „heiligen“ 泰伯 *Tä-bêi* und seien 470 vor Christus nach Japan gekommen; ferner daß die Japaner schon 2069 in 會稽 *Kuêi-dji* mit den Chinesen freundschaftliche Verbindungen gehabt. Kurz, sie rühmen sich chinesischer Freundschaft, chinesischer Bildung und sogar chinesischer Abstammung.

Wiederum finden wir den chinesischen Gesandten erstaunt über das Tätowieren der Japaner, die ihrerseits behaupteten, diese tätowierten Zeichnungen auf dem Körper der Fischer erschrecke die Drachen und Meeresungetüme und jage sie in die Flucht.

Der Gesandte bemerkt über die Hochzeiten der Japaner: „Niemals gibt man den Eltern der Braut Geld oder kostbare Seidenstoffe, wie dies in China oft, zumeist in Kiang-nan, der Fall ist, wo die Eltern beim Verheiraten der Töchter ein gutes Stück Geld einstecken unb ihre Töchter gewissermaßen an den Meistbietenden verkaufen. Nichts dergleichen war Brauch in Japan. Dort

schenkt der Bräutigam der Braut neue ihrem Stande entsprechende Kleider: das ist alles".

Der Bericht kommt auch auf die Särge der Toten zu sprechen und bestätigt, daß die Japaner ihre Toten in Särgen begraben, so wie die Chinesen. „Nur kennen sie noch nicht die Doppel-Särge", fügt er triumphierend hinzu. Die Japaner waren also noch nicht ins Innere der Lehre des Konfuzius vorgedrungen, da letzterer dicke Särge verlangt und die Vollkommenheit der Kindesliebe in Doppelsärgen erblickt, wie wir dies eines längeren im Leben des Konfuzius erörtert haben.

„Kommen die Verwandten vom Begräbnisse zurück, so beeilen sie sich, ein Bad zu nehmen, um alle Unreinigkeiten, womit sie sich möglicherweise befleckt, ganz abzuwaschen." „Die Japaner haben keinen Kalender, somit keine Monate und Jahre, sondern bestimmen ihre Daten nach der Aussaat und der Ernte."

Auch nach dem Berichte dieses Gesandten war die Bêi-mi-hu oder Jingo eine mächtige Zauberin, in derem Solde alle Geister standen. Deswegen war sie auch in allen ihren Kriegen siegreich und im stande, die stolzen Daimyo zu bändigen. Die Lehen der allzu widerspenstigen Großen zog sie ein und reduzierte so ihre Zahl bis auf einige dreißig; kurz, sie stellte die Vollmacht der alten großen Mikado wieder her.

Unter dem fünfzehnten Mikado O-jin sollen die Koreaner 阿直岐 *Achiki* und 王仁 *Wani*, das Webe-, Schmiede- und andere Handwerke nach Japan eingeführt haben.

Dieser Achiki wurde schon oben erwähnt, wo von Jingo die Rede war. Übrigens machten die Japaner schon selbst die schönsten Seidenstoffe, verstanden also die Weberei, ja sogar die Kunstweberei, und brauchten somit keinen Lehrmeister im Weben.

Auch die Kunst des Schmiedens kannten die Japaner schon, da sie fähig waren, gute Schlachtschwerter und Lanzen zu hämmern.

Es ist also bei weitem wahrscheinlicher, daß besagte zwei gelehrte Koreaner eine große Anzahl chinesischer Bücher nach Japan eingeführt und das Studium des Chinesischen sehr befördert haben, wie andere Geschichtsschreiber berichten. Augenscheinlich ist, daß diese Volksbildner, wenn sie bemerkten, daß den Japanern ein Handwerk, eine Kunst mangelte, dieselben aus Korea einführten, da ja der Verkehr zwischen diesen zwei Ländern ein bequemer war.

Korea bestand zu jener Zeit aus drei Staaten:

1. Koma, auch 百濟 *Bêi-dsi* genannt, im Westen;

2. Kudara, auch 高句麗 *Kau-djü-li* genannt, im Norden;

3. Shiragi, auch 新羅 *Sin-luo* genannt, im Osten, das somit der Nachbar, aber auch der Erbfeind Japans war, während Bêi-dsi der gewönliche Bundesgenosse Japans war.

Im Jahre 265 machte Japan wieder einmal eine Expedition nach Korea, um die Shiragi zu erinnern, den ihnen von Japan auferlegten Tribut regelmäßig zu zahlen. China sagte nichts zu diesen Kriegsunternehmungen behufs Eintreiben des Tributes, wozu es als oberster Lehensherr allein das Recht hatte. China verstand und versteht zu schweigen, um die günstige Gelegenheit abzuwarten. Zu jener Zeit hatte es andere Sorgen, als sich um Korea zu bekümmern. Der tüchtige japanische General Kami-tsuke trug glänzende Siege über die Koreaner davon. Nach siegreich beendetem Kriege zog der glückliche Sieger gegen die Ainos zu Felde, fiel aber zum Leidwesen aller Patrioten in diesem Kampfe. Denn die sonst so gutmütigen Ainos wollten sich doch nicht ohne Widerstand aus ihrem angestammten Vaterlande verjagen lassen. Sie verteidigten sich mit Mut und Ausdauer und brachten den Japanern mehr als eine Niederlage bei.

Der chinesische Hof wußte sehr wohl, daß Japan eine ganz andere Macht sei, als eines der drei Königreiche von Korea oder andere kleine Vasallstaaten. Er hielt also darauf, mit Japan gut Freund zu bleiben und pflegte die alten Beziehungen zu diesem Lande. Den Japanern lagen diese freundlichen Verbindungen mit China noch mehr am Herzen, weil sie ihnen so viel materiellen Vorteil brachten und die Wissenschaften und die Staatskunst Chinas allmählich vermitteln halfen.

War der Geschichtsschreiber der Dsin sparsamer mit Aufzählung von Einzelheiten der verschiedenen Besuche, so werden wir sehen, daß der Verfasser der Geschichte 劉宋 *Liu-sung* alle Gesandtschaften unter dieser Dynastie ausführlich aufzählt und viele interessante geschichtliche Aufschlüsse gibt.



Fünftes Kapitel.

China und Japan unter der Dynastie 劉宋 Liu-sung (420—479).

Ausserordentliche feierliche Gesandtschaft nach Nan-king. Widerspruch zwischen chinesischen und japanischen Geschichtsschreibern. Erweiterung der Befugnisse Japans über Korea. Brief des Mikado U.



Der Gründer dieser Dynastie, 劉裕 *Liu-yü,* war der Fortuna Schoßkind. In seiner Jugend war er ein in Lumpen gekleideter Strohschuhflechter und Verkäufer und hatte mit der größten Armut zu kämpfen. Bald ergriff er das Soldatenhandwerk, stieg rasch von Stufe zu Stufe und zeigte sich zum Erstaunen aller als ein Kriegs-Genie erster Größe. Zuerst diente er der Dynastie der Dsin in aller Treue. Als er aber den heillosen Wirrwar an diesem Kaiserhofe sah, setzte er sich schließlich selbst auf den Thron, um dem Volke Ordnung und Frieden zu geben. Er war wirklich ein großer Kaiser und ist in der Geschichte als 宋武帝 *Sung-u-di* bekannt. Nur lebte er zu kurze Zeit, um China unter seinem Scepter zu vereinigen und den alten Glanz des Reiches in all seiner Fülle wieder herzustellen. Er starb schon 423. Seine Nachfolger glichen ihm leider wenig oder gar nicht.

Schon im Jahre 421 kam eine feierliche Gesandtschaft aus Japan an seinen Hof in Nanking, um ihm als hehren Lehensherren die schuldige Ehre zu erweisen und den gebührenden Tribut darzubringen. U-di war hocherfreut und empfing die Gesandtschaft auf die ehrenvollste Weise mit wahrhaft kaiserlichem Pomp. In öffentlicher Audienz belobte er den Mikado ob seiner unentwegten Treue, da er alljährlich den schuldigen Tribut darbringe und zwar trotz der ungeheuren Entfernung, trotz der so gefährlichen Seereise. Ja, er erklärte den Mikado sogar als das unübertroffene Muster eines

Lehensfürsten. Er hatte auch schmeichelnde Worte für den Gesandten und sein Gefolge, die selbst in so schwerer Sache ihrem Herrn und König so treu ergeben und gehorsam seien.

Nach so großen Lobsprüchen, welche die Freude seines Herzens allen kund gaben, ist es nicht überraschend, daß der Kaiser die reichsten Gegengeschenke machte. Ebenso wurde der Gesandte und ein jeder des zahlreichen Gefolges wahrhaft kaiserlich beschenkt. Er geruhte, dem Mikado die hohe Würde eines 倭 國 王 *Wo-kui-wang*: „Königs von Japan" zu verleihen, und ihm als Abzeichen dieser Würde ein goldenes Siegel zu übersenden, auf welchem dieser Titel eingegraben war.

Kaum jemals war eine japanische, Gesandtschaft mit so viel Ehrenbezeigungen und aufrichtiger Freundlichkeit ausgezeichnet worden.

Wir sind im Jahre 421. Nun aber nennen die japanischen Geschichtsschreiber den neunzehnten Mikado 允 恭 *Inseyo* und lassen ihn von 412—453 regieren; diesem folgt der zwanzigste Mikado 安 康 *Anko* (454—456), und diesem als der einundzwanzigste 雄 畧 *Inriaku*, welcher von 457—479 regierte. Während der Dynastie Liu-sung (420—479), kennen die japanischen Geschichtsschreiber nur drei Mikado, während die chinesischen deren sechs aufzählen. Die Chinesen nennen den Mikado, welcher 421 die erste Gesandtschaft an den Kaiser schickte, 讚 *Dsan*, welchem 426 sein Sohn 珍 *Dschen* nachfolgt. Auf diesen folgt sein Bruder 彌 *Mi*, dann im Jahre 443 der Mikado 濟 *Dsi*, Sohn des Mikado Dschen, auf diesen gegen 458 der Mikado 興 *Hing* und 467 der Mikado 武, Sohn des Hing.

Wo ist die Lösung dieses Problems? Die europäischen Gelehrten werden das für mich unerklärliche Rätsel wohl erklären können. Nur bemerke ich, daß die chinesischen Geschichtsschreiber genau nach zeitgenössischen Dokumenten schrieben, somit Glaubwürdigkeit beanspruchen.

Im Jahre 425 schickte der Mikado Dsan eine feierliche Gesandtschaft mit reichen Geschenken an den neuen Kaiser 文 帝 *Wen-di* (424—454), um denselben zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und die gebührende Ehre zu erweisen. Wen-di war so erfreut über diese Aufmerksamkeit, daß er den Gesandten mit Ehren und Geschenken überhäufte, ja er bewilligte dem Mikado den bis dahin unerhörten Ehrentitel eines 大 將 軍 *Da-dsiang-djün*, d. h. eines Generalissimus von China und natürlich auch von Japan, erteilte ihm also Vollmacht über alle Streitkräfte Japans. Nur sollte

Dsan diese hohe Ehre nicht lange genießen, da er bald darauf starb.

Im folgenden Jahre 426 sandte der Mikado 珍 *Dschen,* welcher seinem Bruder auf dem Throne gefolgt war, eine feierliche Gesandtschaft an Wen-di, um demselben seine Thronbesteigung anzuzeigen und die Bestätigung nachzusuchen. Natürlich überbrachte man die kostbarsten Geschenke, um dem Kaiser sich als getreuen und ergebenen Lehensuntertan zu erweisen.

In seinem Briefe rühmte sich Dschen, der legitime Mikado von Japan 倭國王 und außerdem noch der anerkannte Kriegsherr von fünf anderen unabhängigen Staaten zu sein, nämlich 1. von 百濟 *Bi-dsi*, 2. von 新羅 *Sin-luo*, 3. von 任那 *Jen-na**), 4. von 秦韓 *Dsin-han* und 5. von 慕韓 *Mu-han*. Dschen behauptet also, der anerkannte Herr von Korea zu sein, was offiziel jedoch nicht der Fall war. Denn die Könige von Korea kamen seit Jahrhunderten als chinesische Lehensfürsten an den kaiserlichen Hof von China und wurden mit denselben Ehren empfangen als andere tributpflichtige Fürsten. Indes erhob der Kaiser keinen offiziellen Einspruch dagegen: China verstand zu warten und wollte nicht unnütz den Mikado erzürnen. Es war genug für China, wenn die koreanischen Könige ihre Lehenspflicht nicht vergaßen und am Kaiserhofe erschienen. Und kamen sie manchmal nicht, so nahm man immer leicht Entschuldigungen.

Was mehr überraschen kann, ist, daß der Kaiser dem Mikado die angemaßte Würde gewissermaßen wenigstens indirekt bestätigte, indem er demselben den demütigst erbetenen Titel 安東將軍 *Ngan-dung-dsiang-djün* offiziell verlieh, d. h. er ernannte den Mikado zum Generalissimus, welcher im ganzen Osten für Ruhe und Frieden zu sorgen hat. Solche Titel wurden in China selten verliehen, weil sie eben eine allzu ausgedehnte Machtbefugnis erteilten, gewissermaßen volle Freiheit zu allen Kriegsunternehmungen gewährten. Solche dehnbare Rechte bewilligte das kluge China nur in kritischen Momenten.

Außerdem erbat der Mikado für dreizehn seiner Hofherren den offiziellen Titel eines Generals, d. h. General des kaiserlichen Hofes. Auch diese Gnade bewilligte der Kaiser.

Um für solche außerordentliche Gunsterweisungen des Kaisers gebührend zu danken, sandte der Mikado 430 eine Gesandtschaft,

*) Jen-na 任那 (die Japaner lesen Mimana) war auch ein Staat von Korea. (cf. Papinot p. 123.) Die beiden anderen Staaten befanden sich wahrscheinlich ebendaselbst oder auf Japan oder Korea benachbarten Inseln.

welche dem Kaiser alle nur erdenklichen kostbaren Geschenke aus Japan überbrachte.

Als 439 wieder eine neue Gesandtschaft mit den herrlichsten Geschenken reich beladen ankam, billigte der höchst erfreute Wen-di neue Ehrentitel für den Mikado und seine Großfürsten und sandte fürstliche Gegengeschenke.

Der neue Mikado 濟 *Dsi* schickte 443 alsogleich eine feierliche Gesandtschaft nach China, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und die kaiserliche Bestätigung zu erbitten. Auch bat er gar demütig um die hohen Titel, welche seinen Vorgängern gnädig bewilligt worden waren. Der Kaiser geruhte, auch ihm die Titel 倭國王 „König von Japan" und eines 安東將軍 zu verleihen; d. h. auch er wurde mit der Vollmacht ausgerüstet, Ruhe und Frieden im ganzen Osten zu erhalten mit den Mitteln, welche er dazu als geeignet ansehen werde.

Bei Gelegenheit einer neuen Gesandtschaft im Jahre 451 geruhte der Kaiser Wen-di, dem Mikado auch den Titel eines „Befehlshabers über alle Streitkräfte, selbst der fünf unabhängigen Staaten" zu erteilen. Die Staaten von Korea werden also für „unabhängig" erklärt, um diesen Fürsten nicht zu mißfallen und um anzudeuten, daß sie im chinesischen Vasallenrechte verbleiben. Andrerseits gesteht der Kaiser dem Mikado den Oberbefehl über sämtliche Truppen zu. Wie sich das vereinigen ließe, mußten die Herren selbst zusehen. China seinerseits suchte beiden Teilen aufs beste zu begegnen. Praktisch löste sich die Frage ganz einfach nach Asiatenweise. Fiel Japan mit Truppenmacht in Korea ein, so beeilten sich diese unabhängigen Fürsten, in den demütigsten Ausdrücken Lehenstreue zu schwören; sobald aber die Japaner fort waren, kümmerten sie sich nicht im geringsten um ihre Eidschwüre. War der Mikado ein energischer und tatkräftiger Fürst, welcher Gehorsam verlangte und im Notfalle erzwingen konnte, so waren diese Koreaner natürlich gehorsame Diener und erstarben in vollster Devotion. Im allgemeinen hatten die japanischen Könige daheim genug zu tun, um die unruhigen, zu Revolution und Verschwörungen geneigten Daimyo im Zaume zu halten. Gleichwohl behielten sie immer Korea im Auge und betrachteten dieses Land als eine ihnen notwendige Provinz.

Der neue Mikado Dsi hatte auch Ehrentitel für dreiundzwanzig seiner Günstlinge und Großfürsten erbeten. Der großmütige Kaiser verlieh denselben eine der höchsten Würden jener Zeit, denn er ernannte sie zu 大夫 *Da-fu*, d. h. „Großfürsten des kaiserlichen Hofes."

Als 458 der Mikado Dsi starb, folgte ihm sein Sohn 興 *Hing* auf dem Thron, der die freundlichen Beziehungen zu China auch seinerseits pflegte. Im Jahre 460 schickte er eine feierliche Gesandtschaft, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und die Bestätigung von seiten des Kaisers nachzusuchen. 孝武帝 *Hiau-u-di* (454—465) war nicht nur erfreut über die reichen Geschenke, die man ihm überbrachte, sondern auch sehr erbaut über die Treue und den Eifer, mit welchem der Mikado trotz des so langen Weges so regelmäßig den Tribut übersandte und in so demütigen Worten die Oberherrschaft des Reiches anerkannte. Er geruhte, ihn öffentlich darob zu loben und als ein Muster hinzustellen und gewährte ihm mit Freuden die hohen Titel eines 倭國王, d. h. König von Japan, und eines 安東將軍 d. h. Schutzherrn aller östlichen Länder, welche Würden seine Vorfahren schon erhalten und glänzend getragen hatten.

Hing regierte nicht lange, denn er starb schon 468. Sein Bruder 武 *U* folgte ihm auf dem Thron und nahm noch vor der kaiserlichen Bestätigung jene hohen Titel seiner Vorgänger an, da er ein selbstbewußter und tüchtiger Mann war, der sich stark genug fühlte, seine Rechte und Privilegien zu wahren. Er war wohl auf dem Laufenden der Zustände am kaiserlichen Hofe, wo die klägliche Unordnung und blinde Sorglosigkeit ein nahes Ende der Dynastie voraussehen ließ. Gleichwohl schickte er 471 eine Gesandtschaft nach China, um dem Kaiser 明帝 *Ming-di* (465—473) seine Thronbesteigung anzuzeigen und die gebührenden Geschenke darzubringen.

Als der Mikado U im Jahre 478 eine Gesandtschaft schickte, um den dreizehnjährigen neuen Kaiser 順帝 *Schuin-di* (477—479) zu seiner Thronbesteigung zu begrüßen, ließ er zugleich einen für einen Mikado bis dahin unerhört stolzen Brief übereichen. „Meine Vorfahren“ sagte er, welche das Amt übernommen, Ruhe und Frieden in den östlichen Ländern zu wahren, haben eine gar drükkende Last auf sich genommen. Um diese ihre Pflicht getreu zu erfüllen, waren sie fast die ganze Zeit ihres Lebens gezwungen, den Harnisch zu tragen und die Lanze zu führen, ohne Zeit zu haben, sich selbst zu leben. Unter unendlichen Mühen und Beschwerden hatten sie fortwährende Kriege zu führen.*) Im Osten

*) Es waren Kriege gegen Stämme der Ainos, welche damals noch den Osten der Insel Nippon bewohnten. Die Wilden waren wohl Bewohner der westlichen Berge derselben großen Inseln oder Bewohner der zahlreichen kleineren Inseln von Japan. Bemerkenswert ist, daß der Mikado schon damals seine Züge bis auf die Insel Gezo 蝦夷 Hin-i d. h. bis zu den Crevetten-Inseln, und bis auf Hokaido ausgedehnt hat.

haben sie fünfundfünfzig unabhängige Staaten der 毛人 *mau-jin* (Ainos) bekämpfen und zur Unterwerfung und Ruhe bringen müssen; im Westen hatten sie sechsundsechsig Staaten der 夷人 *I-jin*, d. h. Wilden zu bändigen. Nachdem sie so im Osten und Westen die Ruhe und den Frieden hergestellt, setzten sie über das nördliche Meer und unterwarfen dort nicht weniger als fünfundneunzig Staaten. Überall stellten sie die Ordnung und den Frieden her. Viele der benachbarten Staaten kamen dann von selbst, um sich um unsere Freundschaft und Verbrüderung zu bemühen.

„Jetzt nun sehe ich mich trotz meiner Unfähigkeit berufen, dieses große Land von Japan und seiner Bundesgenossen zu regieren. Ich erkläre mich gern als getreuen Vasall Ew. erhabensten Majestät 天極 *Tien-dji,* und beeile mich, wie es meine Pflicht erheischt und meine Vorfahren es gepflogen haben, die gebührende Lehenstreue zu versprechen und die üblichen Geschenke darzubringen. Ich für meinen Teil wäre gern bereit, alljährlich eine Gesandtschft zu schikken, wenn nicht dieses abscheuliche Volk der Koreaner meinen Leuten allerhand Schwierigkeiten bereitete und auf alle nur erdenkliche Weise sie belästigte. Die Koreaner sind Menschen ohne alles Gewissen; sie halten meine Schiffe an, lassen meine Leute nicht durch ihr Gebiet ziehen, ja sie bemächtigen sich selbst der Geschenke, welche ich Ew. kaiserlichen Majestät übersende. Der Kamm ist ihnen so geschwollen, daß sie selbst in mein Reich Einfälle unternommen und eine gute Anzahl meiner friedlichen Unterthanen ermordet haben. Alle diese Schwierigkeiten verzögern teils meine Gesandtschaften, teils machen sie dieselben unmöglich, weil die Schiffe, wenn sie nicht den günstigen Wind benutzen, ummöglich nach China kommen können. Beim Abgang meiner Gesandtschaft weiß ich nimmer, wann oder ob sie überhaupt jemals an den kaiserlichen Hof gelangen werde.

„Aufs höchste erzürnt über dieses widrige Gesindel von Koreanern, welche uns immer den Weg versperren, haben meine Vorfahren schon große Vorräte von Waffen aufgespeichert, um gegen diese gewissenlosen Horden in den Krieg zu ziehen. Alles war vorbereitet, das Heer sollte den Kriegszug antreten: da starb plötzlich mein Vater. Mein älterer Bruder folgte ihm auf dem Throne, und treu dem väterlichen Auftrage wollte er den Strafkrieg unternehmen: da raffte auch ihn der Tod hinweg, ehe er Zeit gehabt, sein Vorhaben auszuführen.

„Solange ich, ihr unfähiger Nachfolger, in Trauer um die teuren Toten mich befand, konnte ich einen Kriegszug nicht unternehmen.

Jetzt aber, nachdem die übliche Trauerzeit vorüber ist, will ich meine Krieger üben, die Waffen schärfen und endlich die von meinen Vorfahren gefaßten Entschlüsse ausführen. Mein Volk glüht von Kriegs- und Kampfbegierde, und zwar nicht nur die Kriegsleute, sondern auch das gemeine Volk. Niemand ist unter ihnen, der vor einem gezückten scharfen Schwerte Furcht hätte; alle sind bereit und wünschen, sich mit Wut auf den Feind zu werfen".

„Im Vertrauen auf die hohen Verdienste Ew. kaiserlichen Majestät beim Himmel hoffe ich den Feind zu besiegen und mich nicht meiner Vorfahren, welche durch glorreich geführte Kriege hochberühmt sind, unwürdig zu zeigen. Um dieses schwierige Unternehmen mit der gebührenden Autorität und Vollmacht zu vollführen, bitte ich Ew. kaiserliche Majestät, mir die Titel eines kaiserlichen Staatsministers und kaiserlichen Generalissimus zu verleihen. Diese von der höchsten Autorität verliehenen hohen Würden werden ohne Zweifel jene Völker leichter zur Unterwerfung vermögen und in getreuem Gehorsame gegen mich erhalten".

Der kaiserliche Hof var also benachrichtigt, daß der Mikado die Koreaner mit Krieg überziehen werde. Nach chinesischer Auffassung mußte er „das Testament seiner Vorfahren" vollstrecken, und war es also gewiß, daß er dies Unternehmen vollführen werde.

Der schwache Kaiserhof war unfähig, dem Mikado Halt zu gebieten: er machte also gute Miene zum bösen Spiel und bewilligte ihm den Titel „Generalissimus von Japan und der fünf unabhängigen Staaten", den Titel eines kaiserlichen Staatsministers bewilligte ihm der schwache Kaiser jedoch nicht.

Es war dies wohl die letzte offizielle Handlung der Liu-sung, welche bald darauf elend unterging.



Sechstes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter den zwei Dynastieen 南齊 Nan-tsi (479—502) und 梁 Liang (502 — 557).

Krieg zwischen Korea und Japan. Sieg Japans. Untergang der Dynastie Nan-tsi und Gründung der Dynastie Liang.

Während die Kriege in China wüteten und schließlich 蕭道成 *Siau-dau-tscheng*, ein in vielen Beziehungen tüchtiger Großfürst, die Dynastie 南齊 *Nan-tsi* (479—502) gründete, führte auch der Mikado seinen blutigen Krieg gegen die Koreaner, wobei er es hauptsächlich gegen den alten Erbfeind, das Reich Shiragi abgesehen hatte. Dieser Mikado, welcher bei den Chinesen 武 *U* genannt wird, heißt, wie wir schon gesagt, bei den Japanern 雄畧 *Yurataku*, und ist nicht nur durch seine kriegerischen Großtaten, sondern auch durch seine Vorsorge, die Kultur des Landes zu heben, in der Geschichte berühmt geblieben. So viel als möglich, ließ er Maulbeerbäume pflanzen, um die Seidenzucht immer mehr zu entwickeln.

Sobald Yurataku in Erfahrung gebracht, daß in China eine neue Dynastie den kaiserlichen Thron bestiegen, schickte er eine feierliche Gesandtschaft dorthin, um 齊高帝 *Tsi-kau-di* (479—483) zu beglückwünschen und seiner Ergebenheit zu versichern. Hocherfreut über diese Anerkennung seiner Würde, empfing der neue Kaiser die Gesandtschaft aufs ehrenvollste und verlieh oder vielmehr bestätigte dem Mikado den großen Ehrentitel eines kaiserlichen Generalissimus. Um aber seine kaiserliche Vollmacht zu beweisen, gebrauchte er einen neuen Ausdruck in besagtem Titel. Anstatt 安 *Ngan*: „beruhigen“ schrieb er den Charakter 征 *Dscheng*: „un-

terwerfen“, so daß der Ehrentitel hieß 征東大將軍 Kaiserlicher Generalissimus, welcher den ganzen Osten unterwirft.“

Die Beziehungen Japans zu China blieben auch während der Zeit dieser Dynastie Tsi durchaus freundliche und dauerten regelmäßig fort, da Japan nur Vorteil davon hatte. So schwache Kaiser wie die, welche damals auf dem Throne Chinas saßen, hatten natürlich keinen Einfluß auf Japan, aber sie belästigten auch nicht den Mikado. Bei Gelegenheit jener Gesandtschaften konnten die Kaiser wieder einmal alle Pracht und Schätze des kaiserlichen Hofes entfalten, große Feste veranstalten und das Volk über die gerade nicht blühenden Zustände am kaiserlichen Hofe und unter den Großen täuschen. Zugleich hatten sie auch wieder einmal Anlaß, die Oberhoheit des „Sohnes des Himmels“ über alle anderen Staaten der Erde zu zeigen und Ehrentitel zu verleihen. Darum war auch der Kaiserhof über diese häufigen Gesandtschaften sehr erfreut.

Doch auch der damalige Mikado 武烈 *Buretsu* (499—506) gab dem zeitgenössischen chinesischen Throninhaber an Ausschweifungen und grausamer Willkür in nichts nach, und hat ebenso wie dieser eine traurige Berühmtheit in der Geschichte erlangt.

Nachdem der tüchtige 蕭衍 *Siau-hien* der elenden Dynastie Nan-tsi ein verdientes Ende bereitet, und sich selbst als Gründer der Dynastie 梁 *Liang* (502—557) auf den Thron gesetzt hatte, beeilte sich Buretsu, durch eine feierliche Gesandtschaft die alten freundlichen Beziehungen zwischen den zwei Ländern fortzusetzen. In der Geschichte ist Siau-hien als 梁武帝 *Liang-u-di* (502—550) bekannt. Er war, solange er sich nicht allzusehr vom Buddhismus beeinflussen ließ, wirklich ein großer Kaiser, eine glänzende Erscheinung inmitten der elenden Machthaber jener Zeit. Er wußte die freundlichen Beziehungen mit Japan zu schätzen und begünstigte sie die ganze Zeit seiner langen Regierung. Wir haben schon oben bemerkt, daß Liang-u-di dem Mikado den offiziellen Titel 征東將軍 gab. Der Charakter 征 *Dscheng*: „unterwerfen“ bedeutet, daß der Inhaber dieses Titels anstatt des Kaisers und ganz in dessen Auftrage kriegerische Aktionen gegen die Widerspenstigen und Ungehorsamen des Reiches unternehme und daß seine Urteile als kaiserliche anzusehen seien.

Wie immer begaben sich auch zu dieser Zeit chinesische Gesandtschaften nach Japan. Berichte drücken ihr Erstaunen über die prachtvolle seidene Kopfbedeckung des Mikado und seiner Großen aus und teilen mit, daß dazumal auch in Japan, wie schon seit

langer Zeit in China, die neun Geschlechter, d. h. das ganze Haus, eines großen Verbrechers, z. B. eines Revolutionärs, eines Räuberanführers, ausgerottet wurden. Auch sprachen sie von einem im Süden Japans gelegenen Lande, dessen Einwohner nicht nur schwarze Hautfarbe, sondern auch schwarze Augen hätten. „Diese Leute," heißt es da, „sind zwar von abscheulichem Außern, liefern aber ein höchst wohlschmeckendes Fleisch. Nicht wenige der Besucher jenes Landes schießen sie mit Pfeilen nieder, um ein so leckeres Mahl zu bekommen."

Die Kriege der Japaner mit Korea dauerten fort, denn Japan wollte um jeden Preis Herr von Korea sein. Doch die Koreaner verteidigten sich mit großer Ausdauer und Entschlossenheit. Besonders bewiesen die Shiragi eine ungemeine Freiheitsliebe und einen nimmer zu bändigenden Patriotismus. So kam es denn gegen 540 zu einem wahren Vernichtungskriege, in dem jedoch die Japaner die Oberhand behielten.



Siebentes Kapitel.

Wie der Buddhismus aus China über Korea nach Japan eingeführt wird (554).



Nach China kam der Buddhismus unter dem Kaiser 漢明帝 *Han-Ming-di* (58—75), ohne jedoch anfänglich recht Wurzel zu fassen. Immer aber kamen neue Prediger dieser Sekte aus Turkestan durch das Tarym-Becken mit den Kaufleuten nach dem westlichen China und gewannen allmählich Boden, ja hatten bald schon einige eifrige Anhänger unter den Großen der westlichen Provinzen. Der rege Verkehr mit dem Westen führte immer mehr Buddhisten und Bonzen nach der jetzigen Provinz 甘肅 *Kan-su* und 陝西 *Schen-si*, so daß gegen 320 nach Christus fast das ganze Volk dem Buddhismus gewonnen war. Der militairische Abenteurer 苻建 *Fu-djien*, der im Jahre 351 in jener Gegend das eine Zeitlang mächtige Reich 秦 *Tsin* gegründet, ebenso wie sein Sohn 苻堅 *Fu-djien*, welcher ihm 385 auf dem Thron folgte, waren fanatische Anhänger und Verbreiter des Buddhismus. Vom Nordwesten Chinas verbreitete sich diese Religion dann ziemlich schnell in die andern Provinzen des Landes. Die ergebensten Anhänger und gewaltsamen Verbreiter des Buddhismus wurden die Könige der Dynastie 拓跋魏 *Tuo-ba-wéi*, d. h. „die Könige des Reiches Wêi aus dem Hause Tuo-ba“, welche im Norden Chinas ein mächtiges Reich (386—550) gegründet hatten. Hätte der Buddhismus diese Könige und zumal deren Frauen nicht so fanatisiert, so würde jenes tungusische Königshaus wohl den Kaiserthron bestiegen haben.

Bei dem ziemlich regen Verkehre mit Korea hatte sich der Buddhismus bald auch nach dieser Halbinsel ausgebreitet und leidenschaftliche Anhänger gefunden. Von da kam er im sechsten

Jahrhundert nach Japan und fand im mächtigen Daimyo 蘇我稻目 *Soga-Iname* einen Beschützer und Verbreiter, welcher den ersten Buddhatempel, 寺 *Se*, baute. Sein Sohn 馬子 *Umako*, Minister des Mikado Bidatsu (572—585), war ein ebenso fanatischer Buddhist wie sein Vater. Dagegen waren andere Daimyo und Großfürsten wie 物部 *Monobe*, der Prinz Anao u. s. w. eifrige Verteidiger des Schintoismus. Es kam zum Kriege; Mononobe und seine Partei wurden besiegt, Mononobe selbst getötet.*) So zog der Buddhismus siegreich in Japan ein. 用明 *Yomei* (586—587) ist der erste Mikado, welcher den Buddhismus annahm. Aber der größte Verbreiter war sein Sohn 聖德太子 *Shotoku-Taishi* (593—628), welcher „aus reiner Tugend" sich weigerte, den Thron zu besteigen, gleichwohl aber unter dem weiblichen Mikado 推古 *Suiko* (593—628) die Regierung leitete. Bei seinem Tode gab es schon fünfundvierzig Buddhistentempel, achthundertsechzehn Bonzen und fünfhundertsechzig Bonzinnen.

In Japan konnte der Buddhismus wohl die Sitte der Leichenverbrennung einführen, nicht aber in China, wo man bestrebt ist, die Leichen der Ahnen u. s. w. möglichst lange zu erhalten und zu verehren. So hat er sich denn bequemt, von einem seiner Grundgesetze Abstand zu nehmen.

Der sogenannte Schintoismus 神道 *Schen-dau:* „die Geisterlehre" war und ist die alte nationale Religion der Japaner. Der Name kommt von der chinesischen Aussprache zweier Charaktere, welche die Japaner Kami-no lesen. Man behauptet, der sagenhafte Königssohn Yamato-dake habe nach seinen großen Siegen über die Ainos im Osten den ersten schintoistischen Tempel im Dorfe 大宮 *Omija* gebaut. Da dieser Fürst nun im Jahre 80 nach Christus geboren sein soll und im Alter von dreiunddreißig Jahren starb, so datieren die ersten schintoistischen Tempel höchstens aus dem Jahre 100 nach Christus. Aber alles ist zu legendenhaft, um etwas Bestimmtes zu behaupten.

Ebenso vag und unbestimmt ist der Inhalt dieser Religion. Man faselt von Geistern, weiß aber nichts Haltbares zu sagen.

---

*) Es waren dies keine reinen Religionskriege, sondern die Politik der Soga spielte darin eine große Rolle. Die so mächtigen Daimyo Soga wollten durchaus ihre Rivalen und Gegner vernichten, was ihnen auch gelang. Soga Umako gelang es 崚崇 *Sustum* (588—592), einen siebenundsechzigjährigen, vom Buddhismus ganz fanatisierten Greis auf den Thron zu bringen. Während der Mikado mit seinen Leuten und buddhistischen Reliquien, die er mit vielen Kosten herbeigeschafft hatte, beschäftigt war, blieben die Soga die unumschränkten Herren des Staates.

Schließlich mag man wohl die Winde, das Meer, das Feuer, die Berge u. s. w. als Geister angesehen haben, weil diese Elemente das Leben der Menschen so sehr beeinflussen. Man gibt die Zahl dieser Geister auf achthunderttausend an.

Das große Gesetz dieser Religion ist: „Folge der Natur und gehorche dem Mikado“. Folgt man seiner verdorbenen Natur, so hat man aber einen sehr üblen Lehrmeister. Diese Moral ist also nicht weit her. „Gehorche dem Mikado“ ist schon bestimmter gefaßt. Aber dieses Gesetz führt nur zur Vergötterung des Herrschers und zu elender Schmeichelei, wie wir es ja noch immer in den öffentlichen Kundgebungen der Kammern selbst lesen können. Es ist eine Religion ohne erhebendes Ideal für Verstand und Herz, ohne alle Aussicht für's Jenseits. Der Mikado ist unumschränkter Herr und verteilt Güter und Ehren. In der Meinung, daß selbst die verstorbenen Mikado noch etwas vermöchten, bringt man ihnen Opfer dar. So läuft schließlich doch alles auf den chinesischen Ahnenkultus hinaus.

Der Mensch steht kulturell um so höher, je wahrer, reiner und geistiger seine Anschauungen über sein eignes Wesen, seine Stellung im Weltall und seine Bestimmung, je erhabener seine Lebensideale und je edler die ethischen Motive sind, die sein ganzes Tun und Lassen bestimmen. Das ist wahr in Bezug auf den Einzelnen, auf ganze Völker und auf die Menschheit in ihrer Gesamtheit.

Was will nun der Ahnenkultus, sei es in China, sei es in Japan? Ehre und Reichtum für sich und die Ahnen, sowie Nachkommen und ein langes Leben. Solche Ziele und Bestrebungen sind keineswegs hoch und erhaben, noch fähig, den Menschen zu veredlen, rein, selbstlos und tugendhaft zu machen.

Die Erhabenheit der christlichen Weltauffassung, und der nie schwankende Mut, nach dem christlichen Tugendideale sein Leben einzurichten, macht die Größe des Charakters aus.

Ein so leeres, windiges Gebilde wie der Schintoismus konnte der Buddhismus mit seinen in gewissem Sinne eindrucksvollen Zeremonien und zahlreichen guten Lehr- und Kernsprüchen, zumal beim einfachen Volke, leicht verdrängen. So erhoben sich denn auch überall große und schöne Buddhatempel und zogen das Volk noch mehr an, da die einfachen, kleinen Heiligtümer des Schintoismus dem Herzen durchaus nichts boten. Schließlich wurde ganz Japan buddhistisch.

Diese ausländische Religion mißfiel den echten Stockpatrioten, die dem Auslande nichts verdanken wollten. Um also dem Patrio-

tismus und der herrschenden Religion genug zu tun, vermischte man Schintoismus und Buddhismus zu einer Religion, welche man 両部神 *Ryobu-shinto* nannte. Die alten Götter des Schintoismus hatten sich im Laufe der Jahrhunderte als Buddha entpuppt. Schintoismus und Buddhismus sind also im Grunde nur eine und dieselbe Religion. So kam es denn auch, daß Bonzen auch den Kult in den schintoistischen Tempeln feierten und letztere allmählich ein buddhistisches Gepräge erhielten.

In China hatte man es noch besser gemacht: die drei Religionen des Konfuzius, Buddhismus und Dauismus sind schon lange vom Kaiser offiziell als eine Religion erklärt worden.

Allmählich wurden die Patrioten in Japan mit den Shogun aus der Familie Takugawa, welche das Land nur für sich ausbeuteten und von allem Fremdenverkehr und Fortschritt abschlossen, durchaus unzufrieden. Die Restauration kam im Jahre 1868.

Der jahrhundertelang verhüllte, ja vergrabene Mikado wurde hervorgesucht und mit ihm auch der Schintoismus, die alte patriotische Religion. Die echten Patrioten sind somit nunmehr, wie der Mikado, eifrige Schintoisten und besuchen die Tempel in 伊勢 *Ise*, die ältesten Heiligtümer der Japaner. Der Kaiser begibt sich dahin, um die Ahnen von den Siegen über die Russen zu benachrichtigen; der neuernannte Statthalter für Korea fleht dort die allmächtigen Vorfahren des göttlichen Mikado um ihren Segen an.



Achtes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter der Dynastie Sui 隋 (581—618).

Untergang der Dynastie Liang. Gründung der Dynastieen Tschen, Bêi-tsi, Bêi-dschou und Sui. Wen-di und Yang-djien. Verschiedene Mikado von Japan. Gesandtschaft des Sui-ko an Wen-di.

Unter den so kläglichen Regierungen der Liang im Süden und der 拓跋魏 *Tuo ba-wêi* im Norden konnte in China natürlich keine Ordnung herrschen. Verschiedene tüchtige Feldherren suchten Staaten zu gründen. So gründete 陳霸先 *Tschen-ba-sien* (557—560) die Dynastie Tschen (557—587) und riß das Gebiet der 梁 *Liang* mit der Hauptstadt Nan-king an sich. 高洋 *Kau-yang* (550—560) legte den Grund zur Dynastie 北齊 *Bêi-tsi*, welche aber nur bis 577 bestand. Sein Vater 高歡 *Kau-huan* hatte sich schon 534 gegen den in 洛陽 *Luo-yang* residierenden schwachen König der 東魏 *Dung-wêi* erhoben. 宇文覺 *Yü-wen-djiau* gründete 557 die Dynastie 北周 *Bêi-dschou* (557—581). Schon sein Vater 宇文泰 *Yü-wen-tä* hatte angefangen, den Staat nach den alten bewährten Gesetzen der großen Dynastie Dschou zu verwalten. Daher erklärt sich auch der Name Dschou. Er folgte den 西魏 d. h. den westlichen Wêi nach. Die Hauptstadt des Gebietes war 長安 *Tschang-ngan*, das jetzige 西安府 *Si-ngan-fu* in der Provinz 陝西 *Schen-si*.

Wie immer, waren auch die Gründer dieser Dynastieen tüchtige Männer, welche etwas zu unternehmen und zu vollführen fähig waren. Aber einesteils lebten sie zu kurze Zeit, um ihre Herrschaft befestigen zu können, andernteils waren ihre Nachfolger unfähige und klägliche Lebemänner, welche zu glauben schienen,

Herrschen bestände in der unbegrenzten Freiheit, allen Lastern fröhnen zu dürfen. Darum wurden sie denn auch so bald weggefegt.

楊堅 *Yang-djien*, ein tüchtiger General der Dynastie 周 Dschou, gewann solchen Einfluß im Staate, daß er seine Tochter dem Kaiser (578) verheiratete. Sich selbst ließ er zum 隋公 *Sui-kung*, d. h. zum Herzoge von Sui und Inhaber eines großen Lehens machen. Bald machte er dem Spiele ein Ende, setzte den Schattenkaiser ab und bestieg selbst im Jahre 581 den Thron. Nachdem er den elenden 陳叔寶 *Tschen-schuo-bau*, Nachfolger des oben genannten Tschen-ba-sien, in Nan-king im Jahre 589 besiegt hatte, war er wirklich der Kaiser von China. In der Geschichte ist er als 隋高祖 *Sui-kau-dsu* oder 文帝 *Wen-di* (581—605) bekannt. Er wurde von seinem ehrgeizigen Sohn 煬帝 *Yang-di*, dem er nicht früh genug sterben wollte, ermordet. Yang-di war wohl ein außerordentlich tatkräftiger Kaiser, aber gewalttätig, sittenlos und dem Trunke sehr ergeben. Schließlich wurde er von seinen Hofleuten erschlagen. So war es im Jahre 617 auch mit dieser in manchen Beziehungen so tüchtigen, ruhmreichen und glänzenden Dynastie Sui kläglich aus.

In Japan saßen dazumal auf dem Throne des Mikado:

Bidatsu 敏達 (572—585), dessen Minister Soga Umako ein großer Eiferer für den Buddhismus und der eigentliche Herr im Lande war.

Yomei (586—587), sein Nachfolger, war der erste Mikado, welcher den Buddhismus annahm.

Sushun (588—592) wurde vom Soga Umako auf den Thron gesetzt und beschäftigte sich zumal mit buddhistischen Bauten und Reliquien.

Sui-ko (593—628) war ein weiblicher Mikado und dem Buddhismus ganz ergeben.

Da unter allen diesen nominellen Mikado die mächtigen Daimyo Soga das Regiment führten, blieben die Beziehungen mit dem buddhistischen Kaiserreiche China die allerfreundlichsten. Auch nachdem die Soga im Jahre 644 gestürzt und die Großfürsten Fujiwara bis 1050 als allmächtige Minister an ihre Stelle getreten waren, unterhielt Japan noch immer die alten freundlichen Beziehungen zu China. Ja, die Besuche wurden noch häufiger, da die Japaner gemäß ihrem feurigen Naturell von fanatischem Eifer für den Buddhismus ergriffen, nach China kamen, um diese Religion in dem so hochberühmten Kulturlande zu studieren und daselbst Reliquien heiliger Bonzen zu erhalten.

Als der treueste und ergebenste aller chinesischen Vasallenstaaten, welche dem Kaiser Tribut brachten,*) wurde damals Japan besonders ausgezeichnet und belobt.

Im Jahre 600 schickte Suiko eine ganz feierliche Gesandtschaft mit reichen Geschenken an den großen Gründer der Dynastie Sui, um dessen besondere Gunst zu gewinnen. Japan führte nämlich wieder einmal Krieg in Korea. Da nun von alters her China als oberster Lehensherr von Korea anerkannt war, auch von den Königen jener Halbinsel, wenn auch nicht sehr regelmäßig, besucht wurde, so mußte Japan Fürsorge treffen, nicht bei dem kriegstüchtigen, auf sein kaiserliches Ansehen stolzen Kaiser anzustoßen.

Kau-dsu war von der japanischen Gesandtschaft ganz entzückt. Er bezeigte sich außerordentlich freundlich gegen die Gesandten und hatte wiederholt Unterhaltungen mit denselben, um sich über Japan unterrichten zu lassen. Auf seine Frage über den Mikado, antworteten die Japaner sehr stolz: „Unser Herrscher nennt den Himmel seinen älteren und die Sonne seinen jüngeren Bruder. Noch vor Sonnenaufgang besorgt er die Staatsgeschäfte und entscheidet die Prozesse, indem er nach Art der Bonzen, welche in Betrachtung sind, mit verschränkten Beinen sitzt. Sobald die Sonne aufgegangen, hebt er die Sitzung auf und spricht: „Jetzt ist mein jüngerer Bruder, die Sonne, an der Reihe.“

In Japan waren solche schmeichlerische Phrasen bei Hofe gang und gäbe und gern gehört; aber dem selbstbewußten Herrscher des himmlischen Reiches mußten sie sehr mißfallen. Denn ein chinesischer Kaiser ist nur 天子 *Tien-dse:* „der Sohn des Himmels,“ während der Mikado sich für den jüngern Bruder des Himmels ausgab. Er erkannte also wenigstens dem Wortlaute nach nicht mehr die sich als einzig in der Welt dastehend denkende „himmlische Majestät“ an, zerwarf sich mit den alten heiligen Gebräuchen und festen überlieferten Formeln des chinesischen Staatsrechtes.

Vom Hofe des Mikado erzählten die Gesandten, daß derselbe nur *eine* Gemahlin, aber Hunderte von Kebsweibern hätte. So war also diese alte chinesische Sitte auch drüben in Japan bekannt. Auch jetzt noch besteht in China das Ansehen der eigentlichen Frau fort. Sie steht hoch über allen Kebsweibern, und nach alten Gesetzen darf und kann kein Kebsweib zur eigentlichen Ehefrau erhoben werden. Allerdings dispensieren sich große Herren, ja selbst Kaiser, wie z. B. 乾隆 *Tschien-lung* (1736—1796) von

*) Es waren ihrer ungefähr dreißig.

diesen alten Gesetzen, aber sie bestehen noch zu Rechte, und die Übertreter sind übel angesehen, selbst wenn sie Kaiser sind.

Um den üblichen Gegenbesuch zu machen, schickte der Kaiser den Großfürsten 裴清 *Pei-tsing* nach Japan, um dem Mikado zu danken und ehrenvolle Gegengeschenke zu überreichen. Auch sollte der Gesandte Japan genau studieren und dem Kaiser eingehenden Bericht erstatten. Wir erwähnen nur, was andere Gesandte noch nicht mitgeteilt haben.

Nach dem Berichte hatten die Japaner zu jener Zeit noch keine Längenmaße für die Entfernung eines Ortes vom andern. Befragte man sie über die Größe ihres Landes, so antworteten sie, man brauche fünf bis sechs Monde, um das Land von Westen nach Osten, und drei bis vier Monde, um dasselbe von Süden nach Norden zu durchkreuzen.*)

Die Hauptstadt wird 邪靡堆 *Yama-tsuêi* anstatt des ehemaligen Yamato (japanisch 山田 *Yamado*) genannt; d. h. es war der Ort in der Nähe der alten Königsgräber. Der Gesandte bemerkt, diese Residenz des Mikado habe nicht einmal Festungsmauern, welche ja nach chinesischen Begriffen zum Wesen einer Stadt gehören, sie sei nur durch Palisaden befestigt. Diese Bemerkungen mußten somit einen geringschätzenden Begriff vom Mikado geben.

Der Bericht sagt ferner: „Aus Eifer für den Buddhismus studieren viele Japaner eifrig chinesisch, um die zahlreichen chinesisch geschriebenen buddhistischen Bücher lesen zu können und diese Lehre von Grund aus zu erforschen. Hatte man vor Einführung dieser Religion wenig Geschmack an der schweren chinesischen Sprache, so brennen die Japaner nun von Eifer für das Studium derselben, sie lesen und schreiben chinesisch mit großer Ausdauer, bis zu voller Erschöpfung der Kräfte. Man führte viele chinesische Bücher ein, und das Studium derselben verbreitete sich aus den Pagoden auch unter das Volk“.

Wie ferner aus dem Berichte hervorgeht, liebten die Japaner schon zu jener Zeit den Reiswein (sake) und waren fähig, beträchtliche Quantitäten desselben zu sich zu nehmen, ohne betrunken zu werden. Auch dem Würfelspiele waren sie leidenschaftlich ergeben. Zum Fischen in den inneren Gewässern benutzten sie den Seeraben, d. h. den Kormoran, den sie trefflich abzurichten verstanden. Dieser Vogel hatte einen Ring um den Hals, der ihn verhinderte,

*) Dies ist nur eine prahlerische Phrase und nicht ganz wörtlich zu nehmen, was man schon daraus erkennt, daß die größte Längenausdehnung des Landes die südwest-nordöstliche ist.

die größeren Fische zu verschlingen. Ein tüchtiger Kormoran sei fähig, bis an die hundert Fische im Tage zu fangen.

Nach dem Berichte des Gesandten besaßen die damaligen Japaner weder Teller, noch Schüssel, noch Tassen, sondern legten die Speisen beim Essen auf große Pflanzenblätter. Aber es ist dies kein Beweis, daß die Japaner damals noch nicht die Töpferkunst gekannt haben. Sie konnten ja trotz Teller und Tassen nach altem Brauch die Speisen auf Blätter legen. Denn ich selbst habe bei einem Mandarine einem Festessen beigewohnt, wo wir keine Teller noch Tassen hatten, obwohl jene Geschirre in China ganz allgemein verbreitet sind. Es gibt eben gewisse alte Gebräuche, an denen der eine oder andere hartnäckig festhält.

Die Japaner werden als aufrichtige, ehrliche, gewissenhafte Leute gelobt, während sie ehemals von den Chinesen ganz andere Namen erhielten. Auch erbauten sie den Gesandten durch ihre Gebräuche bei den Todesfällen: die Trauerkleider seien auch weiß und die Totenfeier und Trauerzeit seien fast wie in China.

Die Vulkane hatten die Chinesen gar sehr in Erstaunen gesetzt. Der Gesandte hatte Gelegenheit, solche in Japan zu sehen, wie den 阿蘇 *Ngo-su* d. h. den Asojama auf Kiushiu in der Provinz Higo, der 1700 Meter hoch ist und 1884 sich durch seine Ausbrüche furchtbar machte. Die damaligen Japaner fürchteten die Vulkane außerordentlich, beteten sie an, brachten ihnen Opfer dar und baten sie flehentlich, ihnen nicht zu schaden.

Der japanische Hof hatte die chinesische Hierarchie der Würdenträger schon damals eingeführt. Die zwölf verschiedenen Grade unterschieden sich durch ihre Abzeichen an der Kopfbedeckung. So erkannte man alsobald ganz genau, welchen Würdenträger man vor Augen hatte.

Den Kalender hatten die Japaner damals noch nicht. Erst im Jahre 602 brachte der gelehrte Bonze Kanroku die Regeln des Kalenders aus Korea nach Japan. Später war es ein Privilegium des chinesischen Kaisers, das kostbare Geschenk des Kalenders an die Vasallenfürsten bei ihren Besuchen zu verteilen, und die Annahme des Kalenders war ein Zeichen der Anerkennung des Kaisers als höchsten Lehensherrn.

Im Jahre 607 kam eine Gesandtschaft aus Japan, um den neuen Kaiser 煬帝 *Yang-di* in Luo-yang zu begrüßen. Yang-di, der Bruder- und Vatermörder, hatte wenig Lust, in 長安 *Tschan-ngan*, d. i. 西安府 *Si-ngan-fu,* dem Schauplatze seiner Verbrechen zu verweilen. Er verlegte seine Residenz nach 洛陽 *Luo-yang* in der

Provinz Honan. Der Gesandte wollte beim feierlichen Empfange am Kaiserhofe dem „Sohne des Himmels“ ein feines Kompliment machen, indem er unter anderm sagte: „Wir haben bei uns daheim gehört, daß im fernen Westen des Meeres sich ein großes, blühendes Reich befinde, wo der Kaiser aller Buddha herrscht und von da aus überall hin diese tugendhafte Lehre verbreite. Wir sind gekommen, das hehre Haupt aller Buddhisten zu verehren. Eine ziemliche Anzahl Bonzen ist mit mir gekommen, um diese tiefe, geheimnisvolle Lehre noch mehr zu studieren und hier an der Quelle möglichst zu ergründen“.

Aber der Kaiser Yang-di, litterarisch gebildet, glich nicht seinem Vater, und war durchaus kein fanatischer Buddhist, wie die Japaner sich vorstellten. Die buddhistische Begeisterung von ehemals hatte sich schon gelegt; der Kaiser und die gelehrten Klassen erklärten sich nach damaliger alter Mode wieder als Konfuzianer, was zu sein sie übrigens niemals aufgehört hatten. Aber auch bei dem Konfuzianismus blieb viel von dem buddhistischen Aberglauben hängen, und wurde selbst in die Opfer, welche man dem Konfuzius dabringt, offiziell eingeführt. Buddhistisches Gepränge fällt mehr in die Augen und ist bei weitem feierlicher, als die ehemaligen kalten Verbeugungen vor dem Seelentäfelchen des großen heiligen Lehrers Konfuzius.

Das Kompliment, so ganz und gar buddhistisch gefärbt, konnte somit dem Kaiser schwerlich gefallen. Aber der Brief des Mikado erregte noch mehr sein Mißfallen. „Der König der aufgehenden Sonne“, hob dieser an, „schreibt an den König der untergehenden Sonne und wünscht ihm Frieden“. Der Mikado stellte sich somit auf dieselbe Stufe mit dem Kaiser, dem Sohne des Himmels, vergaß also den großen Abstand, der zwischen dem Lehensherrn und seinem Vasallen liegt. Ja, er maßte sich gewissermaßen sogar einen Vorrang vor dem Kaiser an, indem er sich König der *aufgehenden* Sonne, den Kaiser dagegen König der *untergehenden* Sonne titulierte. Das hieß die alten Riten und Traditionen völlig mißkennen. Denn nach diesen steht der Kaiser als „der Sohn des Himmels“ durchaus einzig und über alles erhaben da, mit dem sich nichts vergleichen läßt; „er ist einzig, wie die Sonne am Himmel“, sagen die alten Bücher.

Bald aber hatte Yang-di seinen Groll über diese grobe Unkenntnis chinesischer Riten, welche bei so „ungebildeten Ausländern“ ja verzeihlich war, vergessen. Er schickte 608 eine Gesandtschaft nach Japan, um dem Mikado für seine Freundlichkeit und seine

Geschenke höflich zu danken und ihm auch seinerseits Geschenke zu übersenden. Unter anderen kostbaren Sachen übersandte er ihm ganz prachtvolle, aus feinster Seide kunstreich hergestellte Kopfbedeckungen, welche aufs feinste und geschmackvollste mit Gold und kostbaren Onyx-Steinen geschmückt waren. Es waren Prachtexemplare und standen der Kopfbedeckung des Kaisers bei feierlichen Festen nur wenig nach. Außerdem übersandte er dem Mikado auch die prachtvollsten Staatskleider aus geblümter Seide, auf welchen die königlichen Abzeichen kunstvoll angebracht waren. Auch den Ministern und Großfürsten des Mikado übersandte er die der Würde eines jeden entsprechenden Staatskleider für die feierlichen Empfänge bei Hofe. Man hatte nur die Kleider und Abzeichen derselben anzusehen, um sogleich den Rang und die Würden des Inhabers zu kennen. Diese Prachtgewänder erregten allgemeine Bewunderung, weshalb auch der Geschichtsschreiber eigens davon spricht. So wollte der prachtliebende Yang-di dem Mikado eine hohe Meinung von seinem Kaiserhofe beibringen.

Zum Gesandten erwählte Yang-di den Großfürsten 裴清 *Pei-tsing*, denselben, welchen sein Vater schon anno 600 nach Japan geschickt hatte. Das Wertvollste in seinem Berichte ist die genaue Angabe des Zeremoniells, mit welchem er empfangen wurde. Meines Wissens gibt kein anderer Geschichtsschreiber solche Einzelheiten.

Als dem Mikado die nahe Ankunft des Gesandten angekündigt war, beeilte er sich, einen Hofwürdenträger mit mehreren Hundert Soldaten in den Seehafen zu schicken, wo der Gesandte landen sollte. Sie sollten ihn mit größtem Pompe und höchst feierlich empfangen. Natürlich wurde dazu Lärm erfordert; man schlug große und kleinere Tam-tam, blies die Trompeten, wie es hier im Osten Asiens seit alters Brauch ist.

Vom Ufer begleitete man den Gesandten höchst feierlich nach der vorbereiteten, schön verzierten Wohnung, wo man ihn zehn Tage von den Strapazen der Seereise ausruhen ließ.

Nach Ablauf jener zehn Ruhetage kam ein höherer Hofwürdenträger, welcher sich als Abgesandter des Mikado ankündigte, um die Gesandtschaft feierlich nach der Residenz zu begleiten. Dieser Mandarin hatte außer seinem Gefolge zweihundert Reiter, welche mit prächtigen, fliegenden Fahnen sich dem Gesandten vorstellten und tiefste Reverenz machten. Nachdem der Gesandte den Tag zur Abreise bestimmt, kamen dieselben Reiter auf prächtig aufgezäumten Pferden, um die Gesandtschaft zu begleiten. Musikbanden spielten dabei ihre schönsten Stücke, und die Reiter gaben

unterwegs manchmal ein Stückchen ihrer tüchtigen Reitkunst zum besten, um zu zeigen, was für wackere Kriegshelden sie wären. Kurz, es war ein ganz pomphaftes Geleite, das an Prunk und Lärm nichts zu wünschen übrig ließ.

Sobald der Gesandte in der Residenz angekommen, wurde er alsogleich vom Mikado in Audienz empfangen und willkommen geheißen; so ungeduldig war derselbe, seine große Freude und sein unaussprechbares Glück über die Ankunft einer so hohen Persönlichkeit zu bezeigen. „Wir wissen", sprach der Mikado, „daß jenseits der Meere im äußersten Westen China liegt, das Reich der Tugend, das Reich der Riten und guten Sitten, das Reich der Gerechtigkeit. Wir Herrscher von Japan haben seit alter Zeit immer Gesandtschaften nach China geschickt in der Hoffnung, daselbst etwas zu lernen, durch diese freundlichen Beziehungen uns zu schulen und bestmöglich uns zu zivilisieren. Denn wir Japaner leben ja am Ende der Erde, ganz abgeschlossen von aller Verbindung mit gebildeten Völkern; wir sind nur Wilde, welche keine Kenntnis von Riten und höherem Zeremoniell besitzen, niemals Tugendlehrer gehört haben. Leider war es mir unmöglich, in eigener Person den hehren Abgesandten des Kaisers bei der Ankunft im Hafen zu empfangen, weil ich alle Vorbereitungen zum feierlichen Empfang in der Residenz selber überwachen wollte. Wir haben die Straßen und Wege gekehrt, die Häuser geschmückt, die Soldaten eingeübt und im nötigen Zeremoniell zum Empfange unterichtet. Auch das Volk haben wir belehrt, wie es sich zur Zeit der Anwesenheit eines so hohen Gastes zu benehmen habe. Wie glücklich bin ich, den hohen Abgesandten der kaiserlichen Majestät mit eigenen Augen betrachten zu können. Wollen Sie mir doch etwas von Ihren hohen Weisheitslehren mitteilen; lehren Sie mich, wie ich mein Volk erneuern und auf den rechten Weg der Tugend und guten Sitten führen kann . . ." Bei-tsing antwortete: „Wie der Himmel und die Erde, verbreitet auch der Kaiser als Dritter seine Wohltaten bis ans Ende der Erde. Weil er nun vernommen, daß ihr Japaner Verlangen tragt nach der von euch hochgeschätzten chinesischen Bildung, hat er geruht, mich zum Gesandten auszuwählen, um euch freundlichst zu begrüßen und einige kleine Geschenke zu überbringen als ein Zeichen, wie sehr er euch achtet und liebt."

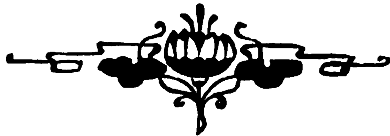
Als Chinese und Abgesandter des Kaisers war sich Bei-tsing seiner Würde wohl bewußt, und so zeigte er sich bei weitem weniger überschwänglich, als Chinesen sonst wohl zu sein pflegen.

Chinesische Beamten halten viel auf ihre Würde und vergeben sich nichts, wenn nicht ihr eignes Interesse sie anders zu handeln zwingt.

Der Gesandte erhielt Wohnung in einem der königlichen Paläste und wurde in allem wie ein Fürst behandelt. So gefiel es ihm denn gar nicht übel im Lande, und er blieb, wie gewöhnlich damals die Gesandtschaften zu tun pflegten, lange in Japan. Einesteils wollte er sich noch ausführlicher über Regierung, Volk, Sitten und Landesbeschaffenheit unterrichten, anderenteils seinem Gefolge und sich selbst die Zeit gönnen, gute Handelsgeschäfte zu machen. Man verkaufte die mitgebrachten chinesischen Sachen zu guten Preisen und kaufte japanische Waren ein, um solche mit Gewinn in China wieder zu verkaufen. So war es damals Sitte. Die japanischen Gesandtschaften gewannen immer fabelhafte Summen bei ihrem Besuche in China. Die chinesischen Gesandtschaften machten zwar in Japan weniger Gewinn, da die Geschenke des Mikado denen des Kaisers nicht gleich kamen, aber immerhin gewannen sie mit dem Handel beträchtliche Summen.

Außer der ersten mehr privaten Audienz gab es auch noch eine offizielle, wobei der höchste Pomp entfaltet wurde. Da wurden die Briefe und Geschenke überreicht, die feinsten Komplimente gemacht, das ganze Wissen und Können der beiderseitigen Großen im vollsten Glanze gezeigt. Zu Ehren des Gesandten wurden am Hofe große Festessen gegeben. Man spielte auch Theater und zeigte dem Gaste die Sehenswürdigkeiten des Landes.

Ganz gewiß hat Japan auch noch andere Gesandtschaften an den Kaiserhof der Sui in Luo-yang geschickt und der Kaiser dieselben beantwortet. Aber der Geschichtsschreiber zählt sie nicht genau auf, weil nichts besonderes dabei vorgefallen ist.



Neuntes Kapitel.

Sturz der Dynastie Sui und Gründung derjenigen der 唐 Tang (618—905).

Krieg mit Korea. Li-sche-min (Tang-tä-dsung) reisst die Herrschaft an sich.

Der selbstbewußte stolze 隋煬帝 *Sui-Yang-di* hatte 612 eine Expedition gegen Korea unternommen, um auch dieses Land zu unterwerfen. Um sein Ziel sicher zu erreichen, hatte er, wie man erzählt, eine Arme von 1 130 000 Mann aufgeboten. Er wurde aber geschlagen und verlor viele (man sagt ein Drittel) seiner Soldaten. Im Jahre 613 unternahm er eine neue Expedition gegen Korea, die aber nicht glücklicher war. Ein Jahr später galt es, einen neuen Vorstoß gegen diese hartköpfigen Koreaner zu machen, welche nicht verstehen wollten, was für ein Glück es sei, chinesischer Untertan zu werden. Diesmal hatte die kaiserliche Armee wenigstens nicht allzu sehr „das Gesicht verloren". So konnte man denn allenfalls Frieden machen; aber die Autorität des sonst so gefürchteten Kaisers war hin. Das Land war durch diese kolossalen Kriegsunternehmungen ganz erschöpft. Überall herrschte Not und Elend im Reiche und erhoben sich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zahlreiche Räuberbanden, die mit revolutionären Elementen sich vermischten. An ihrer Spitze standen vielfach ehrgeizige, zum Throne sich berufen fühlende Streber. Das ganze Reich glich einem Bienenstocke, der schwärmen will.

Damals war 李淵唐公 *Li-yüen-Tang-kung* Statthalter in 山西 *Schen-si*. Unter seinen vier Söhnen war der zweite, 李世民 *Li-sche-min*, ein wahres Genie. Er erkannte die ganze Sachlage. Ihm war es klar, daß die Dynastie Sui verloren und somit der

Thron bald erledigt sein werde. Und wer wird den leeren Thron besteigen? Der Mutigste und Geschickteste im Zugreifen, wie es ja immer geschieht. Li-sche-min fühlte in sich die Energie, einen Staatsstreich zu wagen und den Thron an sich zu reißen. In der Tat offenbarte er sich als ein wahres Kriegsgenie und vermochte alle seine Gegner und Rivalen niederzuschlagen. Die damals mächtigen Türken, Chinas Nachbaren, trugen nicht wenig zu seinem schließlichen Erfolge bei. Kurz, im Jahre 618 war die Partie gewonnen. Als pietätsvoller Sohn setzte Li-sche-min seinen alten Vater auf den Thron; aber die Seele der Regierung blieb er selbst. Im Jahre 626 bestieg er endlich selbst den Thron und zeigte sich als ebenso großen Verwalter und Staatsmann, als er Kriegsheld gewesen. Selten oder vielleicht niemals hat China eine so glänzende und ruhmreiche Zeit erlebt: im Inneren vollkommener Friede und musterhafte Verwaltung unter den Augen eines so unvergleichlichen Kaisers; nach Außen nie gesehener Glanz und Ansehen bei allen benachbarten Staaten, welche sich in der Tat glücklich schätzten, die Untertanen eines so großen Reiches zu sein. Von allen Seiten, selbst von Sumatra und Indien, kamen Gesandtschaften.

Der nächste Nachfolger glich noch in vielem dem unvergleichlichen 唐太宗 *Tang-tä-dsung*, wie Li-sche-min in der Geschichte heißt. Bald aber nahmen die Weiber und Eunuchen und somit auch Zuchtlosigkeit überhand. Was diese Dynastie noch bis 905 auf dem Thron beließ, waren einige tüchtige Kaiser, welche dann und wann denselben innehatten. Besonders aber stützten tüchtige Minister, große Staatsmänner und hervorragende Gelehrte den Thron. Bis jetzt wird die Dynastie der Tang als die große, unvergleichliche, ruhmreiche, nie zu erreichende Muster-Dynastie gepriesen, welche noch die großen Dynastieen der 宋 *Sung* (960—1278) und die 明 *Ming* (1368—1648) übertrifft. Das mag ja wahr sein, aber im Grunde genommen will es doch nicht viel besagen. Denn auch die Dynastie der Tang hat nur drei bis vier tüchtige Kaiser aufzuweisen, während die Mehrzahl entweder unfähig oder verdorben ist. Wie gesagt, waren es vielfach andere große Männer dieser Epoche, die den Thron stützten und China so berühmt und aller Bewunderung würdig machten.



Zehntes Kapitel.

Japans Bestreben, sich nach Chinas Muster zu bilden.

I. Die erste Gesandtschaft Japans unter den Tang. Zeitweise Unterbrechung der freundlichen Beziehungen zwischen Japan und China.

Die Geschichtsschreiber geben die erste feierliche Gesandtschaft Japans erst für das Jahr 630 an, d. h. zwölf Jahre nach der Thronbesteigung der Tang. Wahrscheinlich ist es die erste unter dem Kaiser Tä-dsung (627—650), oder sie wurde zuerst aufgezählt, weil sie besonders merkwürdig ward. Denn bis dahin waren die Japaner immer pünktlich gewesen, China ihren Tribut darzubringen, wurden auch immer als musterhaft von den chinesischen Kaisern belobt. Tä-dsung selbst sagte den Japanern, es sei nicht nötig, alljährlich zu kommen. Wären sie durch zwölf Jahre nach der Thronbesteigung nicht erschienen, so hätte der Kaiser wahrlich nicht Grund gehabt, ihnen dieses Lob zu spenden. Und zumal wissen wir ja, daß es nicht reine, uneigennützige Ergebung an den kaiserlichen Hof war, welche die Japaner zu den regelmäßigen Besuchen vermochten, vielmehr war es vielfach Eigennutz, der sie dazu antrieb.*)

*) Seit dem ersten Jahre seiner Regierung gab Tä-dsung ein scharfes Edikt gegen die nicht autorisierten Kulte heraus, das zumal gegen die Bonzen und Dau-sche gerichtet war, welche Streitigkeiten und politische Umtriebe verursachten. Unter ihm ging der famose Bonze 玄奘 *Hüan-dschuang* (629—645) nach Indien und brachte von da an die sechshundert Bände buddhistischer Bücher zurück. Hüan-dschuang ist einer der berühmtesten Bonzen Chinas. Freilich wollte Tä-dsung keine Verfolgung gegen die Bonzen und Dau-sche; denn dazu war er als kluger Politiker zu tolerant.

Unter Tä-dsung fing das Christentum an, in China zu blühen. Aber wahrscheinlich sind die Nestorianer schon früher nach China gekommen.

Tä-dsung war ganz erfreut über die Gesandtschaft vom Jahre 639 und empfing sie aufs feierlichste. Er war der Mann, die Herzen zu gewinnen durch seine so ungekünstelte Freundlichkeit, durch seine herablassende Güte, welche bei seiner imposanten Größe und Majestät nur um so mehr Eindruck machte. Seine wahrhaft kaiserliche Freigebigkeit trug nicht wenig bei, die Japaner zu gewinnen und ihm dieselben ganz ergeben zu machen. Auch er war wenig unterrichtet über die Lage und Größe Japans, über die weite Entfernung von China, den langen Weg und die so beträchtlichen Unkosten und Beschwerlichkeiten der Reise.

Um die Gesandtschaft und Geschenke des Mikado zu erwidern, und auch das Land und seine Bewohner besser kennen zu lernen, sandte Tä-dsung einen seiner Vertrauensmänner, den Großfürsten 高仁表 *Kau-jen-biau,* mit zahlreichem Gefolge nach Japan. Die Geschenke, welche er überbringen ließ, waren zahlreich und ausgesucht aus den kostbarsten Gegenständen jener kunstreichen Epoche. Auch hatte Kau-jen-biau den Auftrag, dem Mikado mitzuteilen, es sei nicht nötig, alljährlich den gewohnten Tribut zu entrichten.

Unglücklicherweise hatte sich der Kaiser in der Wahl des Gesandten ganz geirrt. Kau-jen-biau bewies sich als ein so stolzer, anmaßender, das Nationalgefühl der Japaner rücksichtslos verletzender Mensch, daß er allerwärts sehr mißfiel, ja alle Welt gegen sich aufbrachte. Man fragte sich, was ein solcher Mensch in ihrem Lande zu suchen gekommen sei, ob China wohl noch mehr solcher Menschen habe. Kau-jen-biau war ganz von sich selbst und dem Bewußtsein seiner hohen Würde eingenommen und sah geringschätzend auf die Japaner herab. Er gehörte zu der Klasse jener dünkelhaften Menschen, die durch ihr herrisches Wesen andern zu imponieren wähnen, während sie sich dadurch doch recht mißliebig und verächtlich machen.

Hatte der Gesandte die Beamten und alle, welche mit ihm in Berührung kamen, durch sein barsches und grobes Wesen gestoßen, so setzte man doch voraus, daß er als chinesischer Literat und Hofmann sich wenigstens dem Mikado gegenüber würdig betragen werde. Doch weit gefehlt! Kau-jen-biau zeigte sich auch in Gegenwart des Mikado als ein unhöflicher Mensch und vergaß sich selbst soweit, mit dem Mikado zu disputieren. Als man ihm darauf Gelegenheit bot, seinen Fehler wieder gut zu machen und den Mikado durch höfliches Benehmen und gute Worte wenigstens äußerlich zu versöhnen, hielt er das unter seiner Würde. Der hartköpfige, eingebildete Literat glaubte sogar, sein herrisches

großtuendes Benehmen sei die rechte Art und Weise „den Wilden“ einen hohen Begriff von chinesischer Bildung beizubringen.

Stolz und Anmaßung aber empört die Menschen und stößt sie zurück. So brach denn der selbstbewußte Mikado 舒明 *Jo-mei* (629—641) alle Beziehungen mit China ab. Mit siebenundzwanzig Jahren war er auf den Thron gestiegen und war verständig und energisch genug, sich nicht von den Chinesen mit Füßen treten zu lassen. Im Jahre 637 hatte er eine Empörung der Ainos zu unterdrücken, die sich nicht so leichten Kaufes von den Japanern aus ihren alten angestammten Sitzen verdrängen lassen wollten und sich mit Mut verteidigten, aber schließlich doch unterlagen.

Das gänzliche Mißlingen jener Gesandtschaft, von der Tä-dsung die besten Früchte erwartete, mußte den so klugen Staatsmann tief betrüben. Natürlich konnte auch er sich nichts von seiner chinesischen Hoheit vergeben, und so blieb nichts übrig, als die Ereignisse abzuwarten.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Tä-dsung im Jahre 635 den nestorianischen Mönch Olupun, welcher das Christentum in China predigte, freundlich aufnahm und 638 ein kaiserliches Edikt zu Ehren der christlichen Religion erließ.

---

2. Japan nimmt die freundlichen Beziehungen zu China wieder auf und pflegt sie mehr als je.

Auf Jomei folgt im Jahre 642 Kogyoku, die Enkelin des dreißigsten Mikado Bidatsu (572—585). Aber schon im Jahre 644 überließ sie den Thron ihrem Bruder 孝德 *Ko-to-ku* (645—654), der ein begeisterter Freund chinesischer Bildung war.

Schon im ersten Jahre seiner Regierung (645), führte Ko-toku die 年號 *Nengo,* chinesisch „nien-hau“: Jahreszählung chinesischer Weise ein, um eine genaue und praktische Zeitrechnung möglich zu machen. Die erste Jahresberechnung war 大化 *Taikwa*, chinesisch Da-hoa, d. h. „die große Reform“, weil von dieser Zeit allmählich die chinesische Verwaltung eingeführt werden sollte. Da er selbst schon 654 starb, war es ihm nicht möglich, viel zu tun. Wenigstens hat er den Ruhm, die freundlichen Beziehungen wieder aufgenommen zu haben. Er wagte nicht, nach so langer Unterbrechung direkt an den Kaiser eine Gesandtschaft zu schicken; sondern verordnete, daß sein Gesandter sich dem des koreanischen Königs 新羅 *Sin-luo* anschließe. Dieser mußte dann klug anfragen, ob

beim kaiserlichen Hofe eine japanische Gesandtschaft genehm sein würde. Auf die freudige Bejahung wagte es der japanische Gesandte, sich eine Audienz zu erbitten. 高宗 *Kau-dsung* (650—683), der Sohn und Nachfolger von Tä-dsung, empfing die japanische Gesandtschaft auf die feierlichste, ehrenvollste und zugleich herzlichste Weise: er wollte die Japaner gewinnen und die erlittenen Beleidigungen wieder gut machen. Der Gesandte überreichte einen demütigen Brief des Mikado, worin er die lange Unterbrechung erklärte und zu entschuldigen suchte. Die Geschenke des Mikado bestanden aus den kostbarsten Sachen Japans. Unter anderen erwähnen die chinesischen Geschichtsschreiber als besonders kostbar ein ungeheuer wertvolles Stück 琥珀 *Hu-bei:* Bernstein in der Größe eines Scheffels; ein Stück 瑪瑙 *Ma-nau:* Achat von der Größe eines halben Scheffels.

Der hochbeglückte Kaiser schickte seinerseits auch außerordentliche, prächtige Gegengeschenke, um dem Mikado zu beweisen, wie hoch er seine Freundschaft schätze. Zum Beweise seines Vertrauens bat er ihn noch schriftlich, den von den Königen der Bêi-tsi und Kau-djin-li angegriffenen Sin-luo mit Heeresmacht unterstützen zu wollen. Dadurch ernannte er den Mikado, wenn nicht ausdrücklich, so doch dem Sinne nach zu seinem Generallissimus, um in dem östlichen Lande für Ruhe und Frieden zu sorgen — ein Titel, welchen ja die Mikado so sehnlich begehrten. Leider starb Ko-to-ku auf dem Wege dieser Expedition gegen Korea.

Beim Tode ihres Bruders stieg Kogyoku wieder auf den Thron, hieß aber hinfür 齊明 *Seimei* und regierte bis 661. Weil aber japanischen Patrioten die aus China eingeführten 年號 *Nien-hau* oder nengo mißfielen, unterließ sie's überhaupt, eine Zeitberechnung ihrer Regierung zu bestimmen.

Aber trotz allem Patriotismus führte sie die aus China kommenden Dachziegeln und Ziegelsteine ein und baute sich damit einen Palast. Bis dahin war selbst die Residenz des Mikado nur mit Stroh bedeckt und die Mauer aus gestampfter Lehmerde hergestellt. In China werden die Dachziegeln schon im Jahre 1818 vor Christus erwähnt; die gebackenen Ziegelsteine sind sogar noch ein paar Jahrhunderte älter.

Auch sie hatte die Ebisu oder Ainos zu bekämpfen. Als sie auf dem Punkte war, in eigener Person eine Armee nach Koreá zu führen, starb sie im Alter von siebenundsechzig Jahren.

Ihre Beziehungen zu China waren die freundlichsten. Schon bald nach Wiederantritt der Regierung im Jahre 652 hatte sie eine

feierliche Gesandtschaft nach China gesandt. Als Kuriosität für den kaiserlichen Hof und ganz China hatte sie der Gesandtstchaft einen Aino-Häuptling mitgeschickt, dessen Bart vier chinesische Fuß, d. h. ungefähr acht europäische lang war. Er war von dem Stamme der 蝦 夷 *Hia-i* d. h. der Crevetten-Wilden auf einer Insel des Ozean, welche nach den Untersuchungen gelehrter Japaner die Insel Yezo oder Hokkaido, die nördlichste der japanischen Inseln ist.

Dieser mit so langem Barte ausgezeichnete Häuptling war auch ein außerordentlich geschickter Pfeil-Schütze, dessen Pfeile auch nicht die Breite eines Haares vom bezeichneten Ziele abirrten. Zum Beweise seiner Kunst hielt einer seiner Leute in einer Entfernung von mehreren Dutzend Schritten eine Gurke in der Hand: immer traf sein Pfeil die Gurke, ohne die Hand auch nur zu streifen.

Die chinesischen Ideen waren schon dermaßen in Japan eingedrungen, daß sie selbst unter den Prinzen „chinesische Heilige" hervorbrachten. Ein solcher war der Prinz 天 智 *Tien-chi,* der Sohn der Seimei. Als pietätsvoller Sohn unterdrückte er die von ihm entdeckte Verschwörung der mächtigen Soga und rettete so seine Mutter. Im Jahre 645 dankte letztere ab, und der Thron kam ihrem Sohne als rechtmäßigem Erben zu. Aber nach dem Beispiele selbst in China seltener „Heiligen" lehnte er diese Ehre ab und überließ den Thron seinem Oheim Kotoku. Da nun letzterer 654 starb, weigerte sich Tenchi aufs neue, den Thron zu besteigen und veranlaßte seine Mutter, wiederum die Regierung in die Hand zu nehmen. Bei ihrem Tode (661) beobachtete er nicht nur die dreijährige strengste Totentrauer, sondern zog sich durch sechs lange Jahre in die Einsamkeit zurück, um einzig seiner toten Mutter und ihrer Tugenden zu gedenken und den herben Verlust zu beweinen; die Regierungsgeschäfte überließ er seinen Ministern, besonders dem Großfürsten Kamatari. Nach Beendigung der sechsjährigen Trauer nahm er endlich die Zügel der Regierung wieder in die Hand und bewies sich als der eifrigste Schüler und Bewunderer der Chinesen, obwohl letztere 660 eine Expedition nach Korea unternommen und so den Japanern entgegengearbeitet hatten. Im Jahre 663 hatten sich selbst die Chinesen und Koreaner verbunden, waren vereint über die Japaner hergefallen und hatten denselben eine schwere Niederlage beigebracht.

Über solche Unfälle war Tenchi ganz und gar erhaben. Er eröffnete im ganzen Reiche Schulen, wo koreanische und chinesische Lehrer chinesische Literatur uud chinesische Bildung lehren sollten.

Er gründete selbst eine Daigaku-Universität, wo außer der chinesischen Literatur noch Recht, d. h. die chinesischen alten Riten, Mathematik, Astronomie u. s. w. gelehrt wurden, und das sogar während die Chinesen im Jahre 670 Korea unterwarfen und die Japaner gänzlich aus diesem Lande vertrieben.

Erstaunend ist, daß Tenchi bei seiner so begeisterten Vorliebe für alles Chinesische auch noch ein ausgezeichneter Kenner der japanischen Sprache und Literatur, ja selbst ein als klassisch bewunderter Dichter war und noch jetzt als solcher gefeiert wird. Als er im Jahre 671, erst sechsundvierzig Jahre alt, starb, folgte ihm sein Sohn 弘文 Kobun auf dem Throne, der aber bald von 天武 Temmu (673—686), einem Bruder des Tenchi, vertrieben und umgebracht wurde. Auch dieser Mikado war ein überzeugter Bewunderer alles Chinesischen und fuhr fort, die freundlichsten Beziehungen zu unterhalten und wiederholte Gesandtschaften an den Kaiser zu senden.

---

3. Die chinesenfreundliche und allmächtige Minister-Familie der Fujiwara.

Der erste Fujiwara, der in der Geschichte erscheint, ist der Großfürst Kamatari, derselbe, welcher dem Prinzen Tenchi die Verschwörung der Soga gegen Kogyoku mitteilte. Natürlich stieg er hoch in Gunst und Ehren, wurde Minister des Mikado Kotoku und blieb auch unter dessen Nachfolger in seiner einflußreichen Stellung. Tenchi liebte diesen klugen Staatsmann über alles und verlieh ihm und seinen Nachkommen den Namen 藤原 *Fujiwara*. Diese Familie regierte ungefähr von 669—1050 unter allen Mikado ganz unbeschränkt das Land, indem sie die leitenden Staatsmänner, Großfürsten und Statthalter lieferte. Sie bewies eine große Gewandtheit und so diplomatisches Anpassungsvermögen an die Charaktere der sich nachfolgenden Mikado, daß sie trotz aller Eifersüchteleien anderer Daimyo, trotz wahrer Verschwörungen mächtiger Persönlichkeiten das Staatsruder durch vier Jahrhunderte in Händen behielt. Da diese mächtigste Familie ganz für China und chinesisches Wesen schwärmte, so wurden natürlich die freundlichen Beziehungen fortgesetzt, die Schulen des chinesischen Unterrichtes immer zahlreicher; kurz, Japan nahm immer mehr ein chinesisches Gepräge an. Wegen dieser Vorliebe für China und seiner Begeisterung, chinesische Einrichtungen in Japan einzuführen, war sie auch in China sehr beliebt und wurde immer durch besonders kostbare Geschenke ausgezeichnet.

Schon unter dem ersten Fujiwara änderte Japan seinen offiziellen Namen. Bis dahin hießen die Japaner 倭 奴 *Wo-nu,* was chinesisch „Sklaven aus dem Zwergenlande“ bedeutet. „Dieser Ausdruck war dem japanischen wo, wa: „Japan, japanisch“ nachgebildet; wake: „japanisches Lied“ ist ein auch sonst bekannter Ausdruck.

Da nun die Japaner so eifrig Chinesisch studierten, fingen sie an, sich dieses Namens zu schämen und suchten nach einer ehrenvolleren Benennung. Endlich wählte man, und zwar auf Anregung chinesischer Literaten, den Namen 日 本 *Je-ben:* „Ursprung (Heimat) der Sonne“. So ist dies dann seit 670 der offizielle Name Japans.*) In gegenwärtiger Zeit nennen die Chinesen Japan vielfach auch 東 洋 *Dung-yang:* „Land östlich vom (im) großen Meere“, im Gegensatze zu Europa, das sie 西 洋 *Si-yang:* „Land westlich vom (im) großen Meere“ nennen.

Auch die chinesische Etikette bei feierlichen Empfängen und dergl. wurde am Hofe des Mikado eingeführt. Ebenso wurde nach chinesischem Muster Japan in Provinzen und zwar zuerst in acht Provinzen geteilt. Die Beamten-Familien, welche ihr Amt erblich erhielten und erblich überlieferten, wurden auch in acht Klassen geteilt. Und weil China seit alten Zeiten Zollämter hatte, beglückte auch Japan sein Volk mit dieser heilsamen Einrichtung. Der in ganz Japan berühmte Schlagbaum mit Zollamt war der von 關 原 *Seki-ga-hara,* einem Dorfe dreißig Li östlich von der Hauptstadt Kioto, der eine Art Vor-Polizei für die Hauptstadt war und das zu zahlreiche Gesindel abhalten sollte. Weltberühmt ist der Ort durch die in Japan gelieferte größte Land-Schlacht, welche Jeyasu am 15. September 1600 gewann, und durch die er das shogunat, d. h. die autokratische Alleinherrschaft erlangte.

Auf Temmu, den Bruder des Tenchi, folgte 持 統 *Jito,* des letzteren Tochter, welche von 687 bis 696 regierte und dann, dreiundfünfzig Jahre alt, zu Gunsten des Mommu, eines Enkels des Temmu, auf den Thron verzichtete. Auch Jito führte verschiedene Reformen nach chinesischem Muster ein, um mehr Ordnung in das Kataster der Landbesitzungen, die Erhebung der Steuern und gerechtere Verteilung der Frohnarbeiten zu bringen. Als erklärte Bewunderin Chinas unterhielt sie die besten Beziehungen zum kaiserlichen Hofe;

---

*) Die Japaner lesen diese beiden Charaktere Nippon oder Nihon. Yub: „Marco Polo Trawels“ pag. 238 möchte den Namen vom malayschen *Ja-pun* oder *Ja-pang* ableiten. Nach den chinesischen Erklärungen kann wohl kein Zweifel mehr über den Ursprung sein. Die Malayen haben eben den seit 670 geführten offiziellen Namen auch angenommen.

und hätte sie dieselben vergessen, so waren die Fujiwara da, die nicht unterlassen hätten, sie daran zu erinnern. Diese klugen Fujiwara hatten es zu stande gebracht, daß 文武 *Mommu* (697—707) ein vierzehnjähriger Knabe, auf den Thron kam: ein Knabe als Mikado konnte ihre Alleinherrschaft nicht stören. Nun ist es allerdings wahr, daß Fujiwara-no Fuhito ein ganz eminenter Staatsmann war und Japan mit Glanz erfüllte. Dieser große Minister war es, der endlich im Jahre 700 die Gesetzessammlung der 唐 *Tang* als allein gültiges Gesetz, nach welchem fortan regiert und gerichtet werden müßte, einführte. Schon 662 hatte der vielerwähnte Tenchi befohlen, die japanischen Gesetze nach dem Muster der chinesischen Gesetzessammlung der Dynastie Tang zusammenzustellen. Der Kodex wurde dann ins Japanische übersetzt, bewährte alte japanische Gesetze wurden beigefügt und das Ganze endlich im Jahre 700 als allgemein verbindliches erstes Gesetzbuch offiziell veröffentlicht. Diese Gesetzsammlung heißt japanisch Tai-ho-ryo, chinesisch 大寶令 *Dä-bau-ling,* weil sie unter dem *Nien-hau* 大寶 eingeführt wurde. Bemerkenswert ist, daß sich diese Gesetzsammlung der Tang in China selbst aus den Bibliotheken verloren, während sie sich in Japan erhalten hat. Auch blieb diese Gesetzsammlung allgemeines Recht in Japan bis 1858, wo die große Reform nach europäischem Muster verschiedene Abänderungen machte.

Zwar hatten die Fujiwara auch manche Feinde, die sie zu vertreiben suchten, aber sie blieben fast bis 1050 am Ruder.

---

4. Einige besonders bemerkenswerte japanische Gesandtschaften.

Der große Minister Fujiwara-no-Fuhito, der unter dem jugendlichen Mikado Mommu eigentlicher Herrscher von Japan war, hatte eine gute Wahl getroffen, indem er den Großfürsten 粟天 *Siütien* an die Spitze der Gesandtschaft vom Jahre 701 stellte. Siütien war für das Chinesische sehr begeistert. Er sprach nicht nur vortrefflich chinesisch, sondern verfaßte auch chinesische Gedichte und elegante Aufsätze, die dem Geschmacke der Chinesen zusagten. Sein ganzes Leben und Streben ging ins Chinesische auf. Die Literatur, die Staatseinrichtungen und Gebräuche der Chinesen waren für ihn unübertroffene Muster, nach welchem ein Volk, falls es sich zivilisieren will, sich bilden muß. Die Staatskleider, welche er als Großfürst am Hofe des Mikado trug, waren ganz nach der

Art jener Kleider, welche der Kaiser Sui-yang-di im Jahre 605 nach Japan geschickt hatte. Sie waren als offizielle Hoftracht in Japan eingeführt worden. Somit war Siü-tien nicht nur ein feiner und delikater Literat, sondern auch ein eleganter, stattlicher Hofmann, wohlerfahren in der Kunst der Rede, um in gewählten Worten ein angenehmes Kompliment zu machen und den Großen demütigst aufzuwarten. In China herrschte damals die ehrgeizige Kaiserin-Witwe 則 天 *Dsei-tien*. Siü-tien hatte diese eigenartige Alte ganz zu bezaubern gewußt. Sie war schier entzückt von seiner Höflichkeit, der Eleganz seines ganzen Auftretens, der Gewandtheit seiner Rede und seiner großen Kenntnis der so komplizierten chinesischen Riten. Sie gab ein großes Festessen am kaiserlichen Hofe zu Ehren des Gesandten, auf daß jedermann Gelegenheit hätte, diesen so außerordentlichen Mann kennen zu lernen, nicht minder aber auch das große Glück schätzen zu lernen, als Chinese, als Mitglied des Muster-Staates geboren zu sein. Außerdem suchte die Kaiserin jedwede Gelegenheit, diesen so gebildeten Mann zu unterhalten und auch über Japan zu befragen. Sie konnte nicht satt werden, ihn zu sehen und zu bewundern, ihn, der als „Wilder" es den chinesischen Höflingen in Eleganz und Feinheit noch zuvortat.

Bei der Rückreise empfing sie ihn noch einmal in feierlicher Audienz, überschüttete ihn mit den höchsten Titeln und Würden und den kostbarsten Geschenken für ihn selbst, den Mikado, die Minister und Großfürsten am Hofe. Kurz, bis dahin war noch keine Gesandtschaft so geglückt wie diese, keine hatte dem japanischen Hofe solche Ehre gemacht.

Die alte Kaiserin hatte vor ihrem Tode noch einmal (im Jahre 703) Gelegenheit, eine Gesandtschaft der ihr nun so lieben Japaner zu empfangen. Leider war der Gesandte kein so bezaubernder Hofmann wie Siü-tien gewesen.

Von 699 bis 713 wurde in China das Christentum verfolgt. Unter der alten herrschsüchtigen Kaiserin waren nämlich Unruhen ausgebrochen. Diese Gelegenheit benutzte man, um über die Christen herzufallen. Im Jahre 745 gab der Kaiser ein neues Edikt zu Ehren und zum Schutze der christlichen Religion. Die japanische Gesandtschaft vom Jahre 709 wurde vom Kaiser 中 宗 *Dschung-sung*, der früher von der ehrgeizigen Dsei-tien beiseite geschoben worden war, in höchst ehrenvoller Weise empfangen und wegen ihrer Regelmäßigkeit in Darbringung des Tributs schmeichelhaft belobt. Zu Ehren der Gesandtschaft gab Dschung-sung ein großes Festessen, bei dem er die Gäste mit den höchsten Ehren und Liebenswürdigkeiten überschüttete.

Der diesmalige Gesandte war auch ein großer Bewunderer chinesischen Wesens. Er hatte viel Chinesisch studiert und schließlich gefunden, daß die Chinesen Recht hätten, auf ihren unvergleichlichen Konfuzius so stolz zu sein. Von Bewunderung für diesen Philosophen und „Heiligen" ganz hingerissen, wollte er ihm seine Ehrerbietung bezeugen. Er suchte also beim Kaiser um die große Gnade nach, den Tempel des Konfuzius besuchen zu dürfen, welche Vergünstigung ihm natürlich gern gewährt wurde. Es war dies der Tempel des Konfuzius im kaiserlichen Schulkollegium der Hauptstadt. Die Gesandtschaft besuchte auch noch die andern großen Tempel der Hauptstadt, sowohl die buddhistischen wie dauistischen; denn China sollte auch in der Baukunst das Muster für Japan werden, wo man damals anfing, allerorts prächtige Tempel und Türme zu bauen.

Bei diesen Besuchen in der Hauptstadt begleitete ein hoher kaiserlicher Beamter die Gesandtschaft. Das Volk war durch eigene Edikte ermahnt worden, in jeglicher Beziehung ein musterhaftes Betragen zu zeigen, auf daß die fremde Gesandtschaft sehe, bis zu welch hohem Grade der Zivilisation China emporgestiegen, da auch das gemeine, nicht studierte Volk ein so musterhaftes Betragen besäße, die Riten der Alten kenne und in der Praxis ausführe*)

Auch bewilligte der Kaiser ausdrücklich, daß die Gesandtschaft in der Hauptstadt alles kaufen könne, was sie wünsche. Es war dies die ausdrückliche Erneuerung eines Privilegiums, welches den Japanern, wie wir schon des öfteren bemerkt haben, außerordentlich lieb war.

Der so berühmte Gesandte 粲 天 *Siü-tien* kam im Jahre 713 noch einmal als Führer einer feierlichen Gesandtschaft nach China, um den Kaiser 玄 宗 *Hüan-dsung* (712—754) zu begrüßen. Als tüchtiger Literat und geschmeidiger Hofmann wußte er auch diesen

*) Die Japaner nannten die wegen ihrer hohen Zivilisation hochverehrten Chinesen nach dem Namen der regierenden Dynastie Tang ganz einfach 唐 人 *Tang-jen:* „das Volk der Kaiser-Familie Tang". Auch jetzt noch benennen sie die Chinesen mit diesem Namen, obwohl die Dynastie der Tang schon lange aufgehört hat, in China zu herrschen. Die Chinesen jener Epoche waren eben die bewunderten Lehrmeister der Japaner; so wurde ihnen denn auch dieser Name erhalten. Etwas Ähnliches ist bei den Russen der Fall, welche noch jetzt China Kathay heißen, nach den ersten Beziehungen mit den Karaki-tan, dem mächtigen Königreiche in Samerkand, Ili u. s. w. welches seit 1125 durch achtzig Jahre den ganzen Westen Chinas beherrschte. Die anderen europäischen Nationen haben mit dem Reiche Kathaya und dem Priesterkönig Johannes schon längst so aufgeräumt, daß nicht einmal im Namen Chinas sich eine Anspielung auf jene ersten Bekanntschaften der Kara-ki-tanen (1145) erhalten hat.

Kaiser ganz zu bezaubern und für sich einzunehmen. Obwohl so tüchtig im Chinesischen, bat er den Kaiser, ihm einen gelehrten Akademiker zu bewilligen, der ihn ins innerste Heiligtum der chinesischen Literatur einführen könnte. Natürlich gewährte der Kaiser mit Freuden diese für China so ehrenvolle Bitte. Siü-tien, anstatt den Freuden und Genüssen der Hauptstadt zu leben, war einzig bemüht, alle Geheimnisse der chinesischen Kompositionen zu ergründen. Sein ganz jugendlicher Eifer im Studium erbaute jedermann, ja riß zur Bewunderung hin.

Ein solcher Eiferer für China stand natürlich in höchster Gunst. Bei der Abreise wurde er dementsprechend mit den kostbarsten Geschenken für den Mikado und für sich selbst im wahren Sinne des Wortes überladen. Doch dem ins Chinesische ganz verliebten Literaten waren chinesische Bücher lieber als die kaiserlichen Geschenke. Darum verkaufte er, wenn nicht alle, so doch viele der Kostbarkeiten, die mit Rücksicht auf den kaiserlichen Geber in den Augen der Käufer noch an Wert gewannen und somit teurer als sonst bezahlt wurden. Mit dem Erlös kaufte Siü-tien sich chinesische Bücher. Solch einen Bücherwurm hatte man selbst in China denn doch noch nicht gesehen. Der Kaiser war nicht nur nicht beleidigt, sondern bewunderte vielmehr solch unglaublichen Eifer, die chinesische Weisheit kennen zu lernen.

朝衡 *Dschau-höng*, der Sekretär des Siü-tien, war nicht viel weniger für das Chinesische begeistert als dieser. Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in China hatte er aufs eifrigste Chinesisch studiert. Jetzt bei der Abreise erbat er sich die Vergünstigung, in China bleiben zu dürfen, um die Sprache gründlich zu erlernen. Auch die Sitten und Gebräuche, die Staatseinrichtungen und die intimsten Geheimnisse der Verwaltung wollte er genau kennen lernen. Auch für ihn war China einfachhin das Musterland, welches nachzuahmen die Bestrebung aller ernsten Leute sein müsse.

Im Jahre 717 schickte der Mikado eine neue Gesandtschaft und ließ dem Kaiser, sowie dem Akademiker, welcher Lehrer des Siü-tien gewesen, angelegentlich danken, Siü-tien sei nun so tüchtig, daß er den japanischen Hof im Chinesischen unterrichten könne. Als Beweis des in Japan nun so eifrig gepflegten Studiums hatte er einen Hofmann geschickt, der vollkommen Chinesisch sprach, und mit dem ganzen Zermoniell der so verwickelten chinesischen Riten vollkommen vertraut war. Auch der Ausdruck des offiziellen Dankes an den Akademiker, den Lehrer des Großfürsten Siü-tien, bewies

zur Genüge, wie sehr die Japaner sich schon in chinesische Ideen hineingelebt hatten und wie fein sie den Chinesen zu schmeicheln verstanden. Der kaiserliche Hof und die ganze Literatenschaft, die ja in China bekanntlich den Ton angibt, wurden auf diese Weise für die Japaner eingenommen.

Die folgenden Mikado verfolgten ganz dieselbe Politik. Das war ja auch natürlich. Auf Mommu folgte seine Mutter Yemmyo (708—714), die Tochter des Tenchi; ihr folgte bei der Abdankung Gensho, ihre Tochter, Schwester des Mommu, welche aber schon 723 zu Gunsten ihres Neffen Shomu, des Sohnes Mommu, abdankte. Die Namen der Mikado wechselten, das System blieb aber dasselbe, teils aus eigener persönlicher Überzeugung, teils aus Anleitung der allgebietenden Minister Fujiwara.

Eine der am schwersten geprüften Gesandtschaften war die, welche im Jahre 733 unter der Leitung des Großfürsten 廣成 *Kuang-tscheng* nach China ging. Sie fuhr im September ab und begegnete auf dem Meere einem jener Typhone, welche die Schiffahrt der chinesischen Meere so gefährlich machen.

Der Gesandte und sein zahlreiches Gefolge von fünfhundertneunzig Mann glaubten sich schon verloren. Aber siehe da! ein glückliches Geschick trieb die Schiffe an die schlammige und sandige Meeresküste im Delta des Jangtsekiang, wo dieselben nicht zerschellten. So wurden alle Leute gerettet und nach 蘇州府 *Su-dschou-fu* an den Statthalter der Provinz befördert. Dieser Herr 錢惟正 *Tsien-wei-dcheng* nahm die Schiffbrüchigen freundlich auf und benachrichtigte den Kaiser von diesem argen Unfalle. Der Kaiser Hüan-dsung beeilte sich, einen hohen Würdenträger zum Empfange der unglücklichen Gesandtschaft abzusenden, der sie trösten und verpflegen und schließlich mit den geziemenden Ehren an den Kaiserhof führen sollte. In der Hauptstadt bezeigten der Kaiser und alle Würdenträger den unglücklichen Japanern die zartesten Aufmerksamkeiten und eine wahrhaft väterliche Huld und Vorsorge.

Nachdem sich die Gesandtschaft lange von den Strapazen erholt und in China bestens umgesehen hatte, entließ sie der Kaiser reich beschenkt und mit hohen Titeln geschmückt.*)

Beachten wir die große Zahl des Gefolges, welche bei dieser Gelegenheit genau auf fünfhundertneunzig Mann angegeben wird.

*) Wahrscheinlich war es diese Gesandtschaft, welche die Blattern von China nach Japan einschleppte. Jedenfalls zeigte sich diese Krankheit im Jahre 735 zuerst und richtete große Verheerungen an, während sie bis dahin in diesem Inselreiche ganz unbekannt gewesen.

Unter denselben befanden sich 1. eifrige Studenten, welche nach China kamen, um das Chinesische gründlich zu lernen und später ihre Kenntnisse zum Besten ihres Vaterlandes verwerten wollten; 2. Bonzen, welche in China unter berühmten Lehrmeistern den Buddhismus studieren wollten, um dann zu Hause wieder Bonzen gut ausbilden zu können; 3. zahlreiche Kaufleute, welche dem Scheine nach das Gefolge des Gesandten bildeten, in Wahrheit aber nur gute Geschäfte machen wollten. So bildeten diese sogenannten Gesandtschaften wahre Karawanen geld - und wißbegieriger Leute. Ja später wurden sie noch zahlreicher. Solange die Japaner nicht allzu argen Mißbrauch trieben, sah China diese Handels-Karawanen nicht so ungern; denn China gewann ja auch dabei, und man war glücklich, japanische Handelsartikel kaufen zu können. Als aber diese Karawanen bis auf mehrere Tausend von Leuten anwuchsen, unter denen sich auch unruhige und gewalttätige Subjekte befanden, so suchte China, sich dieselben vom Halse zu halten. Jedoch zur Zeit der Dynastie der Tang waren die Japaner noch bescheiden, und nicht so selbstbewußt und anmaßend, wie sie nach ihren großen Siegen über die Mongolen wurden.

Die Gesandtschaft von 743 konnte lange Zeit nicht abreisen, weil der Piraten-Häuptling 吳令光 *U-ling-kuang* das Meer unsicher machte. Seeräuber gab es zwar immer in diesen Meeren; aber U-ling-kuang hatte viele Genossen und war zu einer wahren Macht gelangt, gegen welche einige Schiffe, selbst mit so tüchtigen Soldaten bemannt, wie die Japaner waren, nichts vermochten. Erst im Jahre 744 wurden die Statthalter von Kanton, Tsche-kiang und Fu-kien, welche ihre Streitkräfte zur Bekämpfung der Seeräuber vereint hatten, derselben Meister. U-ling-kuang wurde gefangen und unter den so gräßlichen Martern der Hochverräter hingerichtet. Somit war für einige Jahre Ruhe und Sicherheit auf dem Meere.

Im Jahre 748 .zwang Fujiwara-no-Nakamazo den Mikado Shomu (774—748), abzudanken und setzte dessen Tochter Koken auf den Thron, welche bis 758 den Namen Mikado führte. In diesem Jahre zwang der allmächtige Minister auch sie, abzudanken und Bonzin zu werden, damit sie einzig der Tugend leben könne; er erhob Jummin, den Oheim des Shomu, auf den Thron (749—764). Der Bonzin aber gefiel es nicht in der Zurückgezogenheit des Klosters. Schon wollte sie 760 bei Gelegenheit der Expedition gegen Korea wieder mit Gewalt den Thron besteigen. Der angesehene und ehrgeizige 道鏡 *Do-kyo* gewann außerordentlichen Einfluß auf die Bonzin und stachelte sie an, wieder vom Throne Besitz zu er-

greifen. Es bildeten sich zwei mächtige Parteien, die sich gegenseitig blutig bekriegten. Da Nakamoro 764 besiegt und getötet wurde, konnte die Bonzin wieder den Thron besteigen und regierte als Shotoku von 765 bis 769, d. h. sie führte den Namen Mikado, aber der eigentliche Herr und Meister war der Bonze Dokyo. Dieser „Tugendlehrer" behauptete, eine Offenbarung erhalten zu haben, infolge Thron und Titel des Mikado ihm selbst zukommen sollte. Indes wurde sein Lügengewebe entdeckt, und anstatt ihn auf den Thron zu erheben, schickte man ihn in die Verbannung.

Trotz des Krieges mit Korea, trotz der Revolutionen und unglaublichen Intriguen am Hofe dauerten die freundlichen Beziehungen zu China fort. Im Jahre 760 war der Großfürst 朝衡 *Dschau-höng*, der 713 in China geblieben war, um das Chinesische gründlich zu lernen, Leiter der japanischen Gesandtschaft. Dieser alte Herr wäre lieber zu Land über Korea an den Kaiserhof gereist. Aber die Koreaner hatten ihm den Weg verlegt, und er mußte den Seeweg nehmen. Er landete in 寧波 *Ning-buo*, begab sich von da nach 紹興 *Dschau-hing*, um dann auf dem Kaiserkanal nach der Hauptstadt zu fahren. Natürlich war er darob übler Laune und auf die Koreaner sehr schlecht zu sprechen. Darum schwärzte er sie am Hofe an. Infolgedessen war der Kaiser über die japanische Expedition nach Korea nicht ungehalten.

Die Gesandtschaft von 780 ist bemerkenswert, weil bei dieser Gelegenheit die Japaner gewissermaßen zwei Siege über die Chinesen davon getragen. Der Leiter der Gesandtschaft war ein tüchtiger Kenner der chinesischen Litteratur, da ja zu jener Zeit in Japan alles für diese Sprache schwärmte, alles diese Sprache erlernte und selbst die Damen Chinesisch sprachen. Außerdem war er auch ein unvergleichlich geschickter Kalligraph. Nun weiß man ja, wie viel die Chinesen auf Kalligraphie geben. Niemals aber wurden die Kalligraphen höher in Ehren gehalten, als unter der Dynastie der Tang: ein geschickter Kalligraph wurde einem tüchtigen Literaten und einem ausgezeichneten Dichter gleichgeachtet.

Der geschickte Japanese gab unvergleichliche Proben seiner Kunst, aber keiner der berühmten Meister in der Hauptstadt vermochte es ihm gleich zu tun.

Er hatte auch Papier aus Japan mitgebracht, welches durch seinen Glanz, seine Feinheit und Schönheit alles übertraf, was die Chinesen an Papier besaßen, wie sie selbst eingestehen mußten. Selbst Papierkenner und Papierfabrikanten wurden nicht müde, dieses Papier zu bewundern und von allen Seiten zu untersuchen,

konnten sich aber dessen Herstellung nicht erklären; nur schien es ihnen aus Seidenstoff bereitet zu sein. Offenbar waren die Japaner nicht wenig stolz, in diesen zwei Stücken die Chinesen übertroffen zu haben.

Auch mit dieser Gesandtschaft war eine Anzahl junger Studenten gekommen, welche in China verblieben, um sich im Chinesischen vollkommen auszubilden; andere, welche ihre Studien beendet hatten, kehrten mit derselben wieder in die Heimat zurück. Wie wir schon gesagt, kamen auch junge Bonzen nach China, um unter Leitung berühmter Lehrer das Studium des Buddhismus zu pflegen.

Eine Gesandtschaft im Jahre 799 importierte die Baumwollen-Leinwand nach Japan. Es ist selbst überraschend, daß sie so spät eingeführt wurde, da die Baumwollen-Manufaktur in China schon lange bekannt war. Zuerst war sie in der Provinz Kanton bekannt, wo der 黃始 *Hoang-sche*, der vorgebliche Erfinder derselben, einen Tempel hatte. Geschichtlich sicher erscheint die Baumwollen-Leinwand zuerst unter dem Kaiser 光武帝 *Kuang-u-di*, (25—58 nach Christus). Wie dieser Kaiser, so liebte auch 梁武帝 *Liang-u-di* (502—550) diese leichte, der Haut so wohltuende und schweißsaugende Leinwand sehr und trug sie immer. Von Kanton verbreitete sich die Baumwollenkultur allmählich nach Fukien und Tsche-kiang und schließlich nach dem Kiang-nan, allwo man sie seit 1230 mit vielem Erfolge pflegt.

Um 780 hatten große, einflußreiche Daimyo und andere eifersüchtige Großfürsten wieder einmal einen Vorstoß gegen die mächtige Familie der Fujiwara unternommen. Aber diese klugen Diplomaten saßen fest und hatten nach allen Seiten hin vorgearbeitet, so daß sie nicht erschüttert wurden. Sie besaßen zu viele in jeder Beziehung ausgezeichnete Männer, um so leicht vertrieben zu werden. Und hätte man sie vertrieben, wäre es möglich gewesen, tüchtigere, oder auch nur gleich tüchtige Männer an ihre Stelle zu setzen?*)

Im Jahre 784 ließ der Mikado Kwammu (782—805) nach chinesischem Beispiele allen seinen Vorfahren auf dem Throne ehrenvolle Beinamen geben, unter welchen sie zumal in der Ahnenhalle und bei den Opferhandlungen bezeichnet werden. Es ist dies eine Art ägyptischer Kanonisation, welche auch bei den Chinesen in hohen Ehren gehalten wird. Kwammu wollte damit beweisen, wie sehr

*) Nebenbei sei hier daran erinnert, daß im Jahre 781 das berühmte Monument von 西安府 *Si-ngan-fu* in der Provinz Schensi errichtet wurde.

er schon in der Zivilisation vorangeschritten sei. Dabei war er auch, wie wir sehen werden, ein begeisterter Buddhist.

In demselben Jahre 784 verlegte Kwammu die Hauptstadt von Nara nach Kioto, wo sie auch bis zum Jahre 1868 verblieben ist. Dieser sonst tatkräftige Herrscher wurde 789 von den Ebisu geschlagen, Beweis genug, daß selbst im achten Jahrhundert die Ainos noch tüchtig waren und sich zu verteidigen wußten.

Seine drei Söhne folgten ihm der Reihe nach auf dem Throne: Heizei (806—808). Nach dessen Abdankung folgte Saga (810), der 823 auch abdankte und als Nachfolger den Junwa (824—833) bekam.

Alle drei waren eifrige Buddhisten und dankten als solche ab, um der Welt abzusterben. Zugleich waren sie, wie ihr Vater, tüchtige Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, wie überhaupt zu jener Zeit Chinesisch die Sprache der Beamten, der Geschichtschreiber u. s. w. war. Wer immer eine Beamtenstelle erlangen wollte, mußte des Chinesischen mächtig sein. Saga war sogar ein berühmter Literat, Dichter und Kalligraph.

Bei so ausgesprochener Vorliebe für alles Chinesische dauerten natürlich die freundlichen Beziehungen zu China fort. Die Gesandtschaft von 829 ist berühmt geblieben durch die große Menge von Perlen, welche die Japaner dem Kaiser überbrachten; ebenso die vom folgendem Jahre 820, welche einen ungemein demütigen Brief des Mikado überbrachte, worin sich dieser als ergebenen und gehorsamen Vasall des Kaisers erklärte.

Das Studium des Chinesischen verbreitete sich immer mehr und drang selbst in die mittleren Schichten des Volkes ein. Eine der berühmtesten Schulen befand sich zu Ashicaga, welche bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein blühte. Diese Epoche ist wohl der Höhepunkt des Paroxysmus für chinesische Gebräuche und Literatur. Die Fujiwara waren mächtiger als je, und sie begünstigten nach alter Tradition alles Chinesische. Sie unterhielten beständigen Verkehr mit China, ja sie brachten es zustande, daß der Mikado Buntoku (851—858) im Jahre 853 selbst seinen Kronprinzen als Leiter der Gesandtschaft nach China schickte. Das war ja der höchste Grad von Ergebenheit und tiefster Devotion.

Der Kaiser 宣宗 *Süan-dsung* (848—859) empfing den Prinzen mit allen nur denkbaren Ehren, gab zu wiederholten Malen Festgelage zu seiner Ehre, wobei man bis an die hundert Komödien spielte. Die Geschenke, welche der Kronprinz überbrachte, waren selbst-

verständlich kostbarer und zahlreicher denn je; zumal fand man die kostbaren Vasen und verschiedene Musikinstrumente für sehr kunstvoll.

Diese großen Feste am Hofe und in der ganzen Hauptstadt benutzten schmeichlerische Hofschranzen, um sich beim schwachen Kaiser noch mehr in Gunst zu setzen. Inmitten der großen Festversammlung brachten sie krystallklares Wasser des Huang-ho, d. h. des gelben Flusses. Nach einem alten Sprichwort, das als Orakel gilt, hat der Huang-ho nur dann krystallhelles Wasser, wenn ein seiner großen Vorfahren würdiger, von Liebe zu seinem Volke beseelter Kaiser auf dem Throne sitzt. Diese elende Schmeichelei sollte ein offenkundiges Zeugnis für die seltene Tugendhaftigkeit und Tüchtigkeit des Kaisers sein. Leider war dieser unfähige Herrscher so kurzsichtig und geblendet, daß er dieses trügerische Kompliment als wahr und berechtigt annahm. Er soll Tränen der Rührung vergossen haben. Infolgedessen wurden d'e Feste am Hofe noch zahlreicher und kostspieliger. Es regnete kaiserliche Gnadenerweisungen; Titel und Würden wurden mit nie dagewesener Freigebigkeit verteilt; eine Amnestie kündete dem Reiche an, daß, nachdem der Himmel gegen den Kaiser so gütig gewesen, dieser nun auch gegen sein Volk sich großmütig erweisen wolle. Kurz, nicht nur in der Hauptstadt, sondern allerwärts herrschten großer Jubel und immerwährende Festlichkeiten. Die japanische Gesandtschaft konnte mit eigenen Augen sehen, daß Kaiser und Volk sich zusammen freuten, wie dies in den alten Zeiten der heiligen Kaiser der Fall gewesen; ein klarer Beweis, daß Süan-dsung ein Musterkaiser sei.

Seit langen Jahren hatte man keine so prunkhafte Feste am Hofe und in der Hauptstadt gesehen. Als der Kronprinz sich zur Rückkehr anschickte, wurde er nochmals höchst pomphaft in feierlicher Audienz empfangen und mit den seltensten Geschenken überladen. Die Mitglieder der Gesandtschaft sowohl, als auch die Minister und Großfürsten des Mikado erhielten hohe Titel und Auszeichnungen.

Alles dies war nur eine große Komödie, welche von den Schmeichlern in Szene gesetzt und gespielt worden war. In Wahrheit saß die ehemals so große und glänzende Dynastie der Tang nicht mehr fest auf dem Throne, wie die Gesandtschaft bei ihrer Rückkehr mit eigenen Augen sich überzeugen konnte. In 杭州 *Hang-dschou* nämlich, der Hauptstadt von Tsche-kiang, brachen schon 850 große Unruhen aus, wobei viele Mohamedaner, Juden

und Christen hingemordet wurden.*) Diese Unruhen vermehrten sich allmählich und breiteten sich nach allen Provinzen aus. Die Kaiser hatten nämlich schon längst verlernt, mit kluger und starker Hand die Zügel der Regierung zu führen und waren bald nur Schattenbilder alter Größe ohne Auktorität und Einfluß.

In Japan regierten die Fujiwara, während die Mikado sich eifrig dem Studium der chinesischen Literatur hingaben. Unter Seiwa (850—876), der mit neun Jahren den Thron bestiegen, war Fujiwara Yoshifusa, des Mikados Großvater mütterlicherseits, der eigentliche Herrscher. Er vermochte es durchzusetzen, daß die legitime Gemahlin des Kaisers sowie der Kwampaku und der Seßho nur aus den fünf Zweigen *Ichijo, Nijo, Kujo, Takatsukasa* und *Konoe* der großen Familie Fujiwara gewählt werden sollten.

Der 關白 *Kwampaku* war gewissermaßen der „Hausmeier“ des Mikado, der Herr und Meister im Lande, obwohl er nicht den Namen trug. Diese Würde ward eigens für die Fujiwara geschaffen und in dieser Familie erblich; eine andere Familie war unfähig, diese Würde zu bekleiden. Nur dem famosen Hideyoshi war es beschieden, im Jahre 1586 die Würde eines Kwampaku zu erlangen, aber auch nur deshalb, weil er von der Familie Fujiwara adoptiert war, um diesen Titel erlangen zu können.

Der 攝政 *Sessho* war während der Minorität des Mikado „der Regent des Reiches“. Gewöhnlich wurde der Kwampaku auch Seßho des jungen Mikado und regierte bis zur eigentlichen Thronbesteigung an seiner Statt mit unumschränkter Gewalt. Nachdem der Mikado feierlich den Thron bestiegen, war der Seßho nur Kwampaku; d. h. die Namen wechselten und einige Formalitäten. So hatte die Familie Fujiwara die höchsten Würden und Ämter im Reiche erblich erhalten, und behauptete sie auch jahrhundertelang trotz aller Eifersucht und Angriffe anderer mächtiger Daimyo.

Die Usurpatoren suchen gewöhnlich das Volk und die öffentliche Meinung mit etwas anderem zu beschäftigen, um die Gedanken abzuleiten und sich ihre Machtstellung verzeihen zu lassen. Die Fujiwara pflegten das Chinesische, bildeten Dichterzirkel, veranstalteten Hofspiele, gaben glänzende Feste, begünstigten Luxus und Wohlleben, vereinten selbst gelehrte Damen zu literarischen Zirkeln. So gewannen sie mächtige Parteigänger, welche die Fujiwara und ihre Herrschaft als das goldene Zeitalter von Japan feierten. Die gelehrten

*) So erzählen die arabischen Geschichtschreiber. In chinesischen Büchern habe ich bis jetzt noch nicht die Bestätigung gefunden.

Damen schrieben philosophische Aufsätze nach Art der berühmten Literaten Chinas.

So hatten die Fujiwara freie Hand und sorgten dafür, daß nur Kinder oder junge Leute auf den Thron kamen. Seiwa, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, dankte 876 ab, um den Thron seinem zehnjährigen Sohne Yozei (877—884) zu überlassen. Aber auch diesen ließ Fujiwara Mototsum nicht lange auf dem Throne, sondern setzte an dessen Stelle Koko (885—888), einen schon vierundfünfzig Jahre alten gebrechlichen Mann. Diesem folgte sein Sohn Uda (880—897), ein tatkräftiger junger Mann von einundzwanzig Jahren.

Im Jahre 895 wollte Uda eine feierliche Gesandtschaft unter der Leitung des Großfürsten und ausgezeichneten Sinologen Michizane (847—903) nach China senden, wo derselbe sicher als literarische Größe geglänzt und für Japan Ehre eingebracht hätte. Aber Michizane überzeugte seinen kaiserlichen Gönner, daß es bei der bestehenden argen Wirtschaft in China unnütz, ja gefährlich sei, eine Gesandtschaft dorthin zu schicken. So unterblieb denn die geplante Gesandtschaft, und Japan hatte keine offiziellen Beziehungen mehr mit China bis zum Jahre 984 unter der großen Dynastie der 宋 *Sung**)

Michizane war ein ausgezeichneter Gelehrter; der geschichtliche Werke in klassischem Chinesisch geschrieben; auch war er ein geschickter Staatsmann und stand als solcher bei Uda in hoher Gunst. Er suchte den Mikado aus der unwürdigen Vormundschaft der Fujiwara zu befreien. Eitles Bemühen! Uda mußte schließlich auch abdanken, und Michizane wurde auf einen unbedeutenden Posten in der Provinz Kiushiu geschickt. Die Fujiwara blieben Meister. Der Ex-Mikado war bei seiner Abdankung erst dreißig Jahre alt. Nachdem er die Hinfälligkeit irdischen Glückes und Ruhmes kennen gelernt hatte, wurde er Bonze, um nur der Betrachtung der Eitelkeit dieser Welt zu leben.

---

5. Wachstum des Buddhismus in Japan; die Bonzen Japans unterhalten regen Verkehr mit China.

Zwar hatte der große 唐太宗 *Tang-tä-dsung* (626—648), der eigentliche Gründer der so berühmten Dynastie, ein strenges Edikt

*) Unbedeutendere Gesandtschaften haben jedoch auch während dieser Zwischenzeit stattgefunden. Vielleicht waren es nur Besuche und Reisen von Studenten oder Bonzen, welche nach China kamen, um zu studieren.

gegen die nicht erlaubten Religionen erlassen, worunter er zumeist den Buddhismus, den Dauismus und die damals so zahlreichen Wahrsager verstand, und so dem Konfuzianismus öffentlich seine kaiserliche Gunst erklärte; aber der Buddhismus blieb gleichwohl in China bestehen, ja verbreitete sich selbst unter den Tang noch bis in die untersten Schichten des Volkes und herrscht auch jetzt noch. Die Konfuzianer haben schließlich mit dem so mächtigen Gegner Frieden gemacht, indem sie erklärten, Konfuzianismus, Dauismus und Buddhismus seien keine unter sich widerstreitende Lehren, sie seien alle drei nur eine Religion.*)

Ein Beweis der Blüte des Buddhismus in China zur Zeit der 唐 *Tang* sind die Reisen der berühmten Bonzen wie 玄奘 *Hüan-dschuang*, der 629—645 die blühenden Bonzenklöster im Tarym-Becken, Semerkand, ja sogar in Indien besuchte und von da mehr als sechshundert Werke buddhistischer heiliger Bücher nach China zurückbrachte. Von einer so langen Wallfahrt zurückgekehrt, ward er ein hochverehrter und gefeierter Lehrer, der vielen Schülern den echten indischen Buddhismus erklärte. Er ward eben so hoch geschätzt, wie es seiner Zeit 法顯 *Fa-hien* war, welcher von 399—414 Indien und andere buddhistische Staaten im Westen Chinas besucht hatte. Ein anderer großer buddhistischer Heiliger und authentischer Lehrer des echten Buddhismus war der indische Königssohn Daruma, chinesisch 達磨 *Da-muo*, der gegen 520 nach China kam. Es ist durchaus geschichtlich unbegründet, unter diesem Da-muo den hl. Apostel Thomas verstehen zu wollen. Auch wenn der hl. Thomas nicht nach China gekommen ist, so hat den Chinesen bei ihrem regen Handelsverkehr mit dem Westen, insbesondere mit Syrien und Konstantinopel, wahrlich nicht die Gelegenheit gefehlt, das Christentum kennen zu lernen und anzunehmen, wenn sie nur gewollt hätten. 義淨 *I-dsing* heißt ein anderer eifriger Bonze, der im Jahre 671 Studien halber eine langjährige Reise nach Indien und in die buddhistischen Staaten des Westens unternommen, und von dort viele buddhistische Werke mitbrachte. Während einer langen Epoche der Dynastie der Tang blühte also der Buddhismus in China, und die Bonzen besaßen auch Eifer, ihre Religion auszubreiten. Japan war ein weites Feld für ihre Propaganda. Die eifrigeren japanischen Bonzen kamen eigens nach China, um unter dem so berühmten Hüan-dschuang zu studieren, wie die Geschichtschreiber ausdrücklich hervorheben.

*) Ähnlich machten und machen es auch andere Sekten in kritischen Momenten — gewiß ein ganz evidentes Kriterium der Unwahrheit.

Schon damals wurden die 三藏 *San-dsang,* d. h. „die drei hl. Schätze“ in Japan eingeführt, d. h. 1. die buddhistischen Lehrbücher; 2. die ritualistischen und 3. die metaphysischen Bücher. Hüandschuang wurde von allen als unfehlbarer Lehrer des Buddhismus verehrt und übte unerhörten Einfluß auf alle Bonzen seiner Zeit aus. Seine Schüler fuhren nach seinem Tode fort, nach der Methode des Meisters den Buddhismus zu lehren.

Im Jahre 653 kam auch der japanische Bonze 道照 *Dôshô* nach China, um die Lehren des echten Buddhismus zu ergründen. Nach Japan zurückgekehrt, verbreitete er sein System 法相 *Hohso* als die alleinige echte Lehre. 智通 *Chi-tsu,* ein anderer japanischer Bonze, der in China buddhistische Studien getrieben hatte, stiftete im Jahre 658 die Sekte Kusha, die er als die echte Religion ausgab.

Verschiedene japanische Patrioten wollten nicht glauben, daß ihre Ahnen die wahre Lehre nicht gekannt hätten und daß dieselbe ihnen erst vom Ausland eingeführt werden sollte. Darum suchte der Bonze Gygogi-Bosatsu (670 — 749) dieselben zu trösten, indem er beweisen wollte, der japanische Schintoismus und der Buddhismus seien eine und dieselbe Religion; die Götter des Schintoismus hätten sich später einfach als zeitliche Offenbarungen eines Buddha entpuppt, somit schlössen sich diese beiden Religionen keineswegs aus, sondern ergänzten sich vielmehr ... Dieses bequeme System, das jedem die Freiheit ließ, zu glauben, was er wollte, fand natürlich viele Anhänger und dauerte bis 1868, wo die Patrioten nichts als die uralte Religion ihrer Väter gelten lassen wollten.

Dieser berühmte Bonze brachte nicht nur den echten Buddhismus aus China, er führte auch die Töpfer-Drehbank ein, die Kunst, gewölbte Brücken zu bauen, kunstreiche Schnitzereien und andere Kunstsachen herzustellen, in welchen die Chinesen erfahrene Meister waren. Wahrscheinlich war er es, welcher den Gebetsturm 輪藏 *Rinzo* aus China eingeführt hat. Es ist dies eine Art Gebetsmühle, ähnlich jener, welche in Tibet im Gebrauch ist. Dieser Gebetsturm ist im sechsten Jahrhunderte von dem chinesischen Bonzen 傅大師 *Fu-dä-sche,* eine Berühmtheit seiner Zeit, erfunden worden. Außer den heiligen buddhistischen Lehrbüchern 藏 hatte man viele Kommentare derselben und andere sogenannte heilige Bücher, welche schon zu jener Zeit bis zur stattlichen Zahl von 6771 Bänden angewachsen waren. Kein Bonze fühlte mehr die Kraft, so viele Bücher zu studieren oder auch nur zu lesen. Und doch wollte man nicht gern auf das Verdienst, sie gelesen zu haben verzichten. Der schlaue Fu-dä-sche wußte Rat. Er erfand den erwähnten Gebets-

turm. Es war dies ein Drehkasten, in den man die hl. Bücher legte. Wenn man denselben mit seinem Inhalte dreimal andächtig umdrehte, hatte man dasselbe Verdienst, als ob man die hl. Bücher alle gelesen hätte; man wurde von allem Übel bewahrt, und war sicher, ein langes, glückliches Leben zu genießen.

Wie wir schon gesagt, waren die Bonzen zu jener Zeit noch sehr eifrig. Weil in China fast alle Berge von Bonzenklöstern besetzt waren, so baute man auch in Japan Tempel und Bonzenklöster mit Vorliebe auf den Bergen. Aber da die Berge in Japan vielfach noch keine Tempel hatten, wollte der eifrige Bonze 役小角 *En-no-Shotaku,* ein berühmter Wundertäter jener Zeit, wenigstens vorläufig alle berühmten Berge des Landes weihen und so nach Möglichkeit von ihnen Besitz ergreifen, fest überzeugt, daß die Pagoden später daselbst würden gebaut werden.

Alle diese Bonzen waren tüchtig im Chinesischen und studierten eifrig die buddhistischen Schriften, welche ja insgesamt chinesisch abgefaßt waren. Sie eröffneten auch Schulen, in denen sie sowohl ihre jungen Bonzen, als auch auswärtige Schüler im Chinesischen unterrichteten. Während von Japan aus viele Bonzen nach China gingen und Jahre lang dort unter berühmten Lehrern dem Studium des Buddhismus oblagen, kamen von dort aus auch gelehrte Bonzen und andere tüchtige Literaten nach Japan, um Schulen zu eröffnen, wofür sie gut bezahlt wurden. So kamen auch Malerei, Skulptur, Musik und andere Künste ins Land. Alles, was zur Verzierung der Pagoden notwendig war, wurde von geschickten Bonzen hergestellt. Manche dieser Bonzen hatten selbst die Architektur in China erlernt und waren fähig, schöne große Tempel zu erbauen. Kurz, sie führten allerlei Handwerke und Künste in Japan ein, andere, welche man schon kannte, vervollkommneten sie nach chinesischen Mustern. Der Buddhismus verbreitete sich immer mehr und drang selbst in die unteren Schichten des Volkes, hatte er ja einen weit anregenderen Kultus, als der kalte Schintoismus.

Auch sozialpolitisch hatte der Buddhismus einen gewaltigen Einfluß: er näherte die Klassen und riß die starre Scheidewand nieder, welche zwischen ärmeren Leuten, den Bauern und Gebildeten bestand. In Japan hatte man den Bauer und kleinen Mann bis dahin nur als ein Lasttier angesehen, welches zum Arbeiten bestimmt ist. In China stand der Bauer bei weitem ehrenvoller da, war ja der Kaiser der erste Bauer seines Reiches, welcher nach althergebrachter Gewohnheit alljährlich selbst den Pflug wenigstens einmal führen mußte. So gewann der japanische Bauer durch die

buddhistischen Lehren, welche eine gewisse Gleichheit aller Menschen predigten: „Alle müssen sich Buddha unterwerfen, alle können sich durch gute Werke eine ewige Glückseligkeit erwerben“. Kurz, die Bonzen verbreiteten verschiedene Wahrheiten der natürlichen Religion, wodurch das Volk sittlich gehoben wurde. Leider waren diese wenigen Wahrheiten mit vielen groben Irrtümern vermischt, so daß das Ganze nur das Zerrbild einer Religion ist.*)

Diese gelehrten Bonzen gewannen auch bei den Großen Japans sehr an Einfluß und Ansehen. So kam es, daß zu jener Zeit sogar Söhne höher gestellter Familien Bonzen wurden und so den Buddhismus immer mehr zu Ehren brachten. Schließlich gewannen verschiedene gelehrte Bonzen selbst großen Einfluß am Hofe des Mikado und wurden angesehene Räte der Krone, ohne deren weise Ratschläge nichts Wichtigeres unternommen werden konnte. So ist es nicht erstaunlich, daß Bonzen zu Gesandten des Mikado ernannt wurden und Japan ehrenvoll am kaiserlichen Hofe repräsentierten; so schon im Jahre 753, 755. Später war dies noch viel häufiger.

Oben haben wir schon gesehen, daß der Bonze 道鏡 *Dokyo* großen Einfluß über die Shotoku (764—769) gewann und gewissermaßen eigenmächtig regierte. Und hätte er es nicht so arg getrieben, daß er selbst versuchte, den Thron des Mikado zu besteigen, so hätte er wohl noch länger den allmächtigen Minister spielen können. So mußte er in die Verbannung gehen, wo er auch 772 starb.**)

Der fünfzigste Mikado Kwammu (782—805) war ein großer Bewunderer alles Chinesischen, wie wir gesehen, und zugleich auch ein sehr ausgesprochener Buddhist. Mit seiner Gesandtschaft gleich im ersten Jahre seiner Regierung ging eine beträchtliche Anzahl Bonzen nach China, um dort den Buddhismus gründlich zu studieren. Sie begaben sich in die große Bonzenschule auf dem Berge 天台山 *Tien-tä-schan,* welcher drei Li nördlich von der Stadt 天台 *Tien-*

*) Wer sich über den Buddhismus ein wenig unterrichten will, lese Cathrein S. J. Moral-Philosophie vol. 1, pag. 522.

**) Unter dem buddhistisch gesinnten Mikado nimmt Shomu (724 — 748 einen Ehrenplatz ein, weil er viele Tempel, auch eine gute Anzahl Türme zur Aufnahme von Reliquien berühmter buddhistischer Heiligen gebaut hat. Ganz besonders wird er aber gefeiert, weil er den Daibutsu 大佛 *Da-fuo,* d. h. eine ungeheure 15,90 Meter hohe Statue des Buddha gebaut hat. Zwar haben die Chinesen in ihren Pagoden kolossale Buddha-Statuen, aber bis dahin hatte man zu Ehren des Buddha noch nichts derartiges gemacht. Japan besitzt nur fünf solcher Riesen-Statuen, von denen die letzte im Jahre 1891 gebaut worden. Die kleinste ist 6,60 Meter hoch, die größte mißt 17,40 Meter und wurde in der Hauptstadt Kioto im Jahre 1801 hergestellt.

tä in der Präfektur 台州府 *Tä-dschou-fu* in Tsche-kiang liegt. Diese Schule war zu jener Zeit eine der berühmtesten in China. Sie besaß viele und seltene Heiligtümer und Reliquien buddhistischer Heiligen, eine reiche Bibliothek und ausgezeichnete Lehrer.

Unter diesem Mikado fing der berühmte Bonze 最澄 *Saicho* (767—822) an, einen Tempel auf dem famosen 此叡 *Hici-schan,* nordöstlich von Kioto zu bauen. Dieser ersten Pagode folgten bald andere, und so kam es, daß dieser achthundertdreißig Meter hohe Berg schließlich ganz von Tempeln und Bonzenklöstern bedeckt war, in denen bis zu dreitausend Bonzen lebten. Letztere entarteten allmählich derart, daß sie eher Raubrittern ähnlich waren, als Mönchen, und daß Nobunaga sich gezwungen sah, 1573 gegen sie zu Felde zu ziehen.

Saicho war lange Jahre in China gewesen. In sein Vaterland zurückgekehrt, stiftete er eine eigene buddhistische Sekte, 天台 *Tendai* genannt. Auch brachte er die Teepflanze aus China nach Japan herüber und lehrte seine Bonzen, wie der Tee zu pflanzen und zu behandeln sei. Der auf dem Bonzenberge Hici-schan und überhaupt in der Umgegend des 琵琶湖 *Biwahu,* des berühmtesten Seees von ganz Japan, gezogene Tee war der beste und gesuchteste im Lande.

Als Bonze war Saicho so eifrig, daß er nach seinem Tode den Namen 傳教大師, d. h. „der große Lehrer und Verbreiter des Buddhismus“ erhielt. Kwammu war so eifriger Buddhist, daß er bei seinem Tode (805) im Alter von siebzig Jahren von seinem Freunde, dem obengenannten Saicho, die buddhistische Taufe empfangen wollte, um aller Wohltaten dieser Religion in vollstem Maße teilhaftig zu werden. Diese Taufe wird an einem dunklen Orte vorgenommen, denn der Satan liebt nicht das Licht. Der Groß-Bonze gießt dem Neophyten ein wenig *kanzo* „süßen Tau“ auf das Haupt und bittet dabei alle buddhistischen Gottheiten, dem Täuflinge alle Sünden zu verzeihen, ihm zu helfen, sein Herz von aller Sünde zu befreien, um so zur Vollkommenheit zu gelangen. Hat Tertullian nicht Recht, Satan den Affen Gottes zu nennen? Es war das erste Mal, daß in Japan diese Taufe erteilt wurde.

In China war 梁武帝 *Liang-u-di* (502—550) ein außerordentlicher, begeisterter Anhänger des Buddhismus, der selbst die buddhistischen Bücher erklärte und sich sogar zweimal unter die Zahl der Bonzen aufnehmen ließ; nichtsdestoweniger wird nirgends erwähnt, daß er jemals die buddhistische Taufe empfangen habe. Diese Taufe mit „süßem Tau“, welcher auf eine besondere Weise

gesammelt werden muß, und von dem in späteren buddhistischen Büchern viel gefaselt wird, scheint also späteren Ursprungs und vom Christentum entnommen zu sein; denn das Christentum war im neunten Jahrhundert in China nicht mehr unbekannt: das Denkmal von 西安府 *Si-ngan-fu* war 781 errichtet worden, und die Nestorianer hatten auch im Süden, z. B. in 揚州 *Yang-dschou,* Anhänger, und nicht weniger als drei Kirchen.

Der allerberühmteste Bonze und Heilige des japanischen Buddhismus ist 弘法大師 *Kobo Daishi* (774—834). Schon mit neunzehn Jahren war er als Bonze nach China gegangen, hatte sich dort im Buddhismus gründlich unterrichtet und brachte ein von ihm selbst ausgedachtes System, Shin-gon genannt, als die ursprüngliche echte Religion mit nach Japan. So ging's immer: jeder gab vor, allein den Geist des Buddhismus erfaßt zu haben und die orthodoxe Lehre vorzutragen. Geschieht es nicht auch jetzt noch so bei allen Sekten außerhalb der katholischen Kirche? Und beweist nicht grade diese Uneinigkeit in der Lehre a posteriori, daß, um eine Lehre rein und unverfälscht zu bewahren, ein magisterium infallibile nötig ist, wie's die katholische Kirche hat?

Kobo Daishi war aber nicht nur als Gründer einer buddhistischen Sekte, sondern auch als Maler, Kunstschnitzer, Kalligraph und mehr noch als Erfinder des *hira-kana*, d. h. eines japanischen Alphabets mit siebenundvierzig Buchstaben berühmt. Bis dahin hatte man sich der chinesischen Charaktere bedient, mußte ihnen aber verschiedene Zeichen beifügen, um sie japanisch aussprechen und lesen zu können. Es war dies äußerst unbequem und mühsam zu lernen und zumal zu schreiben.

Nachdem Kobo sein Alphabet erfunden, konnte man das Japanische, ganz so, wie es gesprochen wurde, ohne Mühe niederschreiben. Von dieser Zeit an datiert die große Entwickelung der japanischen Literatur, die bis dahin nur als Kleinkunst und Liebhaberei einiger besonderen Geister war gepflegt worden. Nach solchen Verdiensten ist es kein Wunder, daß Kobo seinen großen Ehrentitel und unsterbliche Verdienste erlangt hat.

Wahrscheinlich sind auch die Wassermaschinen 水車 *Schuitschê* von Bonzen eingeführt worden. Ganz gewiß aber kamen sie erst gegen 824—833 nach Japan. Die Chinesen hatten schon in uralter Zeit solche Maschinen zur Bewässerung der Felder benutzt. Anfangs waren dieselben freilich noch etwas unbeholfen, wurden aber mit der Zeit verbessert. So z. B. wird berichtet, daß der Präfekt von 南陽 *Nan-yang* in der Provinz Ho-nan im Jahre 31

nach Christus bedeutende Verbesserungen daran angebracht habe. Zur Zeit der Dynastie der 唐 *Tang* im Jahre 828 glückte es, die Maschine weiter zu vervollkommen, so daß man auch die höher gelegenen Reisfelder mit weniger Mühe bewässern konnte.

Aus dem vorher Gesagten ist ersichtlich, daß die Bonzen nicht wenig dazu beigetragen haben, Japan zu heben. Sie zeigten für Pflege der Kunst und Wissenschaft — natürlich auch der Religion — mehr Interesse, als die gewöhnlichen Gelehrten und Künstler, ähnlich wie in Europa und anderswo gerade die katholischen Klöster Pflegestätten nicht nur des religiösen Lebens, sondern auch der Kultur und Bildung gewesen und vielfach noch sind, obwohl Religionshaß, Mißgunst und Eigendünkel ihnen dieses Lob gerne schmälern wollen.

Wie die ehemals so glänzende Dynastie der Tang durch ihre Sorglosigkeit und Genußsucht, sowie durch die ärgerliche Eunuchen- und Weiberherrschaft allmählich verfiel, ebenso entartete auch der chinesische Buddhismus nach und nach ganz. Verschiedene Äußerlichkeiten des Kultus blieben zwar noch in Brauch, weil das gemeine Volk viel darauf gab, aber der ehemalige Geist und Eifer war fast ganz verschwunden. Schon zur Zeit der Tang waren die Bonzen großenteils faule, unwissende Leute, welche nur Geld zu erhaschen suchten, um ein bequemes Leben führen zu können; höhere Ziele und Bestrebungen waren vielfach abhanden gekommen.

Wenig erbaut über eine solche Erschlaffung des in China sechshundert Jahre lang bestehenden Buddhismus, suchten die noch jugendlich begeisterten Japaner demselben neues Leben einzuhauchen. So schickten sie denn im Jahre 885 Bonzen nach China, um als buddhistische Prediger dem chinesischen Buddhismus wieder auf die Beine zu helfen und ihn vor dem gänzlichen Verfalle zu retten. Mit welchem Erfolge dieselben gewirkt, sagt die Geschichte nicht; aber gerade dieses Stillschweigen läßt uns ahnen, daß sie nicht viel ausgerichtet haben. Es ist ja allbekannt, daß es viel schwerer ist, ein zerfallenes Werk wieder zu seinem alten Glanz zu bringen, als etwas ganz Neues zu schaffen. Besonders gilt das auf religiösem Gebiete, wo einmal eingerissene Gleichgültigkeit mit Riesenschritten dem gänzlichen Ruin entgegenführt: so im Leben des Einzelnen, so bei ganzen Körperschaften. Nur die katholische Kirche steht unverwüstlich da. Einzelne, ja viele ihrer Glieder können lau werden und abfallen; aber sie, als religiöse Körperschaft, ist und bleibt lebensfrisch und existenzfähig.

„Nihil novi sub luna", sagt ein altes Sprichwort. Und so sehen wir denn auch jetzt wieder japanische Bonzen nach China

kommen, um den „echten“ Buddhismus, d. h. den ihrigen, in China zu predigen. Allerdings machen sie nicht wenig Lärm, um die Menge anzulocken. Auch chinesische Bonzen machen scheinbar mit, um das Volk für die Pagoden und deren Besitztum zu interessieren, die sonst Gefahr laufen, von fortschrittlich gesinnten, aufgeklärten Mandarinen für öffentliche Schulen verwendet zu werden. An der Erhaltung des Buddhismus als Religion wird ihnen gerade nicht sehr viel gelegen sein. Was sie befürchten, ist hauptsächlich die Gefahr, ihre Einkünfte zu verlieren und gezwungen zu werden, durch Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben. Selbst bei den herübergekommenen japanischen Predigern wittert man Absichten, die auf nichts weniger, als auf die Regeneration des chinesischen Buddhismus hinzielen. Man hält sie vielfach für Spione und Agitatoren für politische Zwecke. Ob mit Recht oder Unrecht, das muß die Zukunft zeigen. So viel ist aber sicher, daß sie dem abgelebten chinesischen Buddhismus keine neue dauernde Lebenskraft werden einzaubern können.

---

6. Die Fujiwara verlieren an Einfluss, und der allzu grosse Enthusiasmus für China vermindert sich.

Wie wir schon oben erwähnt, brachten die japanischen Bonzen aus China gewöhnlich einen andern als den chinesischen Buddhismus nach Japan. Die Japaner sind eben Patrioten und modeln als solche alles nach ihrem Geschmacke um, was immer sie aus der Fremde einführen. Diese Eigenheit haben sie auch jetzt noch an sich. Der japanische Buddhismus war schließlich etwas ganz anderes, als der in China. Auch viele japanische Großen wurden bis in die letzten Zeiten Bonzen; selbst nicht wenige Mikado, Prinzen und Prinzessinnen ließen sich in ihren letzten Lebensjahren die Haare scheeren, um Bonzen zu werden. Der Mikado Uda (889—897) dankte, kaum dreißig Jahre alt, ab, um Bonze zu werden; er ist der erste 法 王 *Hô-ô*, oder, wie die Chinesen lesen, Fa-wang, d. h. Mikado, der sich in die Pagode zurückgezogen hat. Nicht selten war das nur ein scheinbares Abdanken, indem diese zurückgezogenen Fürsten die Regierung doch noch in der Hand behielten, ganz wie vordem. Immer aber war es eine wenigstens äußere Huldigung an den Buddhismus, welche ihren Eindruck aufs Volk nicht verfehlte.

Obwohl während zwei bis drei Jahrhunderten die chinesische Sprache am Hofe und bei den Großen vorherrschend war, so

hatten verschiedene Patrioten doch auch das nationale Japanisch gepflegt und schöne, wahrhaft klassische Werke geschrieben. So wurde 712 das 古事記 *Kojiki*, die erste japanische Geschichte nach den Erzählungen einer alten, gedächtnisfrischen Dame in klassischem Japanisch aufgeschrieben. Das Werk ist aber ganz nach dem Muster der großen chinesischen Historiker verfaßt. Da es viel gelesen und bewundert wurde, machte sich der Prinz Teneri (720) daran, die alten Chroniken Japans 日本紀 zu schreiben. Auch andere talentvolle Prosaiker und Dichter schrieben zu jener Zeit klassische Werke: Hitomazo wird selbst als Schutzgott der Literaten verehrt und hat seinen Tempel.

Nachdem die Buchdruckerei im Jahre 770 von China eingeführt worden war, konnten jene Werke leicht vervielfältigt und käuflich erworben werden.

Selbst zur Zeit der größten Schwärmerei für China dichtete Otomo Yakamochi am Hofe des Mikado, zu dessen Leibgarde er gehörte, seine noch jetzt bewunderten Werke. Er starb 784 und war in Politik und Literatur ein erklärter Gegner der allmächtigen Fujiwara.

Nazihira (825—880), Enkel des Mikado Saga, war berühmt durch seine Dichtungen und ausnehmende Körperschönheit, nicht minder aber auch durch sein unsittliches Leben berüchtigt. Auch er war ein erklärter Feind der Fujiwara, obwohl er nichts gegen diese mächtigen Herren vermochte. Im Verlaufe dieser Geschichte haben wir zu wiederholten Malen gesehen, wie diese Herren, ihrer Macht allzusehr bewußt, ihre Gegner fast immer unschädlich zu machen wußten; selbst die Mikado mußten sich ihnen fügen. Dabei waren die Fujiwara aber klug genug, hier und da sich zurückzuhalten, um sich nicht alles zu Feinden zu machen. Der allzu hartnäckige Nakamoro unterlag, wie wir gesehen haben, im Jahre 753; denn er besaß nicht die sonst von den Fujiwara bewiesene kluge Geschmeidigkeit, die nur das Mögliche verfolgt und nicht trotzig alles aufs Spiel setzt. Gerade wegen ihrer Politik konnten sie länger als irgend eine andere Familie am Ruder bleiben. Selbst einen so klugen Mann und feinen Politiker wie Michizane, den intimen Ratgeber des Mikado Uda (889—897), wußten sie zu entfernen und unschädlich zu machen. Uda selbst war, wie wir gesehen, schließlich Bonze geworden, weil er keine Mittel sah, sich des allzugroßen Einflusses der mächtigen Fujiwara zu erwehren.

Daigo (898—939), der dreizehnjährige Sohn des Uda wurde von den Fujiwara auf den Thron erhoben. Anfänglich herrschten

diese Herren natürlich unumschränkt. Aber Daigo entwickelte sich zum tatkräftigen Manne, der in manchen Fällen klar bewies, daß er eines Vormundes nicht bedürfe.

Mit dem Einflusse der Fujiwara schwand auch allmählich der allzu große Enthusiasmus für China und chinesisches Wesen, und die nationale Literatur kam immer mehr zu Ehren. Unter der verhältnismäßig langen Regierung des Daigo blüheten Tsurayuki, der so berühmte Verfasser 土佐日記 *Tosa-nikkaj* d. h. des Reise-Journals, des 古今集 *Ko-kin-shu* d. h. Sammlung alter und neuer Dichtungen, und andere Schriftsteller, die als Klassiker noch jetzt viel bewundert und studiert werden.*) Die Übermacht des Chinesischen war für immer gebrochen. China überstand zu jener Zeit die unglückliche Epoche der 五代 *U-dä* (905—960), während welcher Zeit das ganze Reich von blutigen Kriegen verwüstet war und einen gar traurigen Anblick gewährte. In Japan sah es damals bei weitem gemütlicher aus. Überall herrschte Friede und Freude im Lande; alles strotzte sozusagen von Wohlleben.

Beim frühen Tode des nur sechsundvierzig Jahre alten Daigo wurde Shujaku (931—946), sein siebenjähriger Sohn, von den Fujiwara auf den Thron erhoben. Sie glaubten ihrer Herrschaft aufs neue sicher zu sein. Aber es kam anders. Taira Masakado, ein berühmter Feldherr der großen Familie Taira, welche vom Mikado Kwammu (782—805) abstammte; erbat sich von dem allmächtigen Minister Fujiwara Tadahira das Amt und die Würde des Polizei-Präfekten von der Hauptstadt Kioto. Diese Würde war nicht besonders groß, hatte ja der Polizei-Präfekt nur auf Ordnung zu halten und die Diebe einzufangen und zu richten. Aber selbst ein solches Amt wollte Tadahira nicht einem Manne vertrauen, der nicht von seiner Sippe war. Masakada war darob so wütend, daß er sich empörte und den Fujiwara den Krieg auf Leben und Tod erklärte, im Jahre 940. Zuerst errang er Sieg auf Sieg, bemächtigte sich mehrerer Provinzen, und fest überzeugt vom glücklichen Ausgange seines Unternehmens, nahm er, der Sprößling der alten glorreichen Mikado, deren Ehrentitel schon an, um anzuzeigen, er wolle das jetzige unnütze Herrscherhaus mit den unwürdigen Günstlingen und Machtinhabern hinwegfegen. Aber im folgenden Jahre unterlag er und wurde getötet. Tadahira hatte gesiegt, aber es war nur ein sogenannter Pyrrhus-Sieg. Diese Revolution hatte den Unwillen und Haß des Landes gegen die allzu

*) Tsurayuki war der Sprößilng einer alten angesehenen Familie, welche schon viele große Gelehte, Dichter und Staatsmänner hervorgebracht hatte. Er starb 946 im Alter von dreiundsechzig Jahren.

mächtige Familie offen an den Tag gelegt. Tadahira starb schon 949, und der Mikado Murakami (947—967) hatte den Mut und die nötige Energie, ihm keinen Nachfolger zu geben, weder aus der Familie Fujiwara noch aus einer andern Familie. Die Alleinherrschaft der Fujiwara, war gebrochen, und von nun an ging diese Familie immer mehr bergab. Jedoch wurde sie nicht vernichtet, wie es mancher andern gefallenen Größe, sei es in Japan, sei es in China, so oft ergangen. Sie waren und blieben eben gewiegte Diplomaten, die ihre Segel nach dem Winde zu drehen verstanden, und so dem Schiffbruch geschickt entgingen, ja selbst noch ganz glückliche Staatsstreiche vollbrachten.



Zehntes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter der Dynastie 宋 Sung (960—1276).

1. Unter den nördlichen 宋 Sung (960 – 1126).

Die „große“ Dynastie der 宋 *Sung* wurde von 趙匡胤 *Dschau-k'uang-yin* (917—975), dem Sprossen einer alten angesehenen Mandarinen - Familie, gegründet. Zum Generalissimus der kaiserlichen Truppen der 後周 *Hou-Dschou*, das heißt der zweiten Dschou (950—960), gegen die schrecklichen 契丹 *Tchi-dan* (907—1169) ernannt, war er von der Hauptstadt 開封府 *K'ä-fung-fu* aufgebrochen und hatte kaum einen Tagesmarsch hinter sich, als er von den Truppen zum Kaiser ausgerufen wurde. Denn man war unzufrieden mit dem siebenjährigen 恭帝 *Kung-di*, unter welchem, wie auch sonst öfter, wieder die Eunuchen-Herrschaft geblüht hatte. Weil nun gerade am Himmel ein sonderbares Phänomen, eine Parhelie oder Nebensonne erschien, hielt man dies für einen Fingerzeig des Himmels, mit dem ohnmächtigen Knaben aufzuräumen. Man bekleidete Dschau-k'uang-yin mit dem gelben Kaisermantel nnd rief 萬歲 *Wan-sui, wan-sui*: zehntausend Jahre langes Leben, dem Kaiser. Alsogleich kehrte man nach der Hauptstadt zurück, um den neuen Kaiser einzuführen. Dieser Dynastiewechsel vollzog sich, ohne daß viel Blut vergossen wurde, was in der chinesichen Geschischte ein seltener Fall ist. Dschau-k'uang-yin zeigte sich von Anfang an als kluger und gemäßigter Herrscher. Weil er Statthalter von 歸德府 *Kui-dei-fu* in 河南 *Ho-nan*, der alten Hauptstadt des ehemaligen Staates 宋 *Sung*, gewesen, nannte er zu Ehren dieses berühmten Staates seine neue Dynastie 宋 *Sung*.

Aber China bildete zu jener Zeit kein homogenes Reich, da von den zahlreichen, gegen Ende der Dynastie 唐 *Tang* entstandenen freien Staaten noch sieben übrig waren. Erst unter seinem Nachfolger im Jahre 979 wurde China unter dem Szepter des Kaisers geeinigt. 太祖 *Tä-dsu*, wie Dschau-k'uang-yin in der Geschichte heißt, war ein kluger, bescheidener Herrscher, der im stande war, den Thron seines Hauses fest zu begründen. Seine Mutter, 杜氏 *Du-sche*, war eine tüchtige, von ihren Kindern vielverehrte Frau. Der Kaiser pflegte sie persönlich auf ihrem Sterbebette. Sie bemerkte ihrem Sohne: „Hätte das Reich der Dynastie 周 *Dschou* kein Kind, sondern einen wirklichen Herrscher, einen erwachsenen, tatkräftigen Fürsten auf dem Throne gehabt, so hätte es nicht dich auf den Thron berufen. Dies sei dir zur Lehre. Ich wünsche also, daß bei deinem Tode dein zweiter Bruder und nach dessen Tode der dritte den Thron besteige und erst nach dessen Tode deine Söhne. So wird immer ein tüchtiger Mann den Thron inne haben und Friede und Ruhe im Lande bleiben.“ Sie starb im Jahre 961.

Das war also die als Testament auferlegte Hausordnung der Dynastie Sung, welche der Gründer als heilig und unantastbar anerkannte.

Tä-dsu bewies sich als tüchtigen Krieger und ausgezeichneten Verwalter und brachte Ordnung ins Reich. Er gewann die Literaten durch seine Vorliebe für Konfuzius und durch Errichtung zahlreicher Schulen. Auch ließ er Statuen zu Ehren des Konfuzius und anderer „Heiligen“ seiner Schule herstellen. Hierdurch wich er von den alten Gepflogenheiten der Chinesen ab, da diese nach altem Brauche nur Gedenktäfelchen hatten. Er adoptierte also einen buddhistischen Ritus, was ihm später der Gründer der Ming-Dynastie sehr übel nahm. Doch hat Konfuzius bis jetzt noch seine Statue im großen Heiligtume seines Vaterlandes behalten.

Weil das Volk immer mehr buddhistisch wurde, fing es auch an, die Leichname nach Hindu-Art zu verbrennen. Tä-dsu verbot diese Unsitte durch ein öffentliches Edikt und ordnete wieder die von Konfuzius so sehr empfohlene Leichenbestattung im Sarge an. So unterschied sich denn der japanische Buddhismus ganz erheblich von dem chinesischen. Noch jetzt ist der Sarg in China ein äußerst wichtiges Requisit zu einem ordentlichen Leichenbegängnisse. Kinder geben durch frühzeitige Schenkung eines Sarges den Eltern einen ganz besonderen Beweis ihrer kindlichen Liebe.

Tä-dsu, kaum fünfzig Jahre alt, übergab auf seinem Todesbette den Thron an seinen Bruder, den eben so tüchtigen Kaiser

太宗 *Tă-dsung* (976—997). Der aber räumte seinen jüngeren Bruder und die Söhne seines älteren Bruders aus dem Wege, um seinem eigenen Sohn den Thron zu sichern. 眞宗 *Dschen-dsung* (998—1022), so hieß dieser nämlich, war jedoch ein ungeschickter und schwacher Mensch. Seine Nachfolger waren nicht besser. Im Verlaufe eines Jahrhunderts hatten alle abgewirtschaftet.

So geht's ja immer, wenn die Herrscher sich der Sorglosigkeit und Wollust hingeben und die Regierungsgeschäfte in Händen ihrer Günstlinge lassen.

In der „Geschichte des hl. Berges 泰山 *Tă-schan*" haben wir ja Gelegenheit gehabt, zu erzählen, ein wie unverschämtes Spiel der kaiserliche Günstling 王欽若 *Wang-tchin-jau* († 1025), durch seine „Briefe des Himmels" mit dem leichtgläubigen Kaiser getrieben und wie er ihn so bei der Mit- und Nachwelt verächtlich gemacht hat. Ein solcher Kaiser war natürlich unfähig, die Ehre des Reiches zu wahren. Er zahlte den Tchi-dan einen jährlichen Tribut von 100000 Unzen Silber und 200000 Rollen Seide, damit sie nicht über das Land herfallen möchten. Wie bei zügellosen Banden vorauszusetzen war, erlaubten sich diese kecken Horden auf Rechnung des Kaisers später noch größere Erpressungen. Dieser war mit seinen „Himmelsbriefen", mit Verordnungen über Zeremonien und Titel sowie mit den Inschriften des Konfuziustempels zu sehr beschäftigt, als daß er Zeit gehabt hätte, das Reich gegen feindliche Überfälle und Verheerungen zu schützen.

Eine solche Sorglosigkeit und Unfähigkeit der Kaiser war niemand willkommener, als den vielen Intriguenten, sowie den Tchi-dan und ähnlichem Räubergesindel. Daher litten unter der Herrschaft der Sung sowohl Thron als Reich. Schließlich fielen die tungusischen Tataren der 女眞 *Nü-dschen* (1115—1235) in den nördlichen Teil des Landes ein, rissen denselben an sich und stürzten den Kaiser vom Throne.

So war es also aus mit dem nördlichen Zweige der Sung. Im Süden blieb ein anderer Zweig dieser Dynastie noch bis 1278 am Ruder.

---

2. Die Zustände in Japan zu jener Zeit.

Wir haben gesagt, daß der zweiundsechzigste Mikado Murakami (947—967) den Mut hatte, beim Tode des Kwampoku Tadahira († 949) demselben keinen offiziellen Nachfolger, weder aus der allmächtigen Familie Fujiwara, noch aus einer andern Familie zu

geben. Er zeigte also aufs deutlichste, daß er keinen Herrn und Meister haben wollte. Leider starb er kaum zweiundvierzig Jahre alt, nachdem er hatte erleben müssen, daß der Palast der heiligen Mikado im Jahre 960 ein Raub der Flammen geworden.

Ihm folgte sein Sohn Reizei (968—960), ein junger Mann von siebenzehn Jahren, der ein so eingefleischter Buddhist war und so unter dem Einflusse der Bonzen stand, daß er sich nicht 天皇 *Tenno*: „vom Himmel eingesetzter Kaiser“ nannte, sondern sich demütig mit dem Titel „Klosterzögling“ begnügte. Übrigens dankte er schon im nächsten Jahre ab und wurde Bonze. Doch bekümmerte er sich die vierundvierzig Jahre, welche er noch lebte, auch noch um die Staatsangelegenheiten und die öffentlichen Hoffeierlichkeiten.

En-yu, der vierundsechzigste Mikado und Bruder des vorhergehenden, war bei seinem Regierungsantritte (970) ein Knabe von elf Jahren, dankte 984 ab und starb sieben Jahre später.

Kwazan, der fünfundsechzigste Mikado (985—986), war ein Sohn des Reizei. Wie sein Vater dankte auch er alsbald ab und wurde Bonze. Er liebte die Dichtkunst und schrieb viele Verse. Eine von ihm herausgegebene Anthologie japanischer Dichtungen ist noch jetzt berühmt.

Zu jener Zeit schwärmte man am Hofe des Mikado und in den vornehmeren Familien um poetischen und literarischen Ruhm. Zumal die Damen wollten als literarische Größen glänzen. Die Frauen und Kebsweiber des Mikado ließen sich nichts angelegener sein, als Verse machen. Es gab öffentliche dichterische Wettkämpfe, und der Mikado geruhte, bei denselben den Vorsitz zu führen, wobei er natürlich byzantinische Schmeicheleien in Hülle und Fülle zu hören bekam. Feste und Schmausereien folgten als Anerkennung solcher dichterischen Anstrengungen. Solch ein lustiges Leben wirkte entsittlichend, so daß selbst hohe Damen sich nicht schämten, in Wort und Schrift Unsittlichkeiten und Laster zu verbreiten. Auch Fujiwara No-kinto (968—1016) glänzte unter diesen Schöngeistern als japanischer und chinesischer Dichter, Maler und Musiker, überhaupt als allseitiger Künstler. Kurz, es war ein wahres Schlaraffenleben, welches die Japaner den Chinesen noch schneller abgelernt hatten, als Gesetze und Staatseinrichtungen. Ist aber in China die strenge Trennung der Geschlechter ein heilsamer Damm wenigstens gegen öffentliches Schandleben, so fehlte in Japan bei dem so freien Verkehr der Geschlechter jede Rücksicht auf gute Sitte. Kleiderpracht, Genußsucht, Liebesaben-

teuer uud dergleichen waren überall an der Tagesordnung, sowohl bei den Herren, als auch bei den Damen. Selbst die Herren schminkten sich und verwandten überhaupt eine lächerliche Sorgfalt auf äußere Schönheit, zumal der Augenbrauen, auf daß diese dem Schönheitsideale der Chinesen, einer Seidenraupe, glichen. Ja, sie waren sogar so verrückt geworden, daß sie sich die Zähne künstlich schwärzten und suchten, diese Lächerlichkeit in die Mode zu bringen.

Die mächtige Familie Fujiwara war diesem tollen Treiben nicht abhold, da sie unter solchen Umständen unbehindert ihre Herrschaft ausüben konnte. Der Hof hatte ja keine Zeit und noch weniger Lust, sich um die ernsten Angelegenheiten des Reiches zu kümmern. Fujiwara Michinaga, † im Jahre 1027, hatte einem jeden der drei Mikado seiner Zeit, dem sechsundsechzigsten, siebenundsechzigsten und achtundsechzigsten eine von seinen Töchtern zur Frau gegeben und sich so seinen großen Einfluß bei Hofe gesichert. Fujiwara Yorimichi, eines der berühmtesten Glieder dieser Familie, hatte das Talent, sich fünfzig Jahre hindurch an der Spitze der Regierung zu halten. Go-Ichijo (1017—1036) der achtundsechzigste Mikado ließ ihn ganz nach seinem Kopfe regieren. Zwar fing auch der Donner des über die Fujiwara schließlich hereinbrechenden Gewitters an zu grollen: Taira Tadatsune empörte sich nämlich in Shimosa, wurde aber von Minamoto Yorinobu besiegt.

Während die Fujiwara allmählich auch ihres alten Eifers vergaßen, befestigten die Taira ihre Macht und ihr Ansehen im Westen; die Minamoro taten dasselbe im Osten des Reiches. 1044 führten sie glorreiche Kriege gegen die Ainos und gewannen großen Einfluß und Kriegsruhm. Beide vereint werden die Fujiwara stürzen und dann untereinander ihr so famoses Duell ausfechten, bei welchem Japan mit Blut getränkt wurde.

So weiß man denn schließlich nicht, welchem der beiden Länder man die Palme des Sieges reichen soll. Gewiß waren die Regierungen der beiden Länder erbärmlich; beiderseits beutete man das Land zu eigenem Vorteil aus, während man vorgab, für dasselbe zu sorgen und sich für das Vaterland aufzuopfern.

Shirakawa, der zweiundsiebenzigste Mikado (1073—1086) bestieg den Thron mit neunzehn Jahren, dankte mit dreiunddreißig Jahren ab, regierte aber gleichwohl sowohl unter seinem Sohne Horikawa (1087—1107), der kaum achtundzwanzig Jahre alt starb, als auch unter seinem Enkel Toba, der im Jahre 1123 auch scheinbar abdankte.

So hatte Shirakawa die Zügel der Regierung noch bis zu seinem 1129 erfolgten Tode in Händen. Er war ein eifriger Buddhist und wollte den Buddhismus zur Herrschaft bringen. Darum verbot er aufs strengste, Tiere, gleichviel welcher Art, zu töten. Ein so törichter Erlaß konnte natürlich nicht befolgt werden. Er gab nur Anlaß, das Volk vielfach zu drangsalieren.

Beim Tode des Shirakawa ergriff Toba trotz seiner Abdankung die Zügel der Regierung und behielt sie bis zu seinem Tode 1156 in Händen. Sein Vertrauensmann und Minister war Taira Tadamori, † 1152, der eigentliche Gründer dieser großen Familie. Schon unter Shirakawa war derselbe allmächtiger Minister gewesen.

---

3. Japanische Gesandtschaften.

Obwohl in den Jahren 921 und 952 auch Gesandtschaften aus Japan nach China gekommen sind, so hatten sie doch keine besondere Bedeutung und werden kaum erwähnt. Die erste bedeutende Gesandtschaft unter der Dynastie der 宋 *Sung* war die, welche der Oberbonze 奝然 *Diau-jan*, von fünf bis sechs anderen Bonzen begleitet, an den Kaiserhof in K'ä-fung-fu führte.

Dieser Diau-jan war aus der hochmächtigen Familie Fujiwara und in das berühmte Bonzenkloster des Berges Hici-zan eingetreten, doch blieb er mit dem Hofe und seiner eigenen Familie immer in nächster Berührung. Fünf Jahre hatte er in China fleißig buddhistische und literarische Studien getrieben. Nicht nur in der Literatur, sondern auch in der chinesischen Kalligraphie war er tüchtig und gab gern Proben seiner Geschicklichkeit und Kunst vor den staunenden Chinesen. Ein solcher Mann brachte den Chinesen nun eine hohe Meinung von Japan bei, als von einem nunmehr hochzivilisierten Lande, das in der Schule Chinas viel gelernt habe. Die Bonzen, welche Diau-jan begleiteten, sollten in China bleiben, um den Buddhismus und das Chinesische zu lernen, und auch um berühmte buddhistische Heiligtümer Chinas zu besuchen. China besaß nämlich viele Reliquien buddhistischer Heiligen.

Als Geschenke überbrachte Diau-jan ein Dutzend kostbarer 銅器 *Tung-tchi*, d. h. Bronzegefäße, und einen mehrere Bände umfassenden Hofkatalog, welcher die Namen, Würden und Ämter aller japanischen Beamten und Würdenträger nebst deren Aufenthalte aufs genaueste angab. Ein anderes Werk enthielt die genaue Lebensbeschreibung, alle Reden und Handlungen des damaligen vierund-

sechzigsten Mikado 圓融 *En-yu*, welcher im Jahre 870 als Knabe von elf Jahren den Thron bestiegen hatte. Auch ein Prachtexemplar der Geschichte Japans befand sich unter den Geschenken. Ferner waren darunter mehrere chinesische Werke, die infolge der zahlreichen Revolutionen in China selbst verloren gegangen waren, sich aber in Japan erhalten hatten, so z. B. das Werk 越王孝經新義, d. h. jener Kommentar, den der Kronprinz des Kaisers 唐太宗 *Tang-Tä-dsung* (627—650) mit Hilfe seines Lehrmeisters 任省古 *Jen-sing-ku* verfaßt hat. Dies Werk war prächtig eingebunden und aufs kunstreichste verziert, wodurch man bewies, in wie hohen Ehren es gehalten wurde.

Die Gesandtschaft wurde vom Kaiser 宋太宗 *Sung-Tä-dsung* (976—998) in öffentlicher Audienz aufs ehrenvollste empfangen. Diau-jan trug ein prachtvolles grünes Gewand, welches in China, wo nur Weiber und Kinder grün gekleidet sind, an einem Bonzen, d. h. bei einem der Welt abgestorbenen Manne, nicht wenig Aufsehen machte.

Da Diau-jan dem Kaiser durch seine Manieren und seine Gelehrsamkeit so sehr gefiel, wurde er später auch noch in Privataudienz empfangen. Die Einzelheiten dieser Audienz sind vom Geschichtschreiber der Sung niedergeschrieben worden. Da wir das Meiste schon kennen, folgen wir natürlich nicht der langen Unterhaltung, sondern begnügen uns, das zu erwähnen, was wir noch nicht mitgeteilt haben.

Damals studierten die Japaner fleißig die 五經, d. h. die fünf klassischen Bücher, welche ihnen aus China gekommen. Von den modernen Dichtern gefielen ihnen am meisten 白居易 *Bei-djü-i* (772—846), von dem sie, behauptete Diau-jan, mehr als siebenzig Bände Dichtungen besäßen. Er war der Lieblingsdichter der Japaner und bei weitem höher geschätzt als 李太白 *Li-tä-bei* (699—762), den die Chinesen im allgemeinen über Bei-djü-i stellen.

Die Japaner hatten nach dem Berichte Diau-jans auch Münzen, ähnlich den chinesischen. Gold und Silber fanden sie im eigenen Lande. Es diente hauptsächlich dazu, die Steuern zu bezahlen.

Auf die bei den Chinesen so gewöhnliche Frage, ob's in Japan auch die verschiedenen Getreidearten, wie Weizen, Gerste, Hirse, Reis, ferner Bohnen, Hühner, Gänse und Enten gäbe, antwortete Diau-jan: „Wir haben nicht blos dieses, sondern auch noch vieles und schönes Rindvieh, Esel, Schafe, auch Rhinozerosse und Elephanten. Die Seidenraupe wird bei uns mit besonderem Fleiße

gepflegt, und die Seide, die sie spinnt, ist sehr fein. Was Musik anbelangt, so haben wir eine eigene nationale und eine andere, welche aus Korea herüber gekommen ist. Die Jahreszeiten, sowie Saat und Ernte sind dieselben wie in China". — Auch erkundigte sich der Kaiser sehr eingehend über die Ureinwohner Japans, die wilden Ainos.

Daß die Schrift im Jahre 284 aus Korea in Japan eingeführt worden sei, wissen wir schon. Der Buddhismus wurde 552 nach Japan gebracht und 586 vom Mikado angenommen. Die meisten buddhistischen Bücher wurden unter den 隋 *Sui* (589—618), und zumal unter den japanfreundlichen Kaisern der 唐 *Tang* gekauft. Seit 630 studierten japanische Bonzen, zumal unter dem vielgerühmten 玄奘 *Yüan-dschuang*, der 629—645 Indien besucht hatte, auch die von den Japanern hochgeschätzten 三藏 *San-tsang*, welche zu den heiligen Büchen des Buddhismus gehören. Im Jahre 752 haben die Japaner um die ritualistischen Bücher 傳戒 *Tschuan-djiä* bezüglich der buddhistischen Weihe der Bonzen in China nachgesucht und dieselben erhalten. Darin werden auch die Einsiedlerregeln sowie die buddhistischen Fasttage genau angegeben.

Die von den Japanern bevorzugten Heiligtümer und Bonzenschulen, sagte der Gesandte, seien die von 天台山 *Tien-tä-schan* in Dschê-djiang*) und 五臺山 *U-tä-schan* in Schan-si.**) Dort seien die tüchtigsten Lehrer, der unverfälschte Buddhismus und der schönste Kult. Aber noch andere Heiligtümer würden ihrer Reliquien wegen von den japanischen Pilgern auch gern besucht; nur sei an nicht wenigen Orten jetzt in China der Buddhismus sehr verfallen, weil die Bonzen zu faul und unwissend wären.

„In Japan", so sagt der Bericht weiter, „gibt es jetzt (anno 984) an die 3 772 Städte und Marktflecken, 414 Postanstalten und 88 329 steuerzahlende Familien."

Als Wohnung hatte der Kaiser dem Gesandten das große kaiserliche Kloster 太平 *Tä-ping:* „zum großen Frieden" in K'äfung-fu angewiesen, wo derselbe auf kaiserliche Kosten wie ein Prinz traktiert wurde. Auch schickte er ihm, wahrscheinlich um ihn

*) Vergleiche Seite 75.

**) Der 五臺山 befindet sich hundertvierzig Li nordöstlich von der Unter-Präfektur 五臺 *U-tä*, welche zu der Präfektur 代州 *Dä-dschou* in 太原府 *Tä-yüan-fu* gehört. Wie schon der Name besagt, wird dieser Berg durch fünf übereinander aufgetürmte Bergkuppen gebildet, deren höchste Gipfel die Wolken überragen. Auf denselben gab es schon seit den Zeiten der ersten Einführung des Buddhismus viele Bonzen und Klöster.

zu veranlassen, die auffallenden grünen Kleider abzulegen, prachtvolle Hofgewänder von violetter Farbe.

Da 五臺山 *U-tä-schan* und seine Pagoden ein altverehrter Wallfahrtsort war, erbat sich Diau-jan vom Kaiser die Erlaubnis, dahin gehen zu dürfen. Der Kaiser erteilte nicht nur gnädigst diese Erlaubnis, sondern befahl allen Beamten, den Gesandten mit den einem Großwürdenträger gebührenden Ehren zu empfangen.

Schließlich kehrte Diau-jan auf einem Schiffe von 寧海 *Ning-hä*, einer Stadt der Ästuar von 杭州 *Hang-dschou* nach Japan zurück.

Was den Kaiser am meisten verwunderte, war die von Anfang an ununterbrochene Reihenfolge der Mikado auf dem Throne und die Erblichkeit der Beamtenstellen. „Die Japaner", bemerkte er ganz erstaunt, „sind im Grunde genommen doch nur Wilde, die nichts von der hohen Bildung der Chinesen verstehen. Wie haben diese Wilden es nur fertig gebracht, die königliche Würde ununterbrochen in derselben Familie zu erhalten und immer die Beamtenstellen erblich einem Sprößling des Inhabers zu übermitteln, ohne jemals gezwungen worden zu sein, dieses System abzuschaffen? Ist das nicht einfachhin bewundernswert? Wie viele Dynastieen hat nicht hingegen unser China gehabt? und unter diesen wie viele kurzdauernde? Die Erblichkeit der Beamtenstellen hat aber bei uns schon seit langen Jahrhunderten abgeschafft werden müssen. Mir wäre es schon recht, das unfehlbare Mittel ausfindig zu machen, um den kaiserlichen Thron ohne Unterbrechung in meiner Familie zu vererben..."

Zwar sagt der Geschichtschreiber nicht ausdrücklich, daß Tädsung eine Gegengesandtschaft nach Japan geschickt habe, um seinerseits den Mikado zu begrüßen. Jedoch ist dies bei der großen Höflichkeit der Chinesen ganz wahrscheinlich, wenn nicht sogar ganz gewiß, wenn wir die verschiedenen Mitteilungen lesen, welche der Geschichtschreiber noch über Japan hinzufügt. — Doch fahren wir mit dem Berichte fort.

„Die Japaner lieben sehr den Baum 新羅松 *Sin-luo-sung* (eine Art der im östlichen Asien vorkommenden Fichten) dessen Holz und Harz so wohlriechend sind. Der Fußboden und die Decken der Zimmer sind immer aus solchem Holze gemacht. Tritt man also in ein Zimmer, so strömen einem die angenehmsten Wohlgerüche entgegen. Diese Vorsicht ist durchaus notwendig und geboten, weil die japanischen Frauen von Natur aus übel riechen. Um diesen üblen Geruch los zu werden, pflegen sie sich noch den

ganzen Körper mit dem wohlriechenden Harze jenes Baumes einzureiben."*)

„Die Japanerinnen haben kein Haarnetz, sondern lassen der Schönheit und des üppigen Haarwuchses wegen die Haare los im Winde flattern".

„Beide Geschlechter essen gemeinsam miteinander an demselben Tischlein, aus derselben Schüssel. Da sie nicht, wie die Chinesen, Stäbchen zum Essen haben, bedienen sie sich einfachhin der Finger. Verschiedene Leute bedienen sich indessen sehr geschickt der Bambusschlingen, womit sie die Speisen umrollen und an sich ziehen.**) Anstatt der Teller bedienen sich die Japaner großer Blätter, sowohl grüner als auch trockener".

„Die Japaner haben keine Schuhe, sondern nur Pantoffeln, welche aus Stroh oder Holz gefertigt sind, ganz nach dem Beispiele des buddhistischen Heiligen 羅漢 *Luo-han,* eines Lieblingsjüngers des großen Buddha selbst".

„Die japanischen Fächer sind wirkliche Kunstwerke, welche mit großem Geschick und feinem Geschmack meisterhaft hergestellt werden. Der Griff des Fächers ist aus echtem Elfenbein und wird ganz kunstvoll geschnitzt, so daß er die verschiedenartigsten Verzierungen darstellt. Die Blätter der Fächer sind mit Malereien von Vögeln, Blumen, Porträten, Landschaften oder anderem Schmucke bedeckt. Diese Malereien sind von berühmter Künstlerhand mit feinster Vollendung hergestellt. Oft bringt man zur größeren Zier und Kostbarkeit darauf noch Gold und Edelsteine an, welche durch ihren Glanz und Schimmer ganz feenhaft wirken. Kurz, diese feinen japanischen Fächer sind wahre Meisterstücke der Kunst und Gegenstände des raffiniertesten Luxus, welchen sich nur die reichsten Familien erlauben können; sie übertreffen alles, was man in China von derartigen Sachen zu machen versteht".

Wir haben schon oben erwähnt, daß es selbst unter den Bonzen tüchtige Kunstschnitzer, Maler und andere Künstler gab, welche diese Künste in Japan eingeführt und gelehrt hatten. Wie alles

*) Anderswo habe ich derartiges noch nie gelesen, überlasse also die Verantwortlichkeit dem chinesischen Berichterstatter. Hingegen habe ich gehört, daß die Japanerinnen in Schanghä gefährliche Kebsweiber abgeben, und habe selbst auf den Dampfern feine europäische Herren gesehen, welche mit Japanerinnen verkoppelt waren. Die obige Behauptung scheint somit nicht bestätigt. Die Chinesen lieben es übrigens, dasselbe auch von den Europäern zu behaupten. Ganz sicher ist, daß die chinesischen Hunde von dem Geruche der Europäer ganz bösartig berührt werden.

**) Auch die Chinesen haben ähnliche Bambus-Reifchen oder Schlingen, deren sie sich zum Spielen sehr geschickt bedienen.

aus der Fremde Eingeführte, bildeten die Japaner diese Künste dann nach ihrem nationalen Genie eigenartig aus und schufen so die japanische Kunst. Denn die Japaner sind keine sklavischen Nachäffer, sondern haben das Bewußtsein, selbst auch etwas schaffen zu können.

Im Jahre 988 schickte Diau-jan einen seiner Lieblingsschüler mit Namen 善 *Schan* nach China, um dem Kaiser für seine ihm erwiesene große Liebenswürdigkeit gebührend zu danken. In dem an den Kaiser addressierten Briefe zählt er zuerst alle seine hohen Titel und Würden auf und dankt ihm hierauf in ganz emphatischen Ausdrücken für alle seine Wohltaten und Ehrenbezeigungen. Zugleich übersandte er demselben auch eine ganze Menge von buddhistischen Andachtsbüchern, Gebetsschnüre und andere Kultusgegenstände, weil er wußte, daß dergleichen Sachen an dem buddhistischen Kaiserhofe, zumal bei den Weibern höchst willkommen waren. Kurz, er tat, als ob er der intimste Freund des Kaisers sei.

Im Jahre 1002 kehrte der chinesische Kaufmann 周世昌 *Dschou-sche-tschang,* der vordem von einem Sturme nach Japan verschlagen worden war, in sein Vaterland Fu-jien zurück. Es hatte ihm in Japan so gut gefallen, und er hatte daselbst so gute Geschäfte gemacht, daß er sieben Jahre lang dort blieb. Als er nach China heimkehrte, benützte der Japaner 藤木吉 *Têng-mu-dji*, (nach dem Namen zu schließen ein Sprößling der großen Familie Fujiwara) diese Gelegenheit, eine Studienreise nach China zu machen. Er schrieb sehr gut chinesisch und verfaßte schwungvolle Verse zu Ehren des chinesischen Kaisers.

Der Statthalter berichtete das Ereignis an den Kaiser 眞宗 *Dschen-dsung* (998—1022), der die beiden Herren an den Hof rief, um sich des Genaueren über Japan belehren zu lassen. Der Japaner führte immer Pfeil und Bogen mit sich und prunkte damit nicht wenig. Der Kaiser, neugierig die Kunststücke eines so vollendeten japanischen Schützen zu bewundern, bat ihn, eines zum besten zu geben. Da zeigte sich nun, daß er keineswegs ein so gewiegter, vollendeter Schütze war, als den er sich breit gemacht: er bewies weniger Kraft im Weitwerfen und weniger Geschicklichkeit im Treffen, als die Chinesen. Als ihn der Kaiser fragte, wie es komme, daß er so wenig in dieser für den Krieg so wichtigen Kunst geübt sei, gab ihm der Japaner unverblüfft zur Antwort, daß es in Japan gar keine Kriege gebe, das Land vielmehr ewige Ruhe genieße. Ob dem Kaiser diese Aussage glaubwürdig geschienen, mag dahingestellt sein. Doch beschenkte er den Fremden mit einer Ehrengabe an Silber.

Im Jahre 1004 kam der Bonze 寂照 *Dsi-dschau* als Haupt einer japanischen Gesandtschaft nach China, unter deren Mitgliedern sich noch sieben andere Bonzen befanden. Dsi-dschau konnte nicht chinesisch sprechen, aber er war ein vollendeter Kalligraph und konnte sich so aufs beste mit den Chinesen unterhalten.

Der Kaiser war ganz erbaut und erfreut über das reiche Wissen dieses Bonzen und verlieh ihm einen prächtigen Ehrentitel, welcher seine hohen Kenntnisse aufs feierlichste belobte und aller Welt verkündete. Auch gab er ihm Geschenke, unter anderen ein Prachtgewand von violetter Farbe.

Da der Kaiser bei solchen Besuchen immer viele und kostbare Geschenke gab, versuchten mehrere Japaner auf Schleichwegen an den Kaiserhof zu gelangen. Sie kamen mit reichen Geschenken beladen nach Fudjien und gaben vor, Abgesandte des Mikado zu sein, um dem Kaiser die gebührenden Geschenke zu überreichen. In Japan saß damals Go-Ichijo, d. h. Ichijo der Zweite, (1017—1036) auf dem Throne; Minister aber war Fujiwara Yorimichi, welcher fast fünfzig Jahre Japan unumschränkt beherrschte und eines der berühmtesten Mitglieder dieser großen Familie ist. Der damalige Kaiser von China war 仁宗 *Jen-dsung* (1023—1064). Gewiß hätte es dem kaum sechzehnjährigen Kaiser und seiner Mutter 劉 *Liu* eine Unterhaltung und Abwechslung gewährt, die Japaner zu sehen und zu sprechen. Aber da dieselben keine Legitimation hatten, war es doch nicht statthaft, sie vorzulassen; man hätte sich sonst ja eine Blöße gegeben. Und das durfte man doch nicht tun.

Es war damals gerade die Blütezeit der großen chinesischen Literaten: 范仲淹 *Fan-dschung-ien* (989—1052), 韓琦 *Han-tschi* (1008—1075), 歐陽修 *Ngou-yang-siu* (1007—1072), 司馬光 *Sema-kuang* (1019—1086), 蘇洵 *Su-süin* (1009—1066) mit seinen noch berühmteren Söhnen 蘇軾 *Su-sche* (1036—1111) und 蘇轍 *Su-dsche* (1039—1112) u. s. w.

Die Literaten machten verzweifelte Anstrengungen, die alte Kaiserin, welche an Staatsgeschäften soviel Vergnügen fand, beiseite zu schieben. Vergebenes Unterfangen. Im Jahre 1033 wagte diese verpichte Alte es selbst, mit den kaiserlichen Staatskleidern angetan, den Ahnen feierlich zu opfern. Glüklicherweise kam ein Komet, welcher sie schon im dritten Monate desselben Jahres mit seinem Schweife wegfegte, wie die Chinesen glauben.

Der schwache Jen-dsung saß, ohne etwas Besonderes geleistet zu haben, vierzig Jahre auf dem Throne. Seine hauptsächlichste Beschäftigung war der Harem. Trotz, oder vielmehr wegen seiner

vielen Frauen hatte er keinen Sohn. Es kostete ihm Mühe, seinen Vetter zum Kronprinzen zu ernennen. Kaum vierundfünfzig Jahre alt, starb er fast plötzlich im dritten Monate des Jahres 1063. Die Tataren Tchi-dan hatten ihm durch ihre Einfälle ins Land das Leben recht vergällt.

Sein Nachfolger 英宗 *Ying-dsung* (1064—1067), der große Freund und Gönner der Konfuzianer, hatte zwar guten Willen, dem Reiche Ruhe und Frieden zu erhalten, erreichte aber nicht viel. Er starb erst sechsunddreißig Jahre alt.

Sein zwanzigjähriger Sohn 神宗 *Schen-dsung* (1068—1085) folgte ihm auf dem Throne. Unter diesem machte der den Literaten so verhaßte Staatsminister 王安石 *Wang-ngan-sche* seine mißglückten Reformversuche.

Im Jahre 1072 war der Bonze 誠尋 *Tscheng-süin* mit mehreren Begleitern nach 天台山 *Tien-tä-schan* in Dschê-djiang gekommen, um an jener heiligen Stätte des Buddhismus und der Wissenschaft seiner Frömmigkeit und seinem Wissensdurst Genüge zu tun. Da der Statthalter der Provinz hierüber an den Kaiser berichtete, rief letzterer diese Bonzen an den Hof, um sich die Japaner ein wenig genauer anzusehen. Tscheng-süin wußte sich ganz höfisch zu bewegen, und gewann dadurch und durch seine Gelehrsamkeit die Gunst des Kaisers. Er überreichte dem Kaiser ein prachtvolles silbernes Weihrauchfaß, Gebetsschnüre mit Perlen aus wohlriechendem Holze, allerlei weiße Glassachen, wohlriechende Essenzen, Sandelholz, auserlesene Seidenzeuge und andere Kuriositäten.

神宗 *Schen-dsung*, ganz erfreut über den Bonzen und seine Geschenke, schenkte ihm und seinen Genossen violette Staatskleider und andere Wertsachen, und verlieh ihm ehrenvolle Titel und Abzeichen.

So große Gnadenerweise gegenüber den Bonzen veranlaßte den Hof des Mikado, im Jahre 1078 wiederum einen Bonzen als Leiter der Gesandtschaft nach China zu schicken. Diesmal war es der Oberbonze 仲回 *Dschung-huei,* ein gelehrter, allseitiger Mann, der auch gut chinesisch sprach. Ein chinesischer Kaufmann, 孫忠 *Suin-dschung,* welcher, vom Sturme nach Japan verschlagen, daselbst sehr liebreich aufgenommen worden war, kam mit dieser Gesandtschaft nach China zurück. Sie wurden vom Kaiser in feierlicher Audienz empfangen und überreichten den Brief und die Geschenke des Mikado, wovon zweihundert Rollen feinster Seide und fünftausend Unzen Quecksilber als besonders kostbar hervorgehoben werden. Schen-dsung sandte dem Mikado auch sehr kostbare Gegengeschenke

und sprach seine volle Zufriedenheit über den getreuen Lehensfürsten aus. Dem Bonzen schenkte er kostbare Sachen und verlieh ihm einen hohen Ehrentitel. Der Kaufmann aber erhielt den erbetenen kaiserlichen Brief an den Mikado nebst Geschenken für ihn und die Hofherren. Als praktischer Weltmann wußte er, daß er sich als kaiserlich privilegierten Kaufmann ausgeben konnte, und so alle Tore und Häfen geöffnet finden würde, um Großhandel zu treiben.

Trotz allen inneren Elendes, trotz aller kläglichen Schwäche der Regierung glänzte China damals nach außen. So schickte Tong-king im Jahre 998, Korea 1071, und 1081 selbst der Kaiser von Konstantinopel Gesandtschaften und Geschenke an den Kaiser von China.

Im Jahre 1085 starb Schen-dsung kaum achtunddreißig Jahre alt. Sein zehnjähriger Sohn 哲 宗 *Dschêi-dsung* folgte ihm auf dem Throne. Die Zänkereien und Eifersüchteleien der Literaten höchsten Ranges machten alle ersprießliche Arbeit und rationelle Staatsverwaltung unmöglich. Der so unbändig stolze, gefeierte 蘇 軾 *Su-sche*, † 1101, trägt einen großen Teil der Schuld an dieser Unordnung und dem schließlichen Verderben des Staates.

Auf den kaum vierundzwanzig Jahre alten ohne Nachfolger verstorbenen Dschêi-dsung folgte sein Bruder 徽 宗 *Huêi-dsung* (1102—1125) traurigen Andenkens. Er und sein Nachfolger 欽 宗 *Tchin-dsung* wurden 1126 von den Tataren 女 眞 *Nü-dschen* gefangen abgeführt. *Huêi-dsung* starb, vierundfünfzig Jahre alt, in der Tatarei im Jahre 1135. Tchin-dsung wurde einundsechzig Jahre alt und starb 1156 ebenfalls in der Verbannung. Beide trugen selbstverschuldetes Leiden.

Die Dynastie der Sung hat die dem Menschen angeborene Gottesidee immer mehr in den Herzen der Untertanen verflacht und verwischt, und statt derselben die so absurde Geomantie allgemein verbreitet. So wurde das arme, sonst so gute Volk in den törichsten Irrtum verstrickt, in dem es noch jetzt gefangen liegt.

4. Die Tataren 女眞 Nü-dschen oder 金 Djin erobern die nördliche Hälfte Chinas und lassen den Sung nur mehr die südliche Hälfte.

Nicht die so furchtbaren 契丹 *Tchi-dan*, welche China seit langem drangsalierten und ihm sogar Tribut auferlegt hatten, sollten, wie man hätte erwarten können, das morsche Reich zusammenschlagen, sondern ihre Vettern, die 女眞 *Nü-dschen*-Tataren und Vorfahren der jetzigen Mandschu-Tataren, welche 1644 China das zweitemal erobert haben.

Dieser tungusische Stamm der Nü-dschen hatte sich 991 den mächtigen Tchi-dan klug unterworfen und benutzte die dadurch erlangte Ruhe, um seine Streitmacht zu vergrößern. Um das Jahr 1092 erfüllten sie das ganze Stromgebiet des 松花江 *Sungari*, oder Sung-hua-djiang, wie die Chinesen lesen, und die Täler des Gebirges 長白山 *Tschang-bêi-schan*, welches die Grenze zwischen China und Korea bildet.

Ihr Khan 劾里鉢 *Hä-li-buo* hatte elf Söhne. Nachdem der älteste als Nachfolger des Vaters im Jahre 1113 gestorben war, folgte der zweite Sohn 阿骨打 *Ngo-ku-da* (1113—1123) als Khan. Ngo-ku-da war in jeder Beziehung ein Genie. Nachdem er vorerst mit den Koreanern ein Friedensbündnis geschlossen, erhob er sich im Vollbewußtsein seiner Macht gegen die Tchi-dan und schlug sie in wiederholten Kämpfen ganz mörderisch aufs Haupt. So war er unabhängiger, ruhmgekrönter Fürst. Er nannte seine Dynastie *Altchouk*, oder 按出虎 *Ngan-tschu-hu,* wie die Chinesen schreiben.*)

Kaum sechsundfünfzig Jahre alt starb Ngo-ku-da. Sein Bruder 吳乞買 *U-tschi-mä* folgte ihm auf dem Throne.

Nun hatten 1123 die Chinesen die Torheit begangen, einen verräterischen und rebellischen Statthalter der 金 *Djin* freundlich aufzunehmen und das von demselben verwaltete Gebiet unter ihren Schutz zu nehmen. Dies Verfahren war dazumal nichts Neues, wie es ja heutigen Tages noch hie und da geschieht.

U-tschi-mä ließ sich das nicht gefallen und rückte mit seinen kampfeslustigen Reiterscharen in China ein. Bald war die Provinz 直隸 *Dsche-li* und der nordöstliche Teil von 山西 *Schan-si* in den Händen der Djin. Um sein Unrecht wieder gut zu machen und den Sieger zu versöhnen, dankte 徽宗 *Huei-dsung* zu Gunsten

*) Den Sinn des Wortes Altchouk übersetzen die Chinesen mit 金 *Djin* Gold; daher der Name dieser Dynastie.

seines Sohnes 欽宗 *Tchin-dsung* ab. Doch half's ihm nichts gegen die wilden Krieger. Da der gelbe Fluß zugefroren war, setzten die Djin zu Pferde über den Fluß und stürmten nach der Hauptstadt 開封府 *K'ä-fung-fu.* Trotz der elenden Befestigungen war die Stadt für diese Steppenreiter schwer zu nehmen. So machte man denn Frieden. Die Chinesen bezahlten fünf Millionen Unzen Gold, fünfzig Millionen Unzen Silber und eine Million Rollen Seide. U-tschi-mä erhielt überdies den Ehrentitel 伯父 „Oheim des Kaisers", so daß der Kaiser ihn als solchen ehren mußte.

So zog denn U-tschi-mä ab, ohne China eine Handbreit Landes genommen zu haben. Doch jetzt reute es die Chinesen, den Frieden so teuer erkauft zu haben. Ungeachtet aller Verträge und Versprechungen, die ihnen wohl nicht ernst gemeint gewesen, fielen sie über die friedlich abziehenden Djin her. Durch solche infame Treulosigkeit gereizt, kehrten die Djin wieder zurück, nahmen K'ä-fung-fu ein und schleppten die beiden Huêi-dsung und Djin-dsung samt deren ganzem Hofpersonal, mehr als dreitausend Köpfe, in die Gefangenschaft, aus der nur wenige zurückkehrten.

So bestieg denn 趙構 *Dschau-kou*, kaiserlicher Prinz und Generalissimus aller kaiserlichen Armeen, den Thron. Er ist in der Geschichte als 高宗 *Kau-dsung* (1127—1162) bekannt. Natürlich suchte er sein Heil in der Flucht.

Die Djin eroberten den ganzen nördlichen Teil des Reiches. Im Jahre 1129 setzte eine zahlreiche Armee der Djin unter der Leitung des Generals 兀朮 *U-schu* über den Yang-dse-djiang, nahm Nan-djing, Hang-dschou, Ning-buo, plünderte und raubte alles und legte dann Feuer an. Der trostlose Kaiser floh wie ein gehetztes Wild aus einer Stadt in die andere.

Wäre U-tschi-mä nicht 1134 gestorben, und wären bei dieser Gelegenheit keine Thronstreitigkeiten unter den Djin ausgebrochen, so wäre schon damals ganz China von diesen Tataren erobert worden. So retteten die Sung wenigstens die südliche Hälfte des Reiches. 杭州 *Hang-dschou* wurde nach langen Beratungen mit den Wahrsagern endlich zur Hauptstadt erklärt. Die chinesischen Generäle 張浚 *Dschang-dsün,* 岳飛 *Yau-fei,* 吳玠 *U-djä* und andere fingen an, die Armee zu reorganisieren und leistungsfähig zu machen. Schließlich waren sie auch imstande, den Djin Widerstand zu leisten, ja dieselben manchmal sogar zu schlagen.

Hätte der Hof auch an sich selbst vernünftige Reformen vorgenommen, so wäre das gewiß zum Nutzen des Landes gewesen. Aber dazu fehlte der gute Wille und der nötige Mut. So blieb's

denn bei dem gewohnten Saus und Braus und weichlichen Hofleben mit dem ekelhaften Frauenkult und der elenden Eunuchenwirtschaft. Von ersprießlicher Reichsverwaltung war keine Rede. Hatte eine Partei abgewirtschaftet, dann ergriff die andere das Ruder. Die Hauptbeschäftigung des Kaisers waren die Riten, um den Gottheiten der Erde, der Ernte und den Ahnen nach richtigem, d. h. seinem, Gebrauch Opfer darzubringen. Mit dem Kaiser hatte auch die Familie des Konfuzius auswandern müssen. 孔端友 *K'ung-duan-ju*, der achtundvierzigste offizielle Nachkomme des Konfuzius, war dem Kaiser nach dem Süden gefolgt. Das Heiligtum des großen heiligen Lehrmeisters wurde in 三衢 *San-tschiü*, der jetzigen Präfektur 衢州府 *Tschiü-dschou-fu* in Tschê-djiang errichtet. Der Kaiser konnte bei seiner Armut nicht mehr als fünfhundert Morgen Landes für den Kult des Konfuzius und den Unterhalt seines Nachkommen bewilligen.

Da im Jahre 1161 die Djin wiederum eine Armee von 600 000 Mann auf China warfen, dankte der schwache Kau-dsung ab. Sein Sohn 孝宗 *Hiau-dsung* (1163—1189) folgte ihm auf dem Throne. Dieser war ein überzeugter Konfuzianer und zwang die Buddhisten und Dauisten, Steuern zu zahlen, wie die andern Leute auch. 朱熹 *Dschu-hi* (1130—1200) erscheint 1193 auf der Bildfläche, indem er Lehrer an der Militärschule ward. Er überreichte dem Kaiser ein Memorandum, um demselben die Lehre des Konfuzius in Erinnerung zu bringen: er müsse den schmachvollen Tod der beiden Kaiser Huêi-dsung und Tchin-dsung in der Gefangenschaft der Djin rächen und diesem den Krieg erklären. Der Schöngeist und unkluge Schwätzer wurde aber, wie er es wohl verdient hatte, abgewiesen. Die Sung, welche sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten konnten, sollten den Djin, deren König 雍 *Yung* (1161—1189) so allseitig tüchtig war, den Krieg erklären, allein darum weil die chauvinistischen Literaten an der Lehre des Konfuzius „man müsse sich an den Feinden rächen" pedantisch festhielten. Dschu-hi, unzweifelhaft einer der besten Prosaiker Chinas, war trotz seiner ausgedehnten Gelehrsamkeit doch unfähig, um im Staatsdienste verwendet werden zu können. Seine Theorieen und die harte Wirklichkeit gerieten in argen Widerspruch. Er und seine Parteigänger vermehrten noch die Streitigkeiten in dem ohnedies schon geschwächten Reiche.

Dieser Streitigkeiten und der Regierungssorgen müde, dankte Hiau-dsung im Jahre 1189 ab und setzte seinen Sohn 光宗 *Kuang-dsung* (1190—1194) auf den Thron. Doch wie übel wurde ihm das von seinem Sohne belohnt! Dieser ließ sich nämlich ganz von

seiner Gemahlin 李氏 *Li-sche*, einer wahren Xantippe, beherrschen und wurde von ihr sogar dazu verleitet, mit seinem Vater zu brechen. Nicht einmal in der letzten Krankheit und auf dem Todesbette besuchten beide den alten Kaiser; selbst dem Begräbnisse wohnten sie nicht bei. Kuang-dsung schützte vor, krank zu sein. Der Skandal war derartig, daß die Kaiserin-Mutter den ungetreuen Sohn absetzte und seinen siebenundzwanzigjährigen Sohn 寧宗 *Ning-dsung* (1194—1224) auf den Thron erhob. 韓侂胄 *Han-tuo-dschou*, der Schwager des Kaisers, wurde oberster Staatsminister; er beeilte sich, Dschou-hi, den Lehrmeister des Kaisers, als unnützen Schwätzer zu entlassen. Darob gerieten die Literaten in großen Zorn. Aber Han-tuo-dschou war nicht der Mann, der sich vor ihnen fürchtete. 1198 erließ der Kaiser ein Edikt, worin er die sogenannten Philosophen, Dschu-hi und seine Anhänger, eine Sippschaft von Taugenichtsen nannte. Dschu-hi starb 1200 in der größten Ungnade des Kaisers.

Alle diese Streitigkeiten unter den tüchtigsten Köpfen des Landes lähmten nur noch mehr die schwachen Kräfte des Reiches. Ein tatkräftiges Zusammenwirken aller wäre kaum genügend gewesen, um den Staat zu heben und die Schäden in der Verwaltung auszubessern. Statt nützlicher Arbeit obzuliegen, befaßte man sich mit philosophischen, oder besser gesagt, mit ganz unphilosophischen Theorien und gehässigen Streitigkeiten.

Schließlich kamen die Mongolen, schafften die entnervte Sung-Dynastie beiseite und rissen ihre Herrschaft an sich.

---

5. Die gleichzeitigen Zustände Japans (1124—1275).

Oben haben wir erzählt, daß der Großfürst Taira Tadamori bis zu seinem 1152 erfolgten Tode der allmächtige Günstling des Mikado Shirakawa und Toba geblieben. Obwohl er darauf hinarbeitete, und es auch erreichte, seiner Familie eine bevorzugte Machtstellung im Reiche zu sichern, so hat er sich doch auch ums Vaterland verdient gemacht. Denn er ist es, welcher 1150 den großen und gefährlichen Einfall der koreanischen Seeräuber siegreich zurückschlug.

Obwohl der Mikado Toba 1253 zu Gunsten seines Sohnes Sutoku (1124—1141) abgedankt hatte, behielt er doch die Zügel der Regierung bis zu seinem 1156 erfolgten Tode hartnäckig in

Händen. Nachdem er von seinem Kebsweibe Bifuku einen Sohn bekommen, zwang der alte Tor den sechsundzwanzigjährigen Mikado Sutoku abzudanken, um seinem zweijährigen Söhnlein Konoe (1142—1155) Platz zu machen. Als letzterer 1155 gestorben, wollte Sutoku wiederum den Thron besteigen, wurde jedoch auch jetzt wieder von Toba daran gehindert. So kam es zu einem blutigen Kriege (1156—1158). Die mächtigen Minamoto waren für ihn, gegen ihn aber die eben so mächtigen Taira und Fujiwara. Letztere siegten und Fujiwara Tadamichi brachte es zustande, daß Go-Shirakawa (1156—1158), ein anderer Sohn des Toba, als neunundzwanzigjähriger junger Mann auf den Thron kam.

Kaum war der Krieg beendet, so dankte Go-Shirawa ab und setzte seinen sechzehnjährigen Sohn Nijo (1159—1165) auf den Thron, während er selbst nach alter Weise die Regierung in den Händen behielt und zwar noch unter den drei folgenden Mikado. Go-Shirakawa starb erst 1192 im Alter von siebenundsechzig Jahren.

Die Taira nutzten leider ihren Sieg ganz egoistisch aus. Ki-yomori (1119—1181), ein unehelicher Sohn des Tadamon und einer ehemaligen Konkubine des Mikado Shirakawa, wurde nach dem Tode seines Vaters Haupt der Familie Taira. Während er ein Mann von ebenso außerordentlichen Talenten wie sein Vater und ein ebenso tüchtiger Krieger wie kluger Diplomat war, hatte er doch einen abscheulichen Charakter. Er war ein rücksichtsloser Autokrat und herrschsüchtiger Tyrann, ergab sich der schamlosesten Wollust und Unzucht und kannte bei seinem ungestillten Geize selbst mit den Ärmsten kein Mitleid. Wohlanstand, Gerechtigkeit und Recht waren ihm Pflichten, deren Beobachtung nur für gewöhnliche Menschen passe.

Weil er wußte, daß einzig die Familie Minomoto fähig sei, der seinigen den Rang streitig zu machen, so beschloß er, dieselbe zu vertilgen. Im Jahre 1159 ließ er also sämtliche Mitglieder der Minomoto umbringen, mit Ausnahme des zwölfjährigen Yoritomo, den er verbannte, und der drei kleinen Söhne des Yoshitomo, welche er in ein Bonzenkloster einsperrte. Das war das einzige Mitleid, welches er seinem alten Freunde und Waffengefährten Yoshitomo bezeigte.

Nachdem Kiyomori unangefochtener Herr von Japan geworden, baute er Schlösser und Festungen und besetzte alle wichtigen Ämter mit Sprößlingen seiner Familie. Mehr als dreißig seiner Familienangehörigen waren Statthalter von Provinzen, andere dreißig amtierten am Hofe als Minister und Großwürdenträger.

Schon 1168 befiel ihn ein schleichendes Fieber, von dem ihn alle angerufenen Götter und Göttinnen nicht befreien konnten. Um die Macht seiner Familie zu befestigen, verheiratete er seine Tochter an den siebenjährigen Mikado Takakura (1169—1180), den er auf den Thron setzte und später zwang, mit neunzehn Jahren zu Gunsten des dreijährigen Antoku (1181—1183) wieder abzudanken.

Es war dies der letzte Akt des verabscheuten Tyrannen. Auf seinem Todesbette bereute er, nicht auch Minamoto Yoritomo getötet zu haben; ja, er empfahl seinen Söhnen, den Kopf desselben ihm aufs Grab zu legen, damit er in Frieden ruhen könne. Dieser junge Minamoto Yoritomo war 1180 aus dem Exile entschlüpft, und das verbitterte so sehr die Sterbestunde des abscheulichen Kiyomori.

Es kam zu einem fürchterlichen Kriege von fünf langen Jahren, da alle Daimyo entweder für die Taira oder für die Minamoto Partei ergriffen. Die Taira hatten keinen tüchtigen Mann an ihrer Spitze, während die Minamoto ein so seltenes Genie wie Yoritomo besaßen. Nach vielen blutigen Schlachten kam es 1185 zur Seeschlacht von Dan-no-ura, nahe bei Shimonsseki, wo die Taira besiegt und vernichtet wurden. Als alle Aussicht auf den Erfolg der Taira in der Schlacht verloren war, ergriff die ebenso schreckliche Großmutter Nie-no-ama, das würdige Weib des schrecklichen Kiyomori, den siebenjährigen Mikado Antoku und stürzte sich mit ihm ins Meer.

Der Sieg der Minamoto war vollständig: Yoritomo war der Herr von Japan und fing an, alle Taira abzuschlachten, um seine Rivalen ganz zu vernichten. Ja, er veranlaßte den Mikado, als höchster Herr von Japan die Taira offiziell zu verfluchen und für immer, selbst bei der Nachwelt, zu entehren. Aber doch blieb ein Samenkorn der Taira übrig, aus dem Japans größter Mann, Oda Nobunaga (1553—1582), entspringen sollte.

Yoritomo erhob den vierjährigen Sohn des achtzigsten Mikado Takakura auf den Thron, der als Go-Toba (1184—1198) in der Geschichte bekannt ist. Dieser belohnte seinen Beschützer 1192 mit der Würde eines Shogun, oder besser gesagt, Yoritomo gab sich selbst diesen Titel. Um in seiner Regierung nicht inkommodiert zu werden, veranlaßte dieser den neunzehnjährigen Go-Toba, zu Gunsten seines dreijährigen Sohnes Tsuchimikado (1199—1210 abzudanken. Aber Yoritomo starb schon 1199, kaum dreiundfünfzig Jahre alt, an einem Sturze vom Pferde. Dieser Tod brachte neue Verwickelungen.

6. Die Shogun und Shikken Japans.

Als Yoritomo im Jahre 1192 den Titel Shogun 將軍 *Dsiang-djün* erhielt oder vielmehr annahm, hatte dieser alte Titel eine ganz andere Bedeutung als ehemals. Denn seiner eigentlichen Bedeutung nach heißt Shogun 將軍, chinesisch Dsiang-djün gelesen, einfach „General" oder „Anführer einer Armee". Im achten Jahrhundert jedoch wurde dieser Titel nur jenen vier Generälen vorbehalten, die an den vier Grenzen des Reiches über den Frieden des Staates zu wachen hatten. Denn zu jener Zeit waren die Ainos noch mächtig und wehrten sich mannhaft gegen die immer mehr vordringenden Japaner. Yoshiié (1041—1108) aus der Familie der Minamoto, einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit, war durch viele siegreiche Feldzüge berühmt, ganz besonders durch diejenigen über die Ainos im Jahre 1050.

Vielleicht ist es zum Andenken an diese Berühmtheit seiner Familie, daß Yoritomo den Titel Shogun annahm. Kurz, seit 1192 ist dieser Titel nur der Familie Minamoto eigen. Die Familie Ashikaga hat zwar Japan von 1338—1573 fünfzehn Shogun, die der Tokugawa von 1603—1868 ebensoviele gegeben, aber sie erhielten diesen Ehrentitel einzig, weil sie sich rühmten, von den Minamoto abzustammen. Ebendeswegen ist weder Nobunaga noch Hidegoshi Shogun geworden. Letzterer setzte alle Hebel in Bewegung, um von den Minamoto adoptiert zu werden, damit er diesen Ehrentitel erlangen könnte. Da aber alle seine Bemühungen vergebens gewesen, ließ er sich von den Fujiwara adoptieren. So wurde er denn fähig, wenigstens Kwampaku und Taikosama zu werden, unter welch' letzterem Ehrentitel er ja in der Geschichte genugsam bekannt ist.

Seit Yoritomo bedeutet Shogun soviel als das lateinische „Imperator" = „oberster Feldherr". Und wie bei den Römern das Wort Imperator schließlich den Sinn von „Kaiser" angenommen, so bekam bei den Japanern der Titel Shogun auch die Bedeutung „der höchste Machthaber des Reiches". Der einzige Unterschied ist der, daß die Shogun trotz aller angemaßten Vollmacht „des Volkes wegen" doch niemals es wagen konnten, Hand an den hochheiligen, von der Sonnengöttin abstammenden Mikado zu legen. In größter Armut und Entbehrung, in elende Lehmhütten zurückgedrängt, blieb der Mikado beim Volke doch immer der hochheilige Herrscher, dessen Stellvertreter die Shogun nur waren. Die Epoche vom Jahre 1180—1600 heißt 武家時代, d. h. die Kriegs- oder besser Feudal-

Zeit.*) Denn ganz wie zu jener Zeit in Europa wurde von Yoritomo das Lehen- und Feudal-System eingeführt, und einzig der Kriegsadel stand in Ehren. Infolge hoher Begünstigung des Kriegsadels und der Ehren, welche den Kriegern zu teil wurden, entwickelte sich der kriegerische Geist des Volkes so sehr, daß er schließlich in Rauflust ausartete. Wie der Name „Kriegszeit" selbst bezeugt, dauerten größere oder kleinere Kriege allzeit fort.

Yoritomo hinterließ zwar bei seinem Tode 1199 seinem Sohne Yoriié (1181—1204) alle seine ungeheuren Besitztümer und hohen Würden, nur konnte er ihm sein Genie nicht vermachen. Yoriié trug zwar den Titel eines Shogun, aber die Macht lag in den Händen seiner Mutter, der vielgenannten Masako (1157—1225), die mit Hilfe ihres Vaters Hojo Tokimasa, eines ehrgeizigen Mannes, unumschränkt herrschte.

Als 1203 Yoriié kränklich wurde, zwang ihn sein Großvater Tokimasa, Bonze zu werden, und um ihn ganz los zu werden, ließ er ihn 1204 töten.

Nun wurde Sanetomo (1192—1219), der elfjährige zweite Sohn des Yoritomo zum Shogun erhoben. Als Tokimasa 1206 auch Sanetomo zu töten versuchte, wurde der Unwille des Landes so groß, daß er abdanken mußte. Yoshitoki folgte seinem Vater Tokimasa nach, war aber vielleicht noch schlechter als dieser; 1219 tötete er Sanetomo. Nun war es mit den Minamoto aus.

Es war in Japan Mode, daß große Herren aus Gram über erlittenes Mißgeschick Bonzen wurden, wie wir ja schon oft erwähnt haben. So wurde auch Masako beim Tode ihres Mannes Yoritomo Bonzin. Ihr Vater Tokimasa, der Meuchelmörder, wurde nach erzwungener Abdankung Bonze. Das waren Spiegelfechtereien, gemeine Heucheleien, um das Volk zu täuschen. Die Hojo waren und blieben die Herren im Lande. Sie taten den Minamoto, wie diese dem Mikado getan, nur hatten sie einen andern Titel 執權 *Shikken*, d. h. Minister des Shogun. Von 1200—1333 behielten sie das Heft in den Händen und regierten tatsächlich in Japan. Zwar gab es immer noch Shogun, aber sie waren es nur dem Namen nach. Da die Mikado sowohl als auch die Shogun vielfach Kinder oder unfähige Leute waren, so wurden die Shikken in ihrer Verwaltung

*) Dieses Feudal-System wurde gesetzlich geordnet durch das Gesetzbuch 武家政治 *Buke-seiji*, welches Yorimoto als Kodex der Kriegerkaste veröffentlichte. 武家 heißt im allgemeinen „Kriegsmann." Während die Chinesen es „Udjia" lesen, sprechen es die Japaner „Buke" aus. Die wohlbekannten Samurai-Krieger, welche als Ehrenabzeichen zwei Schwerter im Gurte führten, lebten auf dem Schlosse ihres Daimyo und wurden von ihm besoldet.

nicht gestört. Durch dieses egoistische System einer einzelnen Familie, welche das ganze Reich für sich und ihre Parteigänger ausbeutete, konnten Ruhe und Friede im Lande natürlich nicht aufrecht erhalten werden. Daher diese immerwährenden Bürgerkriege. Trotz aller Verschwörungen, Intriguen und Bürgerkriege blutigster Art blieben die Hojo Meister; der Mikado und der Shogun mußten ihnen gehorchen oder wurden abgesetzt. Mit den großen Daimyo machten die Hojo noch kürzeren Prozeß: sie schlugen ihnen die Köpfe ab. Erst in dem großen Kriege von 1333 wurde der Palast der Shikken angezündet, wobei der besiegte Tikatoki, der letzte Hojo, verbrannt wurde.

7. Japans Beziehungen zu China während dieser Periode.

Die erste offizielle Gesandtschaft Japans während dieser Periode kam im Jahre 1173, d. h. unter dem Kaiser 孝宗 *Hiau-dsung* (1163—1189) nach 杭州 *Hang-dschou* an den kaiserlichen Hof. Dieser war hocherfreut, daß die Japaner ihm treu geblieben und sich nicht an die Djin gewendet hatten, welche den Norden, d. h. das alte eigentliche China mit seinen ehemaligen Hauptstädten und National-Heiligtümern, besetzt hatten. Die Japaner mochten ja die Djin, welche seit 1127 auch in Korea Meister waren, aus eigener Erfahrung als böse Nachbarn kennen gelernt haben. Die Djin waren bei ihrer angeborenen Schneidigkeit leicht zur Hand, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, die Chinesen hingegen höfliche Leute, welche sich nicht viel um Korea, noch um andere überseeische Besitzungen kümmerten, sondern daheim den Freuden des Lebens ganz ergeben waren. Mit den Chinesen konnten also die Japaner leichter auskommen; überdies waren es alte Bekannte.

In Japan war damals Taira Kiyomori (1119—1181) oberster Staatsminister, dem es auch am Herzen liegen mußte, mit den von den Japanern hochgeschätzten Chinesen Freundschaft zu unterhalten; hatte er ja schon genug Gegner unter den Großfürsten seines Landes, und wollte diesen natürlich keinen neuen Vorwand geben, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Go-Shirakawa, der 1158 abgedankte siebenundsiebenzigste Mikado, der bis an sein Lebensende (1192) tatsächlich Mikado blieb, mußte auch darauf sehen, auswärtige Freundschaft zu pflegen und zu erhalten, um seinen einheimischen Rivalen möglichst viel Boden zu entziehen.

Die japanische Gesandtschaft landete in Ning-buo uud wurde natürlich herzlich empfangen. Die kaiserlichen Schiffe, welche die

Steuern von dieser Stadt nach Hang-dschou abführten, nahmen die japanischen Herren mit nach der Hauptstadt, wo sie alsbald in feierlicher Audienz empfangen wurden.

Wie sehr der kaiserliche Hof auf die freundschaftlichen Beziehungen mit Japan hielt, zeigt ein sich im Jahre 1175 abspielender Vorfall. Der japanische Großfürst 藤太明 *Teng-tä-ming*, nach seinem Namen zu schließen, ein Sprößling der Familie Fujiwara, hatte einen Chinesen getötet. Nun weiß man ja, was in solchen Fällen die Chinesen für Lärm schlagen. Die Beamten hetzen das Volk zu den ärgsten Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten auf und waschen sich dann die Hände, indem sie sagen: „Es ist uns unmöglich, das ergrimmte Volk im Zaume zu halten; nur eine exemplarische Strafe des Übeltäters kann es wieder besänftigen und zur Ruhe bringen..“! So kann die Regierung ihre Forderungen hoch spannen und eine des Reiches würdige Genugtuung herausschlagen. Im Falle des Teng-tä-ming geschah nichts dergleichen: alles blieb in Ruhe und Frieden, selbst in Ning-buo, dessen Bevölkerung sonst doch so übel beleumundet ist. Der Kaiser begnügte sich, den Schuldigen zum Halsblock zu verurteilen und nach Japan zurückzuschicken, mit der Bitte, denselben nach den Landesgesetzen zu richten. Man wollte den Japanern gegenüber lieber auf das Recht, als auf die Freundschaft verzichten.

Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Ländern dauerte also offiziell fort, obwohl die Gesandtschaften nicht mehr vom Geschichtschreiber erwähnt werden. Aber aus seinen Berichten erhellt, wie sehr sich der Handel mit China entwickelt hatte. So erzählt er, daß im Jahre 1176 japanische Kaufleute von einem Sturme an die Küste von Ning-buo geschleudert worden und daselbst Schiffbruch gelitten. Mehr als hundert Leute retteten dabei nur ihr nacktes Leben. Sie brachen bettelnd nach Hang-dschou auf, um den Kaiser über ihr Unglück und Elend zu unterrichten, ist er ja doch „Vater und Mutter des Volkes“. Hiau-dsung bewies sich großmütig. Er bewilligte einem jeden der Schiffbrüchigen eine tägliche Unterstützung von fünfzig Pfennigen und zwei Liter Reis, und zwar bis zur ersten Gelegenheit, nach Japan heimzukehren. Sonst ist alte Regel in China, daß ein Liter Reis für den Tag mehr als genügend ist zum Leben.

Im Jahre 1183 wurden japanische Schiffe an die Küste von 嘉興 *Djia-hing* geschleudert. Dreiundsiebenzig japanische Schiffbrüchige wandten sich in ihrer großen Dürftigkeit wieder an den „Vater und die Mutter des Volkes“. Und der Kaiser geruhte, auch diese großmütig zu unterstützen.

Als im Jahre 1193 japanische Schiffe von einem Orkan in den Yang-dse-djiang getrieben worden und an der Küste von 泰州 *Tä-dschou* gescheitert waren, verbot der Kaiser 光宗 *Kuang-dsung* (1190—1198) aufs strengste, sich etwas von den Gütern und Schätzen der Schiffbrüchigen anzueignen, da diese unter seinem kaiserlichen Schutze ständen. Er befahl den Beamten, den Leuten in allem behülflich zu sein, damit sie schnell heimkehren könnten.

Derselbe Sturm hatte andere Schiffe nach Djia-hing geschleudert, deren Besatzung nur das nackte Leben hatte retten können. Diesen bewilligte der Kaiser Geld und Lebensmittel und besorgte ihre Rückkehr ins Vaterland.

Auch der Kaiser 寧宗 *Ning-dsung* (1195—1225) erwies sich so mitleidig gegen die japanischen Schiffbrüchigen, deren Schiffe im Jahre 1200 an die Küste von 蘇州 *Su-dschou* und gegen andere, welche 1202 an die Küste von 定海 *Ding-hä,* gegenüber Ning-buo, waren geworfen worden. Alle diese Unglücklichen betrachteten sich als unter dem hohen Schutze des Kaisers, dem hehren Lehensherrn ihres Reiches, stehend und wurden in der Tat großmütig unterstützt. Chinesen sowohl wie Japaner rühmten die Gnade des Kaisers. Diese zahlreichen aufgezeichneten Schiffbrüche beweisen aber auch, wie lebhaft der Handel schon in jener Zeit war.

Nicht nur in Ning-buo und Hang-dschou, diesen schon seit dem achten Jahrhunderte bekannten und viel besuchten Häfen, trieb man Handel, sondern auch und vielleicht weit mehr noch in den Häfen von 乍浦 *Dscha-pu,* zwanzig Li südöstlich von der Unterpräfektur 平湖 *Ping-hu* und 澉浦 *Kan-pu,* achtzehn Li südöstlich von 海鹽 *Hä-ien*, von derselben Präfektur 嘉興 *Djia-hing* in Dschê-djiang abhängig. Denn diese zwei Häfen vermittelten den Handel und Verkehr mit dem Kaiserkanal des Südens und dem Meere. Schiffe der kaiserlichen Flotte hielten die Seeräuber fern und wachten über den Frieden und die Ordnung unter den zahlreichen Kaufleuten. Nahe bei jedem der zwei Häfen befand und befindet sich annoch eine Festung, deren Besatzung ebenfalls zum Schutze und zur Sicherheit der Handelsleute diente. Bis zum sechzehnten Jahrhunderte hatten diese zwei Häfen nach den verschiedenen Epochen der Versandungen des Ästuars von Hang-dschou eine sehr große Bedeutung. Schang-hä war damals ein nur wenig besuchter Marktflecken, der erst 1292 zur Unterpräfektur erhoben wurde. Jetzt hat es schon lange jene zwei Häfen des alten Kulturlandes von Djia-hing überflügelt.

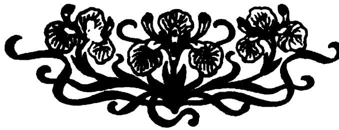
Aber auch die Bonzen unterhielten beständigen Verkehr mit China, um ihrer Andacht zu genügen. Verschiedene derselben kamen

wie ehemals nach China, um literarische und religiöse Studien zu machen. Der berühmte Bonze Eisai (1150 - 1215) stiftete als Ergebnis seiner in China gemachten buddhistischen Studien eine neue Sekte, 禪 *Zen* genannt, die er bei seiner Rückkehr 1191 in seinem Vaterlande zu verbreiten suchte.

Einen andern Beweis der freundlichsten Beziehungen beider Länder haben wir in der Einführung des Porzellans in Japan. Toshiro*) hatte sechs Jahre in China die Kunst der Porzellanfabrikation erlernt und war in alle Geheimnisse dieser Kunst eingeweiht worden: ein Beweis der intimsten Freundschaft zwischen Japanern und Chinesen. Letztere sind ja bekanntlich ganz eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Geschäftsgeheimnisse, selbst ihren Landsleuten teilen sie dieselben auch um Geld nicht mit. Tashiro hingegen erlernte diese Kunst und konnte sie ums Jahr 1230 in Japan einführen. Er gründete in 瀬戸 Seto, einer kleinen Stadt der Provinz Owari, seine ersten Fabriken, welche sich allmählich außerordentlich entwickelten.

Das dort produzierte Porzellan ist von besonderer Güte und einfach unter der Marke Seto bekannt. Durch Anlage eigener Fabriken machte sich Japan vom chinesischen Markte ganz unabhängig.

*) Sein eigentlicher Name ist Kato Shirozaemon. Toshiro ist eine Abkürzung des langen Namens.



Elftes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter der Mongolen-Dynastie der 元 Yüan (1275—1368).



I. Die Mongolen erobern China.

Die Mongolen 蒙古 *Mung-ku* waren ein tungusischer Volksstamm, wie die 女眞 *Nü-dschen* oder Mandschu 金 *Djin*, und wohnten nordwestlich von denselben in dem Stromgebiete des Onom und des Kersulan, d. h. im oberen Amur. Zum erstenmale werden sie im Jahre 1147 in der chinesischen Geschichte erwähnt unter ihrem Khan 汗 *kan* 也速該 *Ie-su-kä*. Dessen Sohn 鐵木眞 *Tie-mu-dschen* oder Temondjin, 1162 geboren, wurde von den versammelten Großen auf dem Kouriltai, d. i. Reichstage, im Jahre 1206 zum Gengis-Khan 成吉思汗 *Tscheng-dji-se-kan*, d. h. zum Großen der Größten erwählt. Dieser außerordentliche Haudegen sollte als Anführer der wilden Mongolenhorden bis zu seinem 1227 erfolgten Tode viele Menschen hinschlachten und für alle seine Nachbaren eine Gottesgeißel werden. 1210 fiel er über die 金 *Djin* her, deren König 永濟 *Yung-dsi* er als einen stolzen, eingebildeten Schwachkopf schon vordem kennen gelernt hatte. Er schlug die sonst sieggewohnten Mandschu-Djin in allen Schlachten, nahm 大同府 *Da-tung-fu* und den ganzen Nordwesten und Norden der jetzigen Provinz 山西 *Schan-si*. 1212 warf er sich auf die Provinz Dschê-li und schlug allen Widerstand nieder. 1214 aber versuchte Gengis Khan vergebens, die stark befestigte Stadt 開封府 *K'ä-fung-fu* zu nehmen; dagegen gelang es ihm, die ganze Mandschurei, das heißt das Stammland der Djin, zu unterwerfen.

Überzeugt, daß die Macht der Djin gebrochen sei, übergab Gengis-Khan die Eroberung Chinas als eine leicht zu bewältigende Sache seinen Generälen, während er selbst zu neuen Eroberungen nach dem Westen vordrang. Er unterwarf das ganze Becken des Tarim, ja selbst einen Teil des nördlichen Indien. 1227 starb er im Alter von sechsundsechzig Jahren in seiner Sommerfrische auf dem Berge 六盤山 *Liu-pan-schan.*

Sein Sohn Ogdai wurde vom Reichstage auf den Thron erhoben. Denn das Reich der Mongolen war ein Wahlreich. Ogdai, obwohl sonst ein tüchtiger Krieger im Sinne der Mongolen, war dem Trunke ergeben und starb 1241 kaum sechsundfünfzig Jahre alt im Rausche. Seine Gemahlin Tonrakina, chinesisch 禿里吉納 *Tu-li-dji-na*, eine Christin, führte die Regentschaft bis zum Reichstage, wo es ihr gelang, ihren Sohn Gayun auf den Thron zu bringen. Der aber starb schon 1248 im Alter von dreiundvierzig Jahren. Der Reichstag erhob nun 蒙哥 *Mung-ko*, den ältesten Sohn des 拖雷 *Tuo-lêi*, somit Enkel des Gengis-Khan auf den Thron. Dieser befahl alsogleich seinem Bruder Kubilä, oder chinesisch 忽必烈 *Hu-bi-liê*, die Eroberung Chinas tatkräftig zu verfolgen. Der Kaiser 理宗 *Li-dsung* (1226—1262) war so unklug, den Mongolen seine Infanterie zu leihen, da sie derselben zum Belagern der Festungen bedürften. „Es gilt nur die Djin zu bändigen“, sagten die Mongolen. Aber nachdem diese unterworfen, galt es den Chinesen des Südens. Mung-ko war ein kluger, tüchtiger Fürst, dem Gengis-Khan als Ideal vorschwebte. Aber er war und blieb bis zur Lächerlichkeit abergläubisch: nichts unternahm er, ohne seine Wahrsager befragt zu haben. Er starb 1259.

Auf dem Reichstage der Mongolen wurde Kubilä auf den Thron erhoben, da dieser im Kriege und in der Diplomatie sich allzeit sehr tüchtig gezeigt hatte.

Der ganze Norden und Westen von China war erobert. 開封府 *K'ä-fung-fu*, wohin sich nach den Berichten der Geschichtschreiber bis fünf Millionen Menschen geflüchtet hatten, wurde erst nach einer mühsamen Belagerung mit Hilfe der chinesischen Infanterie erobert. Ganz gegen den alten Brauch der Mongolen wurden aber die Einwohner nicht schonungslos niedergemetzelt, nur die königliche Familie wurde bis zum letzten Sprößling ausgerottet. Somit war im Jahre 1234 das Reich der Djin erobert.

Um diese eroberten Provinzen im Zaume zu halten, bedienten sich die Mongolen chinesischer Literaten. Ogdai hatte 4030 Studierte die nötigen Examina machen und sie dann zu Staatsdiensten ver-

wenden lassen. Diese neuen Beamten gaben ihm auch Mittel und Wege an, sich des südlichen Chinas zu bemächtigen.

Bald nach seiner Thronbesteigung wählte Kubilä Peking zu seiner Hauptstadt (1273). Auch er achtete die chinesischen Literaten sehr und restaurierte ihnen zu liebe überall die Tempel des Konfuzius. Weltbekannt ist, wie freundlich und großmütig Kubilä gegen Fremde war, welche an seinen Hof kamen. Marco Polo, der 1275 von ihm so liebreich aufgenommen worden und an die zwanzig Jahre bei ihm geblieben, hat dies ja ausführlich beschrieben. Chinesisch heißt Marco Polo 孛羅 *Puo-luo*; er hatte den Titel 詢樞密副使 *Kou-tschu-mi-fu-sche* d. h. kaiserlicher Inspektor, der nachsehen mußte, was und wie alles im Reiche vorginge, namentlich sollte er die Verwaltungsbeamten kontrollieren. Wirklich leistete er in dieser Stellung dem Kaiser vorzügliche Dienste.

Die Mongolen wurden zwar bald allgemein anerkannt, verstanden es aber nicht, sich so beliebt zu machen, wie später die Mandschu es verstanden haben. Die zahlreichen Europäer freilich, welche ins Land kamen, wurden am Hofe immer freundlich aufgenommen, weshalb dieselben auch voll des Lobes über die Mongolen sind.

Besondere Klugheit und Billigkeit zeigten die Mongolen dadurch, daß sie nicht nur in Worten, sondern tatsächlich Kultusfreiheit gewährten. Daher schickten auch Päpste und weltliche Fürsten wiederholte Gesandtschaften nach Peking. So z. B. entsandte Innocenz IV. im Jahre 1245 den Johann du Plan de Carpin, Nicolaus IV. 1292 den Johann von Monte Corvino, dessen Mission besonders erfolgreich war. Clemens der V. weihte 1307 eigens fünf Franziskaner zu Bischöfen und sandte sie mit großen Vollmachten versehen nach China. 1339 schickte Benedikt XII. wieder eine neue Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof. Von weltlichen Fürsten erwähnen wir nur den hl. Ludwig von Frankreich, der 1254 den Wilhelm von Rubruck nach China sandte. Wie dieser berichtet, waren dazumal schon sehr viele Nestorianer in Karakomm, wie Peking früher hieß. Bis zum Falle der Dynastie 元 *Yüan* läßt sich das Christentum ziemlich genau verfolgen, aber dann verschwindet seine Spur fast gänzlich.

Gegen die Chinesen waren die Mongolen sehr mißtrauisch, ja benahmen sich in vielen Fällen unklug. So verboten sie den Chinesen, sich im Armbrustschießen zu üben oder auch nur Waffen im Besitz zu haben. Ferner zerstörten sie alle Festungsmauern der Städte im Süden des Yang-dse-djiang. Diese unerschrockenen

Reiter hatten nämlich eine instinktive Furcht vor den Festungen, welche sie trotz allen Mutes nur schwer zu nehmen verstanden. So hat die Dynastie der Yüan nach Verlauf von neunundachtzig Jahren unter zehn Kaisern abgewirtschaftet, während die Herrschaft der nationalen Kaiser aus der Familie Sung dreihundertzwanzig Jahre gedauert hat, nämlich hundertsiebenundsechzig Jahre in K'ä-fung-fu unter neun Kaisern und hundertdreiundfünfzig Jahre in Hang-dschou ebenfalls unter neun Kaisern.

---

2. Die ersten Beziehungen der Mongolen zu Japan.

Kubilä-Khan hatte die Eroberung von China noch nicht ganz vollendet und erst eben 1216 den Thron bestiegen, als er sich schon in den Kopf setzte, das Goldland Japan zu erobern*). Er war so arm, daß er das Gold monopolisierte und dem Volke wertlose Geldscheine aufzwang. Auf diese Weise wollte er seine nnd des Reiches finanzielle Not heben, bedachte aber nicht, das er dadurch den Handel lähme nnd den Wohlstand des Landes ruiniere. Marco Polo berichtet, man habe Kubilä vorgemacht, Japan sei ein wahres Goldland, indem man ihm vorlog, der große Palast des Königs von Japan sei ganz mit Goldplatten bedeckt, die Fußböden der kaiserlichen Säle und Zimmer seien mit Platten aus reinstem Golde belegt, selbst Fensterrahmen und dergleichen seien aus diesem edlen Metalle hergestellt; kurz, der Wert des Goldes am Palaste sei unberechenbar groß.

Lüstern nach diesen Reichtümern, wollte Kubilä als kluger Diplomat es zunächst in Güte versuchen, ihrer habhaft zu werden. Wohl wissend, was für einen Schrecken der Name des Mongolen-Khan zu damaliger Zeit überall verbreitete, wünschte er zuerst einen klugen Gesandten nach Japan zu schicken, um die Japaner durch das Ansehen und den Schrecken des mongolischen Namens zur Unterwerfung zu vermögen. Der koreanische Hofherr 趙彝 *Dschau-i*, der sich für einen großen Kenner Japans ausgab und auch zu sein schien, behauptete, die Japaner, welche von alters her mit China in den besten Beziehungen gestanden hätten, würden sicher dem allmächtigen Khan sich als Vasallen und Diener gehorsam unterwerfen.

*) Bemerken wir, daß auch die so arme, bedürftige Regierung Japans in der Jetztzeit schon seit langem selbst mit Hilfe europäischer Ingenieure Gold gesucht, aber bisher nichts Nennenswertes entdekt hat. Japan scheint nur wenig Gold zu bergen.

Alles was Kubilä über Japan erfragen konnte, interessierte ihn und bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Denn es bleibt nun einmal wahr, daß der Wunsch der Vater des Gedankens ist.

Nach reifer Überlegung und vielem Suchen wählte er 黑的 *Hêi-di*, einen mongolischen Würdenträger des Kriegsministeriums, und 殷弘 *Jing-hung*, Sekretär des Ministeriums der Riten, als Gesandte, fest überzeugt, daß, wenn der eine unterwegs stürbe, doch der andere an Ort und Stelle kommen würde. Kubilä gab den beiden Gesandten ein zahlreiches, pomphaftes Gefolge, wie es sich für die Stellvertreter des Herrn der ganzen Welt geziemte. Der erste empfing ein „Tiger-Siegel", um seine hohe Machtstellung anzudeuten, und auch der zweite hatte ein besonderes Siegel zur Beglaubigung.

Ganz fest überzeugt, daß sie bald beim Mikado anlangen würden, übergab ihnen Kubilä einen Brief für denselben und sandte sie 1264 über Korea nach Japan, wo damals (1260—1274) Kameyama auf dem Throne saß, aber nur dem Namen nach regierte. Er war als Knabe von elf Jahren zur Regierung gelangt, dankte aber schon mit sechsundzwanzig Jahren wieder ab. Doch starb er erst im Alter von siebenundfünfzig Jahren.

Nomineller Shogun war der kaiserliche Prinz Koreyasu (1266—1287); aber eigentlicher Herr im Lande war Hojo Tokimune (1250—1284), oder vielmehr der Hausrat der Familie Hojo, da Tokimune nur ein Knabe von elf Jahren war.

Kubiläs Brief, ein Meisterstück der chinesischen Sprache, ist uns erhalten geblieben. Wir geben hier eine Übersetzung davon wieder. „Die Alten in ihrer Weisheit haben uns gelehrt, daß alle benachbarten Staaten, selbst die kleinsten, unter einander Frieden und Freundschaft unterhalten und sorgsam pflegen müssen. Seitdem meine Ahnen vom Himmel das Mandat erhalten, ganz China zu regieren, sind auch in der Tat alle Nachbarstaaten des Reiches an unseren Hof gekommen, um uns ihre Verehrung und Huldigung zu bezeigen und Geschenke darzubringen, in Anerkennung der hohen Dienste, welche das Reich ihnen leistete. Die Staaten, welche sich um unsere Freundschaft und unsern Schutz beworben, sind so zahlreich, daß wir sie nicht einzeln erwähnen können. Einzig Koreas wollen nur wir gedenken, da dies Land Japan wohl bekannt ist. Das Volk von Korea litt unaussprechlich unter einem grausamen Bürgerkriege. Sobald ich den Thron bestiegen, habe ich mich beeilt, diesem Lande den Frieden wieder zu schenken. Ich habe seinem Könige das alte Reich in seiner ganzen Ausdehnung wieder gegeben und Frieden und Ruhe im Lande wiederhergestellt. Die

Greise und Kinder, welche man während des Bürgerkrieges in die Sklaverei abgeführt hatte, habe ich befreit und in ihre Heimat zurückgeschickt. So große Wohltaten von meiner Seite sind mit größter Dankbarkeit anerkannt worden. Nicht nur die Großen des Landes, sondern auch der König selbst kam in eigener Person, mir seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Obwohl nun nach der hierarchischen Würde ich ihr Herr und Vorgesetzter bin, so machte ich mir bei meiner Herzensgüte ein Vergnügen daraus, ihr liebender und gütiger Vater zu sein und sie nicht als meine Untertanen, sondern als meine teuren Kinder zu behandeln. Ich habe Grund zu glauben, daß nicht nur der japanische Hof und die Großen, sondern das Volk selbst diese meine Güte und Großmut kennen, da ja Korea der nächste Nachbar von Japan ist.

„Japan seinerseits hat seit den ältesten Zeiten freundschaftliche Beziehungen zu China unterhalten und zahlreiche Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof geschickt, um sich als gehorsamen Vasall zu bekennen. Um so mehr bin ich erstaunt, daß seit meiner Thronbesteigung noch keine Gesandtschaft an meinen Hof gekommen, um mir die schuldigen Ehren zu erweisen, und darzutun, daß Japan mit mir in Freundschaft und Frieden leben wolle. Vielleicht habt ihr meine Thronbesteigung noch nicht erfahren; vielleicht auch ist eure Gesandtschaft schon abgereist und noch unterwegs. Ich sende euch also diese meine Gesandtschaft und meinen Brief, um euch meine Gedanken wissen zu lassen. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß ihr euch beeilen werdet, zu kommen, um euch mit mir über die Bedingungen zu verständigen, unter welchen Friede und enge Freundschaft unter uns bestehen kann. Denn die alten Heiligen haben den Grundsatz ausgesprochen, daß alle Länder und Reiche zwischen den vier Meeren nur eine einzige Familie ausmachen. Wenn ihr also nicht kämet und keine freundlichen Beziehungen mit mir unterhieltet, wie könnten wir dann eine Familie bilden und friedlich miteinander leben? Ihr würdet mich zu meinem großen Bedauern zwingen, euch mit den Waffen in der Hand die Lehre der alten heiligen Kaiser und Lehrer ins Gedächtnis zurückzurufen. Wäre das nicht ein großes Übel? Erwäget also die Sache gut“.

Da Korea seit 1219 von den Mongolen erobert war, hatten die Könige dieser Halbinsel nur mehr den leeren Königstitel und regierten nur im Namen und unter der Kontrolle des Großkhans. Es scheint, daß infolge des verhaßten Mongolenjoches Revolutionen im Lande ausgebrochen und die Japaner sehr gut über die Lage der Dinge unterrichtet waren.

Als die Gesandtschaft in Korea angekommen war, heuchelte der König 王植 *Wang-dsche* treue Ergebenheit und Freundschaft. Dem Befehle Kubiläs gemäß gab er der Gesandtschaft seinen zweiten Minister 宋君斐 *Sung-djüin-fei* und den Generalsekretär des Ritenministeriums als Führer und Begleiter bei. Jedoch hatte er die Japaner heimlich von den Machenschaften des Großkhan benachrichtet, damit sie auf ihrer Hut seien und die nötigen Mittel ergriffen, der Sklaverei der Mongolen zu entgehen. Auch suchte er auf jegliche Weise die Gesandtschaft zu hintertreiben. Als er von den Gesandten nicht erlangen konnte, die Reise ganz aufzugeben, bat er gar freundlich, wenigstens so lange zu warten, bis guter Wind zur Abfahrt gekommen. Aber dieser günstige Wind wollte sich in jenem Jahre durchaus nicht einstellen. Wang-dsche tröstete die Freunde und sagte: „Später kommen die Winde ganz gewiß. Mit ungünstigem Winde ist es absolut unmöglich, nach Japan zu gelangen und sogar gefährlich, sich aufs Meer zu wagen. Im Falle eines Unglückes fiele dann die Verantwortlichkeit vor dem Großkhan auf mich. Wie kann ich nun erlauben, das kostbare Leben der Gesandten einer Gefahr auszusetzen..!“ Die Gesandten glaubten diesen trügerischen Reden und warteten gutes Wetter ab. Schließlich gaben sie die Überfahrt sogar ganz auf und kehrten unverrichteter Sache in die Heimat zurück. Kubilä war klüger, als die Gesandten und vermutete Hinterlist. Darum wurde er auch gegen Wang-dsche aufgebracht.

1267 schrieb er demselben einen strengen Brief und tadelte ihn scharf ob seines Ungehorsams. Er gab ihm die gemessensten Befehle, zwei hohe Würdenträger in Bereitschaft zu halten, welche nach Ankunft seiner Gesandtschaft am Hofe von Korea dieselbe alsbald und ohne alle Verzögerung nach Japan zu führen hätten. „Die Gesandtschaft“, schrieb er, „muß durchaus schleunigst nach Japan reisen; denn ich wünsche vom Mikado eine klare und bestimmte Antwort zu erhalten, auf daß ich weiß, woran ich mit ihm bin und welche Maßregeln ich zu ergreifen habe“.

Kubilä zeigte also die Zähne. Doch der schlaue König von Korea verstand es, den grimmigen Löwen nicht zu sehr zu reizen und zugleich den Japanern sowie sich selbst einen Dienst zu erweisen. Unter denselben Vorwänden wie früher hielt er die Gesandtschaft zurück. „Dieses Meer“, sagte er, „ist allzu gefährlich, um so kostbare Leben der Gefahr auszusetzen. Geschähe ein Unglück, wie könnte ich mich rechtfertigen? Ich wäre ja der Mörder so großer Herren und treuer Diener seiner Majestät... Andrerseits ist der Befehl des Kaisers sehr

gemessen und bestimmt. Nun wohl! gilt es im Dienst des Kaisers zu sterben, so mögen es meine Leute tun, damit so berühmte und teure Diener dem Kaiser erhalten bleiben.... Der Kaiser verlangt auf jeden Fall eine Antwort aus Japan, um sich orientieren zu können. Gut; ich schicke meinen großen Minister 潘阜 *Pan-fu* nach Japan, der den Brief des Kaisers überreicht und mit der gewünschten Antwort zurückkommt. Ist das nicht das Beste?"

Die Mongolen hatten infolge dieser Einschüchterung einen panischen Schrecken vor dem gefährlichen Meere und waren leicht überzeugt und über die Dienstfertigkeit des koreanischen Hofes hocherfreut.

Pan-fu sollte also mit dem ersten günstigen Winde nach Japan abfahren. Natürlich ließ dieser Wind lange auf sich warten. Endlich, im neunten Monate des Jahres 1267, segelte er ab. Daß er die Interessen Kubiläs am japanischen Hofe nur sehr flau vertreten werde, war vorauszusehen. Er wurde freundlich aufgenommen und übergab auch den Brief aus China; im übrigen jedoch kümmerte er sich nicht um den eigentlichen Zweck seiner Sendung. So vergingen Monate, ohne daß auch nur eine einzige politische Unterredung zwischen ihm und dem Hofe zustande gekommen. Endlich kehrte Pan-fu ausgangs 1268 nach Korea zurück.

So waren wiederum zwei Jahre verstrichen, ohne daß der ungeduldige Kubilä wußte, woran er mit Japan war. Wütend über den Mißerfolg seiner Gesandtschaft, schickte er dieselbe wieder fort mit dem Befehle: „Führt meine seit Jahren gegebenen Befehle aus und gehet nach Japan, es mag kosten, was es will. Ich will eine Antwort von Japan, und ohne eine solche kommt mir nicht wieder zurück!"

Noch weit drohender war der Brief Kubiläs an den König von Korea, der diesmal wirklich Furcht bekam. Aber trotz allem fuhr die Gesandtschaft erst im neunten Monate ab. Bald war sie an der Insel 對馬島 *Dui-ma-dau*, japanisch Tsushima, angelangt. Diese Insel, nahe bei Korea, einige Meilen südöstlich von Fusan, gehörte ehemals zu Korea. Weil sie aber für den Übergang nach dem asiatischen Kontinente gar so wichtig ist, haben die Japaner sie seit langen Jahrhunderten besetzt. Die Mongolen stießen also daselbst auf eine japanische Besatzung. Deren Antwort war kurz und bündig: „Zurück! Ihr dürft nicht weiter!" Die Gesandten suchten zu erklären, wer sie seien, was sie wollten; sie seien Freunde von Japan...." „Zurück! Ihr dürft nicht durch!" „Aber fragt doch wenigstens um Verhaltungsbefehle bei eurem Mikado an...." Immer bekamen sie nur die barsche Antwort: „Zurück! Ihr dürft nicht passieren!"

Als die Gesandten sahen, daß sie so noch monatelang warten könnten, ohne eine andere Antwort zu erhalten, zogen sie kleinlaut ab. Was sie fürchteten, war die Wut des Kubilä. Da gelang es ihnen am Ende, noch zwei Japaner zu fangen. So hatten sie wenigstens einen handgreiflichen Beweis, daß sie nach Japan zu gehen und unter Lebensgefahr den Befehl ihres Herrn auszuführen versucht hätten. Selbst die Namen der zwei Japaner hat der Geschichtschreiber erhalten: 塔 二 郎 *Da-öl-lang* und 彌 二 郎 *Mi-öl-lang.*

Nach langen Beratungen wollte Kubilä die Japaner durch Güte und Großmut gewinnen. Er ließ seinen Minister einen Brief ganz im Sinne des seinigen schreiben, übergab denselben und die zwei Gefangenen dem koreanischen Großfürsten 金 有 成 *Djin-yu-tscheng,* der nunmehr als Gesandter nach Japan gehen mußte. Dieser reiste im sechsten Monate des Jahres 1269 ab. In der Hauptstadt Japans angelangt, übergab er den Brief und die zwei Gefangenen. Er wurde im Palaste des Ministers höchst ehrenvoll einquartiert, auf daß man ihn gut überwachen könnte. An freundlicher Bedienung fehlte es ihm nicht. Aber das war auch alles. Über das Ziel seiner Reise und den Zweck des Briefes, sowie dessen Beantwortung wurde gar nicht weiter mit ihm unterhandelt.

Nachdem so Monate verstrichen waren, langweilte er sich doch und entschloß sich zurückzukehren, um Kubilä von dem fruchtlosen Versuche zu benachrichtigen. Er bekam weder schriftliche noch mündliche Antwort auf den Rückweg mit.

Kubilä war natürlich verlegen, was nun anzufangen sei. Nach langen Beratungen entschloß er sich, diesmal einen chinesischen Literaten auszuwählen. Schließlich fand er auch den geeigneten Mann, nämlich den schlauen und liebenswürdigen 趙 良 弼 *Dschau-liang-bi,* dessen Gesandtschaft nach Japan in der Geschichte berühmt geblieben ist.

---

3. Dschau-liang-bi und seine Gesandtschaft nach Japan im Jahre 1271.

Während der Kubilä-Khan und alle seine Großen auf der Suche nach einem geeigneten Gesandten für Japan waren, kam 趙 良 弼 *Dschau-liang-bi,* der Statthalter der Provinz 陝 西 *Schen-si* aus freien Stücken und bot sich dem Kaiser für diesen gefährlichen Posten an. Dschau-liang-bi war ein tüchtiger chinesischer Literat und feiner Politiker, der alle Umstände sofort durchschaute und zu

seinem Zwecke auszubeuten verstand; damit verband er eine seltene Rednergabe, die er wundervoll zu gebrauchen wußte, bald um sirenenhaft zu flüstern, bald um zornig zu donnern und zu erschrecken, grade wie die Umstände es erheischten. Er war den Mongolen ganz ergeben und hatte wie so viele andere bei den neuen Herrschern sein Glück gemacht.

Kubilä trug Bedenken, einen so treuen, aber schon ziemlich alten Mann den Gefahren dieser mühsamen und langen Reise nach Japan auszusetzen. Dschau-liang-bi bestand gleichwohl auf seinem Anerbieten. „Selbst wenn ich dabei mein Leben lassen müßte, werde ich es nicht bereuen, im Dienste Ew. Majestät zu sterben“, erwiederte er. „Was mir im Falle meines Todes höchstens Kummer machen könnte, wäre, daß ich den vier im Dienste Ew. Majestät während der Kriege gegen die 金 *Djin* gefallenen Familienmitgliedern noch kein ihren hohen Verdiensten würdiges Denkmal habe errichten können. Geruhten Ew. Majestät, einem kaiserlichen Akademiker zu befehlen, die Ehren-Inschrift zu verfassen, auf daß ich sie zum ewigen Gedächtnis auf Stein gravieren lassen und bei deren Grabe aufstellen könnte, so wären alle noch möglichen Wünsche dieses Lebens erfüllt, und ich könnte ohne alles Bedenken mein Leben für Ew. Majestät hingeben“.

Kubilä gewährte diese Bitte. Bei solchen Inschriften zu Ehren der Ahnen oder anderer Personen muß der Schreiber es verstehen, zwar deren Heldentaten und unsterbliche Verdienste zu feiern, noch mehr aber die unvergleichliche Tugendhaftigkeit und Tüchtigkeit des Errichters bis zum Himmel zu erheben. Um diesen lächerlichen Stolz einigermaßen zu verdecken, umkleidet man die Prahlerei mit dem Mäntelchen der demütigsten Phrasen und sagt schließlich: „Aber diese so unvergleichliche Größe seiner Verdienste verdankt der N. N. den Tugenden und Taten seiner Vorfahren“. Man nehme einmal die Denkadresse der japanischen Kammer zur Hand, welche sie dem Mikado nach dem letzten Kriege überreichte. Sie ist ein getreues Faksimile chinesischer Lobhudelei und Selbstberäucherung. Einen vernünftigen Menschen muß derlei versteckte Eitelkeit anekeln. Eigenlob stinkt, selbst wenn es noch so berechtigt erscheinen sollte.

Nachdem Dschau-liang-bi seinen Ahnen und zumal sich selbst das erwähnte Ehrendenkmal gesetzt, schickte er sich zur Abreise an. Kubilä verlieh ihm alle nur möglichen Titel und Auszeichnungen, auf daß die Japaner vor einem so großen Würdenträger und Repräsentanten des chinesischen Kaisers auch den gehörigen Respekt bekämen. Zu seinem Gefolge gab er ihm

dreitausend erprobte, tapfere Mongolen-Krieger. „Nein, nein!“ rief Dschau-liang-bi aus; ein so kriegerisches Gefolge würde meine Gesandtschaft gewiß in Verlegenheit bringen und mißlingen lassen. Erlauben mir Ew. Majestät, nur vierundzwanzig chinesische Literaten nach meiner Wahl mitzunehmen. Mit deren Hülfe verspreche ich einen glücklichen Erfolg meiner Gesandtschaft“.

Kubilä ließ ihm freie Hand. Und der Erfolg bewies, wie gut Dschau-liang-bi seine Literaten kannte: Leute, klug wie die Schlangen bei scheinbarer Taubeneinfalt.

Der Brief, welchen der Kaiser an den Mikado mitgab, ist uns erhalten. „Alle Fürsten sind meine Untertanen und werden von mir mit Wohltaten überhäuft. Erwähnt sei nur der König von Korea, der Nachbar Japans. Dieses Land litt viel unter der Empörung des elenden 林衎 *Lin-hien*. Alsogleich nahm ich mich der Sache an, und die Revolution war bald erstickt. Eben weil ich mit diesem Liebesdienste meines Nachbars beschäftigt war, konnte ich keine weitere Gesandtschaft nach Japan schicken. Meine erste war nämlich an eurer Grenze angehalten worden, bei welcher Gelegenheit zwei von euren Leuten in meine Hände fielen. Diese euch als meinen Freunden zurückzuschicken, war meine erste Sorge. Ihr eurerseits habt mir vielleicht schon eine Gesandtschaft geschickt: indes ist sie noch nicht an meinem Hofe angekommen. Vielleicht wurde sie auf dem Wege durch unvorhergesehene Schwierigkeiten aufgehalten; vielleicht ward sie selbst gezwungen, unverrichteter Sache heimzukehren“.

„Auf alle Fälle habt ihr, wie ich weiß, meine Botschaft erhalten. Da ihr nun so hochgebildete Leute seid, kennt ihr die alten Riten und ihre Forderungen, welche verlangen, daß man auf einen empfangenen Brief antworte. Warum denn zaudert ihr so lange, mir eine Antwort zukommen zu lassen? Wißt ihr denn nicht, daß so langes Zaudern bösen Willen verrät und auch Unannehmlichkeiten verursachen kann, ja, mich gewissermaßen herausfordert. Die Empörung in Korea ist, wie ihr wißt, unterdrückt, die Ruhe und der Friede sind in diesem Lande wiederhergestellt, der König sitzt wieder in aller Sicherheit auf dem Throne. Somit habe ich die Hände frei und kann mich mit euch beschäftigen“.

„Ich sende euch eine neue Gesandtschaft, deren Führer der Großwürdenträger Dschau-liang-bi ist. Dieser wird euch meinen Brief überreichen und meine Gedanken mitteilen, die ganz in Liebe zu euch aufgehen. Das allerbeste wäre, daß ihr seine Rückreise benütztet, um mir eine Gegengesandtschaft zu schicken. Dies würde

ein prompter Beweis eurer aufrichtigsten Liebe gegen mich sein. Dann könnten wir, die wir ja Nachbarn sind, uns auch nach allen Regeln der Humanität und gegenseitigen Freundschaft miteinander verständigen“.

„Fahrt ihr aber fort, meinen freundlichen Vorschlägen gegenüber widerspenstig zu bleiben und keine Rücksicht auf meine dargebotene Freundschaft zu nehmen, so werdet ihr es nur euch selbst zuschreiben müssen, wenn ich schließlich stramme Maßregeln ergriffe. Erwäget alles dieses in Weisheit, und wählet, was euch als das Beste erscheint“.

Der Brief ist ganz chinesisch und ohne Zweifel von Dschau-liang-bi selbst verfaßt. Die Krallen waren je nach dem beabsichtigten Zwecke eingezogen oder hervorgestreckt. Kubilä war, wie wir wissen, schon längst entschlossen, das vermeintlich goldreiche Japan zu annektieren, um seiner Armut abzuhelfen. Der schlau abgefaßte Brief läßt diese Absicht auch unzweideutig hervorblicken.

Dschau-liang-bi hatte sich auch vom Tribunal der Riten Anweisungen erbeten, nach welchen er sein Betragen bei dieser Gesandtschaft einrichten müsse. Dieses antwortete: „Die Japaner, zu welchen Sie gehen, sind ja nur Wilde, und als solche haben sie keinen Begriff von Riten und Wohlanständigkeit, dem Vermächtnis unserer heiligen Ahnen. Wie können wir also eine Anleitung geben, wie Sie sich bei solchen Leuten betragen müssen. Handeln Sie nur einfach nach allen Regeln der Klugheit, gemäß den Umständen, in welchen Sie sich befinden werden“. Kubilä bestätigte diese Anweisung. Somit hatte Dschau-liang-bi durchaus freie Hand.

Die Befehle an den König von Korea waren gemessen und stramm. Kubilä verordnete, daß er seinem Gesandten Führer und ein Ehrengeleite nach Japan gebe. Da derselbe ausdrücklichen Befehl habe, nach Japan vorzudringen, koste es was es wolle, so möge der König ihm möglichst Vorschub leisten; denn diesmal wünsche er, der Großkhan, durchaus eine klare und unzweideutige Antwort. Eine militärische Eskorte müsse den Gesandten bis ans Meeresufer begleiten und daselbst seine Rückkehr erwarten.

Zu Anfang des Jahres 1271 befand sich Dschau-liang-bi am koreanischen Hofe, um seine letzten Vorbereitungen zu treffen. Daselbst machte er die Bekanntschaft eines Japaners, 曹 介 升 *Tsau-djiä-scheng* mit Namen, der Chinesich verstand. Eines Tages bemerkte dieser Herr dem Gesandten: „Indem Sie Ihren Weg durch Korea nehmen, um nach Japan zu gelangen, machen Sie einen Umweg. Ich kenne einen Weg, auf welchem man bei gutem Winde in einem halben Tage nach Japan gelangt. Hätten Sie eine Armee, so wäre ich

bereit, Sie diesen Weg zu führen. Gehen Sie ohne Armee, so kann ich Sie weder führen noch begleiten“.

Diese Worte hatten einen solchen Eindruck auf Dschau-liang-bi gemacht, daß er alsogleich einen Eilboten an Kubilä abschickte, um diesem jene Mitteilung zu berichten. Kubilä antwortete: „Ihre Depesche verlangt lange und reife Erwägungen, so daß wir erst später darauf zurückkommen werden. Für jetzt gehen Sie nur nach dem von uns vorgeschriebenen Programm nach Japan“.

Im neunten Monate, Ende August oder Anfang September 1271, reiste Dschau-liang-bi in Begleitung eines Großwürdenträgers des koreanischen Hofes nach Japan ab. Seine Reise war voll von Abenteuern, wie er sie selbst beschrieben hat. Vielleicht hat er ein wenig ruhmrednerisch aufgeschnitten, um seine Verdienste und seinen Mut etwas ins klare Licht zu stellen. Im übrigen jedoch scheint seine Erzählung nicht so ganz unwahrscheinlich.

Als er der Insel 金津島 *) *Djin-dsin-dau* nahte, traf er daselbst eine zahlreiche japanische Garnison. Bei seiner Landung eilten die Soldaten mit Lanzen bewaffnet herbei, um ihn zu ergreifen. Er aber hatte nicht die geringste Furcht. In gemessener Ruhe und mit freundlicher Miene stieg er ans Land, sodaß er dadurch selbst den Japanern unwillkürlich Ehrfurcht und Achtung einflößte. Bald aber erinnerten sich die Soldaten wieder der gegebenen Weisung und drohten, die Ankömmlinge niederzumachen. Dschau-liang-bi nahm jedoch die freundlichste Miene an und sprach: „Ich bin ja euer Freund, euer aufrichtiger Freund, und komme einzig, um euren Tenno (Kaiser) zu begrüßen...“ Kurz, er verstand es, durch sein würdevolles und furchtloses Benehmen die Leute zu besänftigen und zu gewinnen.

Am andern Morgen nahm ihn der Statthalter der Insel mit sich und führte ihn auf einen künstlichen Hügel, von dem aus er gewohnt war, den militärischen Übungen seiner Soldaten zuzusehen. Kaum waren sie oben angekommen, als eine Unzahl Soldaten mit drohenden Mienen und Gebärden sich dort zusammendrängte. Sie schwangen die Speere, fuchtelten mit den Schwertern, als ob sie wütend über den Gesandten herfallen wollten, um ihn in Stücke zu zerhauen. Aber Dschau-liang-bi verzog keine Miene und sah sich in aller Gemütsruhe die Gegend an. Während der Nacht machte

*) 讀史方輿紀要 vol. 94 p. 32 gibt viele Nachrichten und Belehrungen über Japan, aber eine Insel Djin-dsin-dau erwähnt er nicht. Er sagt ausdrücklich, daß der gewöhnliche Weg zwischen den zwei Ländern über Tsushima führt. Djin-dsin-dau ist also wohl ein Inselchen nahe beim Hafen von Tsushima.

man um die Wohnung des Gesandten einen solchen Auflauf und Lärm, als gelte es, das Haus zu stürmen und den Gesandten zu töten. Alles das war für Dschau-liang-bi nur ein Kinderspiel, das gar keinen Eindruck auf ihn machte, und ihn ruhig schlafen ließ. Am andern Morgen wiederholte sich derselbe Lärm. „Was will dieser Mensch in unserem Lande?“ schrie man, „hier hat er nichts zu tun; nur fort mit ihm...!“

Schließlich zeigte sich Dschau-liang-bi und hielt ihnen ihr Gebaren vor mit den Worten: „Ihr seid denn doch ein grobes, ungebildetes Volk, das von den Riten und guten Manieren der alten heiligen Weisen noch nichts gehört zu haben scheint...“ Aber siehe da! kaum hatte er der Riten der alten Weisen erwähnt, als das Volk zum Schweigen gebracht wurde und zu Tode beschämt dreinblickte.

Als Dschau-liang-bi sein Publikum so ruhig sah, belehrte er die Leute, daß er vom Großkhan einen Brief an den Tenno von Japan überbringe.

„Also nur her mit dem Briefe!“ schrie man ihm zu.

„Nie und nimmer! Ich habe Befehl, denselben dem Tenno eigenhändig zu überreichen“.

Überwältigt von solchem Mute und so unerschütterlicher Festigkeit verlief sich schließlich die Menge. Aber bald kamen andere unverschämtere Leute, um ihn aufs neue zu belästigen und einzuschüchtern.

„Übergeben Sie uns den Brief!“

„Niemals; denn ich habe Befehl, ihn persönlich dem Tenno einzuhändigen“.

„Aber nach unsern Riten und Gewohnheiten kann kein Ausländer den Tenno sehen, noch viel weniger besuchen...“

Aber da waren die Schreier in ihren eigenen Netzen gefangen. Dschau-liang-bi zitierte ihnen aus der Geschichte die ehemaligen Besuche der Japaner in China und der Chinesen in Japan und sagte: „Haben denn beide Höfe nicht schon seit der Dynastie der Han freundliche Beziehungen zu einander gehabt? Die japanischen Gesandten wurden ganz freundlich von unserem Kaiser empfangen und ebenso unsere Gesandten von eurem Tenno. Oder wißt ihr nicht, mit welch außerordentlichen Ehren im Jahre 608 unser Gesandter 裴清 *Bei-tsing* vom Tenno in Person empfangen wurde?“ Dann erzählte er seinen Zuhörern den ganzen Verlauf dieser Audienz.

Diese gelehrte Zitation machte auf diejenigen Zuhörer, welche die Geschichte kannten, einen tiefen Eindruck und hob in ihren Augen das Ansehen dieses mutigen und gelehrten Gesandten noch

mehr. Nur die unwissenden Soldaten fuhren noch fort, ihn zu belästigen und den Brief zu verlangen.

„Gut, ich will euch eine Abschrift geben, auf daß ihr sehet, was für eine zarte Freundschaft unsern Großkhan mit dem Tenno verbindet“.

„Nein, wir verlangen den vom Kaiser selbst geschriebenen Brief“.

„Den bekommt ihr nie und nimmer“.

„So kommt unser General morgen mit hunderttausend Soldaten, um ihn mit Gewalt zu nehmen“.

„Er mag nur kommen! Meinen Kopf gebe ich ihm; aber den Brief nie und nimmer“.

Doch man merkt gar zu deutlich die Absicht Dschau-liang-bi's, sich als Helden hinzustellen, ganz wie ihn der alte Horaz schon beschrieben in Odarum III. 3.

„Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
  Non vultus instantis tyranni
  Mente quatit solida, neque Auster
Dux inquieti turbidus Hadriæ,
Nec fulminantis magna manus Jovis:
  Si fractus illabatur orbis
  Impavidum ferient ruinæ“.

Nun, es mag ja schon sein, daß Dschau-liang-bi sich in diesem Falle mutig gezeigt hat. Schließlich wurde er mit großen Ehren nach der Hauptstadt geleitet und daselbst sehr feierlich und freundlich empfangen, jedoch auch mißtrauisch bewacht.

Schon zu Ende desselben Jahres 1271 beeilte sich der japanische Hof, den Großfürsten 彌四郎 *Mi-se-lang* als Gesandten an Kubilä zu schicken, um ihm die glückliche Ankunft seiner Gesandtschaft zu melden und für seine Freundschaft untertänigst zu danken.

Kubilä empfing die Japaner mit größtem Pomp und erwies ihnen alle nur erdenklichen Ehren. Auch gab er ihnen ein großes Festessen im kaiserlichen Palast und entließ sie mit kostbaren Geschenken bereichert.

Allein diese Gesandtschaft war nur gekommen, um die Zustände am mongolischen Hofe auszuspionieren. Die Herren konnten leicht bemerken, daß Kubilä-Khan aus anderem Holze war, als die ritenbeschlagenen Kaiser der Sung-Dynastie.

Das ganze Jahr 1272 blieb Dschau-liang-bi noch in Japan, um das Land gründlich kennen zu lernen. Da er ein so geriebener

Diplomat war, tat er seine Augen und Ohren überall gut auf und suchte auch den Kaiser genau auf dem Laufenden zu halten. So sandte er 張鐸 *Dschang-duo,* einen seiner treuen Begleiter, an Kubilä mit der Nachricht: „Einer der Herren des Ministeriums ließ sich unlängst gegen mich aus und sagte erbost: „Diese Lügner und Betrüger von Koreanern haben uns bisher abscheulich über die Absichten des so guten Großkhans getäuscht. Immer sagten sie, daß die Mongolen in unser Land einfallen wollen, um uns alle tot zu schlagen, und stellten den Großkhan als einen fürchterlichen, abscheulichen Tyrannen dar. Wie hätten wir ahnen können, daß Seine Majestät von so großer Güte gegen jedermann und zumeist gegen uns beseelt sei? Er hat geruht, einen Gesandten an unsern Hof zu senden, in eine solche Ferne, und dies einzig, um uns seine Liebe und Freundschaft zu bezeigen, wie auch sein Schreiben so klar beweist..." Welch verschlagene Diplomatenhöflichkeit! — Wahr mag sein, daß die Koreaner die Japaner gegen die Mongolen aufgehetzt haben. Und hatten sie hierin Unrecht?

Dschang-duo, welcher diese und andere Depeschen brachte, gelangte im zweiten Monate des Jahres 1272 in Begleitung von sechsundzwanzig Japanern nach Peking, wo Kubilä residierte Dschau-liang-bi bat den Kaiser, diesen Japanern eine feierliche Audienz zu bewilligen, um denselben den Glanz und Ruhm des Reiches zu zeigen. Die Staatsminister hingegen waren anderer Meinung. „Gewiß ist es nicht die reine und ungeheuchelte Freundschaft Japans, welche uns diese Leute schickt. Es sind einfach Spione, welche sich unterrichten wollen über unsere Streitkräfte zu Lande und zur See. Sie verdienen also keine so freundliche Aufmerksamkeit von seiten des Kaisers". Auf diese Bemerkung seiner Minister bewilligte Kubilä den Japanern keine feierliche Audienz.

In demselben zweiten Monate 1272 riet der König von Korea dem Mikado, in jedem Falle sich mit Kubilä auf freundlichem Fuß zu halten, um sein Land vor Krieg zu bewahren. Dasselbe tat er nochmals im fünften Monate desselben Jahres durch einen zweiten Brief, da er wohl wußte, daß im Falle eines Krieges mit Japan die Mongolenarmee durch Korea ziehen und auch dort Elend und Not heraufbeschwören würde.

Dschau-liang-bi hatte schließlich alle japanischen Großen durch sein kluges und freundliches Benehmen gewonnen, so daß diese ihm bei Hofe eine ehrenvolle Audienz erwirkten; ja zwölf aus ihnen geleiteten ihn sogar pomphaft zum neunzigsten Mikado Kameyama (1269—1274). Dieser zeigte sich ihm gegenüber auf Anraten des

allgewaltigen Hojo Tokimune (1257—1284) auch äußerst liebenswürdig.

Dschau-liang-bi blieb im ganzen eineinhalb Jahr in Japan. Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden und die großen Vorurteile gebrochen waren, hatte er die freundlichsten Beziehungen sowohl zu den Großen, als zu dem Volke und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Natürlich vergaß der kluge Diplomat nicht, seinen langen Aufenthalt möglichst auszunutzen und Land und Leute gründlich zu studieren. Erst im Jahre 1273 kehrte er nach China zurück. Wie sehr er alle Herzen gewonnen, zeigte sich recht bei seiner Abreise. Zahlreiche Freunde begleiteten ihn und nahmen aufs herzlichste von ihm Abschied. Eine offizielle Ehreneskorte gab ihm das Geleite bis zur Insel Tsushima, also bis zur Grenze des Reiches.

Kubilä war aufs höchste über Dschau-liang-bi und seine glücklich vollendete Gesandtschaft erfreut. Vor aller Welt lobte er dessen vollendeten Takt, diplomatische Klugheit und selbstlose Treue im Dienste des Staates. So ist es denn nicht erstaunlich, daß er ihn mit Titeln, Geschenken und Gnaden überhäufte. Natürlich durfte Dschau-liang-bi auch an den Japan betreffenden Staatssitzungen teilnehmen, was nicht wenig zur Kenntnis und Förderung der diesbezüglichen Aufgaben beitrug.

„Die Japaner sind“, sagte er, „sehr mutige Leute. Wie sie auf ihr eigenes Leben wenig halten, so gilt ihnen auch das Anderer nicht viel. Auch kennen sie nicht jene zarte Liebe, welche Eltern und Kinder so enge verbindet, daß es unmöglich ist sich zu trennen. Für die Japaner ist dies die leichteste und einfachste Sache der Welt. Ebensowenig haben sie vor Reichen und Vornehmen einen allzu großen Respekt, wie dies wohl in China der Fall ist, denn Ehre gilt ihnen als das Höchste. Das Land selbst ist voll von Bergen und Flüssen, welche das Reisen sehr beschwerlich machen. Von Goldreichtum habe ich wenig erfahren; hingegen habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß das Land arm ist und wenig einträgt.

„Japan erobern zu wollen, würde sicher sehr schwer sein. Denn dazu muß man übers Meer setzen, welches unberechenbar launisch und gefährlich ist. Dazu sind die Japaner wirklich tapfere Leute, von Geburt aus Soldat, welche wegen ihrer häufigen Kriege im Kriegshandwerk sehr erfahren und ausgebildet sind. Diese würden sich gewiß aufs unerschrockenste verteidigen und eine Unterwerfung kaum möglich machen. Überdies würde ein solches Unternehmen, selbst wenn es nach vielen und schweren Opfern glückte, unnütz

sein; denn das arme Land würde uns gar keinen Nutzen gewähren“.

Dschau-liang-bi war also nach langen und eingehenden Beobachtungen durchaus gegen jedes kriegerische Unternehmen wider Japan und gab für seine Meinung die besten Gründe an. Vielleicht hat er auch einige Großherren überzeugt, aber Kubilä blieb bei seinem Entschlusse, das reiche Goldland möglichst bald zu erobern.

---

4. Der erste Kriegszug Kubiläs gegen Japan im Jahre 1274.

Trotz aller Abmahnung war Kubilä entschlossen, den Krieg gegen Japan zu unternehmen. Er war eben ein Eroberer und als solcher bis dahin immer glücklich gewesen. China war zwar noch nicht ganz unterworfen, aber im Grunde war aller ernsthafte Widerstand der südlichen 宋 *Sung* schon gebrochen. Übrigens versicherte ihm auch sein kühner Generalissimus Bayan, Japan sei nicht stark genug, um einen ernsten Angriff abzuwehren. Kubilä konnte also an neue Eroberungen denken.

Schon anfangs 1274 ernannte er den bewährten mongolischen Feldherrn 忻都 *Sin-du* zum Generalissimus der Truppen, welche Japan erobern sollten. Überzeugt, daß Dschau-liang-bi als furchtsamer Literat die Macht Japans überschätzt habe, glaubte er, fünfzehntausend seiner sieggewohnten Mongolen seien mehr als genug, um das kleine Inselvolk zu bändigen. Übrigens mußten auch die Koreaner Hilfstruppen stellen und Führer in diesem Kriegsunternehmen sein, da sie allein den Weg kannten. Auch hundertfünfzig Seeschiffe der gewöhnlichen Art schienen ihm genügend, um die Soldaten überzusetzen und die nötigen Lebensmittel für die erste Zeit mitzuführen. Später mußte nach seinen Plänen Japan selbst die Armee ernähren, wie die Mongolen ja immer auf Kosten der eroberten Länder lebten.

Damals war 博羅權 *Buo-luo-huan*, d. h. entweder Nikolaus Polo oder sein Bruder Matteo, zweiter Staatsminister 中書右丞, während der erwähnte Bayan dritter Staatsminister 中書左丞 war. Welchen Teil die am Kaiserhofe damals so mächtigen Polo an dem japanischen Kriege genommen, wird nicht gesagt. Verschiedene chinesische Großherren der Zentralprovinz, welche an den kaiserlichen Hof gekommen waren, um da ihr Glück zu machen, wurden von Kubilä über einen etwaigen Krieg mit Japan befragt. Er dachte, diese Herren welche doch auf dem Laufenden sind, könnten am besten Bescheid

geben. Diese jedoch kannten die Eroberungsucht und Energie ihres kaiserlichen Gönners und wagten wohl nicht, ihm von dieser Expedition abzuraten, um sein Mißfallen nicht zu erregen. So war denn Kubilä ganz und gar überzeugt, daß seine Truppen den Sieg leicht davontragen würden und daß er bald im Besitze dieses reichen Goldlandes sein würde.

Die Armee brach im siebenten Monate auf, kam aber erst im zehnten Monate an dem Gestade des japanischen Meeres an. Die nahe Inselgruppe Tsushima war bald erreicht und ziemlich leicht erobert. Von da setzten die Mongolen nach der Insel 壹岐島 *Ikishima*, nordwestlich vom jetzigen Nagasaki über und trugen auch da ohne große Schwierigkeit den Sieg über die wenigen Besatzungen der Japaner davon. Doch als sie ihre Siege weiter verfolgten und nach der Insel 筑前 *Chikuzen*, deren Hauptstadt Fuknoka ist, übersetzen wollten, wurden sie zu ihrem größten Erstaunen kräftig zurückgestoßen und am Landen verhindert. Sie befanden sich einer zahlreichen Armee gegenüber, mit der es nun galt, auf Tod und Leben zu kämpfen. Niemals hatten sie geglaubt, einer solchen Menge bewaffneter und kampfeslustiger Krieger zu begegnen. Da sie in der Minderzahl waren und dazu auch keine Pfeile mehr hatten, so befahl Sin-du, nach Beratung mit seinen Generälen der ganzen Armee, sich zurückzuziehen, um sich nicht einer totalen Vernichtung auszusetzen. Nach Peking zurückgekehrt, berichteten die Feldherren einstimmig dem Kaiser, Japan sei ein bei weitem größeres Land als man anzunehmen gewohnt sei; es besitze eine bedeutende, kriegsgeübte Armee, wogegen einige Tausend Mann nichts vermöchten; zur Unterwerfung wäre ein großes tüchtiges Heer notwendig. Ein solches hatte aber Kubilä damals nicht zur Verfügung, da China noch nicht vollständig unterworfen war, was erst im Jahre 1278 erreicht wurde. So wußte er nicht, was zu machen sei. Nach langen Beratungen entschloß er sich, 1276 wieder eine Gesandtschaft nach Japan zu schicken, um zu verlangen, daß Japan nach alter Gewohnheit seine Lehensuntertänigkeit gegen China durch eine demütige Gesandtschaft und durch Überreichung der üblichen Geschenke bezeige. Einzelheiten werden nicht angegeben, weil man wahrscheinlich selbst am Kaiserhofe keine hatte. Nur erfuhr man schließlich, daß die ganze Gesandtschaft von den Japanern war getötet worden. Diese waren nämlich wütend gegen Dschau-liang-bi, der eineinhalb Jahre in Japan so vertraulich mit allen Großen und dem Hofe selbst verkehrt hatte. Weil kurz nach seiner Rückkehr nach China Kubilä die Expedition gegen Japan unternommen, vermeinten die

Japaner, Dschau-liang-bi sei nur ein Spion gewesen und habe zum Kriege geraten. Wir haben gesehen, wie falsch solche Voraussetzungen waren. Als die neue Gesandtschaft ankam, glaubten sie, auch diese seien wieder Spione und töteten sie deshalb. Durch den Rückzug der Mongolen war die Furcht und Achtung vor dem Großkhan und seinen für unüberwindlich gehaltenen Kriegern dahin.

Trotz der Feindschaft zwischen den Regierungen hatten die Kaufleute beider Länder doch noch beständigen Verkehr mit einander. So kamen 1277 japanische Schiffe nach Dsche-djiang, um Gold gegen Sapeken umzuwechseln. Die Lokal-Behörden, welche vom Ingrimm des Kubilä gehört hatten, beeilten sich, am Hofe anzufragen, was mit jenen Leuten dieser Goldschiffe zu machen sei. Der kluge Kubilä unterdrückte seinen Zorn und sagte: „Die Leute bringen Gold in mein Reich. Behandelt man sie gut, so werden sie wiederkommen und uns noch Gold bringen“. So befahl er, sie aufs beste zu behandeln. Die Ankunft dieses Goldschiffes bestärkte den Khan noch in seiner einmal fest gewonnen Überzeugung, daß Japan ein reiches Goldland sei. Da nun seine Gesandtschaft gegen alles Völkerrecht war hingeschlachtet worden, gebrauchte er diesen Vorwand vor seinen Großen, um sie für einen Krieg gegen Japan zu stimmen.

Wir haben schon gesagt, das die Großherren der Mongolen durchaus gegen einen Krieg mit Japan waren. Diese unermüdlichen Reiter fühlten sich nur wohl, wenn sie zu Pferde sitzen konnten und hatten eine instinktive Abneigung gegen das Meer. Die Erfahrung des letzten Abenteuers hatte sie in ihrer Überzeugung nur bestärkt. Überdies waren selbst die Mongolen dieser unaufhörlichen, immer wieder neu unternommenen Kriege müde. Bei Beginn eines jeden Krieges hatte man gesagt, dies sei der letzte, und man werde dann einmal der Ruhe pflegen können. So sage man nun schon seit Jahren, und doch sei der Kriege kein Ende. Infolgedessen wagte denn 希亮 *Hi-liang*, einer der einflußreichsten mongolischen Großen am Hofe des Kubilä, dem Großkhan vorzustellen, daß die fortwährenden Kriege doch allgemein Mißfallen im Reiche erregten. „Man muß denn doch das Volk einmal ruhig aufatmen und ausschnauben lassen, bemerkte er dem Kaiser. Das flache Land ist entvölkert, daß Volk ist nach allen Windrichtungen zerstreut, die Familienbande sind gelöst, das Land wird nicht bebaut, das Gesindel nimmt überhand, weil keine Ruhe und Ordnung im Reiche herrscht. Solchen Übelständen können nur die Segnungen des Friedens abhelfen“.

Kubilä war klug genug, einen solchen Freundesrat zu verstehen und zu würdigen. Trotz seiner Kriegswut, welche immer nur von neuen Eroberungen träumte, hielt er sich jetzt zurück und schenkte seinem Reiche einige Jahre des Friedens. Er begnügte sich, die Verwaltung Chinas und der anderen eroberten Gebiete zu regeln, auf daß ihm diese Länder möglichst viele Steuern und reiche Abgaben zu liefern im stande wären. Natürlich vergaß er darüber keineswegs der Eroberung Japans, denn er war nun einmal ein geborener Krieger und tapferer Eroberer und besaß einen eisenfesten Willen, der sein Ziel immer im Auge behält.

---

5. Der grosse Kriegszug Kubiläs gegen Japan im Jahre 1281 und die grosse Niederlage.*)

Kubilä war von der Eroberungssucht wie besessen. Er träumte nur von der endlichen Besitznahme des goldreichen Japan. Es war ein böser Dämon, der ihn verfolgte, ähnlich dem, welcher den Xerxes gegen Griechenland, und den Napoleon zum Kriege gegen Rußland aufstachelte, um diese stolzen Herrscher von ihrer eigenen Ohnmacht zu überzeugen und für ihren unbändigen Stolz zu strafen. „Leidenschaft schafft Leiden“, sagt das Sprichwort sehr wahr. Wer die Leidenschaft nicht bändigen will, der wird durch sie oft schon hier auf Erden gestraft werden. So hat es Gott nun einmal festgesetzt.

Obwohl Kubilä seinen Großen versprochen hatte, nach der Eroberung Chinas das Reich in Ruhe und Frieden einmal aufatmen zu lassen, so führte er doch fast ununterbrochen Krieg gegen Birmanien, gegen Tibet, gegen Annam. Seine Ländergier und Eroberungssucht ließen ihm eben keine Ruhe; ihnen brachte er Gut und Leben unzähliger Menschen zum Opfer. Mit der bisherigen Eroberung noch nicht zufrieden, sammelte er ein großes Heer gegen Japan. 范文虎 *Fan-win-hu*, einer der angesehensten Generäle, war beauftragt, den Kriegszug gegen Japan vorzubereiten. Dieser Fan-win-hu war der Schwiegersohn des vielberüchtigten Staatsministers 賈似道 *Djia-se-dau*. Als General der kaiserlichen Truppen hatte er

*) Dieses Kapitel über die große Niederlage Kubiläs im Kriege gegen Japan ist allen Europäern wohlbekannt aus den Berichten Marco Polo's, (cf. Panthier, Marco Polo p. 537—544, der auch Auszüge ans den japanischen Schriftstellern gibt). P. de Maillac, S. J. gibt in seinem neuntem Bande der chinesischen Geschichte p. 409. 418. 428 verschiedene Einzelheiten über diesen verunglückten Kriegszug an.

sich immer geweigert, gegen die Mongolen vorzugehen. 襄陽 *Siang yang* im nördlichen 湖北 *Hu-bei* wurde seit 1268 von den Mongolen belagert und hielt sich wacker. Weder Fan-win-hu noch Djia-se-dau kamen der Stadt zur Hilfe. Fan-win-hu floh selbst 1251 vor dem Feinde, anstatt zu kämpfen. So mußte endlich diese Stadt, die so lange und so wacker widerstanden hatte, nach einer fast fünfjährigen Belagerung im Jahre 1273 sich ergeben. Darob wurde Fan-win-hu dann aber doch offiziell vom Kaiser getadelt.

Im Jahre 1275 war er Statthalter von 安慶 *Ngan-tsching* und sollte als solcher helfen, die Mongolen nach dem Norden zurückzuwerfen. Sein Schwiegervater Djia-se-dau, nunmehriger kaiserlicher Generalissimus, stand mit einer zahlreichen Armee bei 蕪湖 *U-hu* und erwartete Hilfe zum gemeinsamen Kampfe. Fan-win-hu hatte schon längst an der Sache der Sung verzweifelt und wollte seine Zukunft sichern. Er ging also zu den Mongolen über, von denen er natürlich mit offenen Armen empfangen wurde. Djia-se-dau ward geschlagen und ins Gefängnis geworfen, wo man ihn im zehnten Monte desselben Jahres 1275 tötete. Das Verbrechen seines Schwiegersohnes hatte natürlich auch zu diesem schmählichen Ende beigetragen.

Fan-win-hu hatte also Befehl erhalten, alles zum Kriege gegen Japan Notwendige vorzubereiten. Dafür waren aber seetüchtige Schiffe und Mannschaften durchaus notwendig. Diese zu finden war nicht leicht, da die Mongolen soviel wie gar nichts vom Seewesen verstanden. Doch Fan-win-hu zeigte großen Eifer im Dienste seines neuen Herrn: überall baute er Schiffe, hob Soldaten aus und übte sie möglichst gut in allen Seemanövern. Man entwikkelte eine fieberhafte Tätigkeit.

Schon im Jahre 1279 glaubte der ungeduldige Kubilä alles zur Expedition gegen Japan wohl vorbereitet. Auf einer großen Versammlung der mongolischen Großen erklärte er, daß er die Zeit gekommen glaube, um gegen Japan aufzubrechen und sich dieses reichen Goldlandes zu bemächtigen; denn alles Notwendige und Nützliche für dieses Kriegsunternehmen sei wohl vorbereitet.

Wir haben schon mehrmals gesagt, daß die mongolischen Großen gegen diesen neuen Kriegszug übers Meer waren. Fan-win-hu erklärte aber dem Kaiser, daß noch keineswegs alles Wünschenswerte dafür bereit sei. „Ubrigens“, fügte er hinzu, „habe ich gerade zwei Boten mit einem japanischen Bonzen nach Japan geschickt, auf daß diese dem dortigen Hofe unsere Vorbereitungen zum Kriege verraten sollen. Ich habe diesen Leuten geboten,

daß sie spätestens im vierten Monate des nächsten Jahres wieder zurück seien und mir authentische und sichere Nachrichten aus Japan überbringen. Warten wir also ab, ob Japan Furcht hat und bereit ist, sich zu unterwerfen. Diese Zeit ist auch kostbar für uns, um alles Notwendige noch besser vorzubereiten. Noch genügen die Schiffe nicht für die zahlreiche Armee, welche Befehl hat, gegen Japan aufzubrechen. Trotz allen Eifers im Schiffsbau werden wir noch die minderwertigen Seeschiffe der ersten Expedition benutzen müssen".

Im zweiten Monate 1280 gaben die Japaner eine klare Antwort auf die Wünsche Kubilās: sie töteten den geheimen Gesandten 杜世忠 *Du-sche-dschung* und sein Gefolge und zeigten somit, daß sie keineswegs gewillt seien, die Vasallen oder Untertanen der Mongolen zu werden.

Bei der Ankunft dieser betrübenden Nachricht am kaiserlichen Hofe wollte 忻都 *Sin-du,* der Generalissimus der ersten unglücklichen Expedition im Jahre 1274, nun alsogleich racheschnaubend gegen Japan aufbrechen. Kubilā hielt diesen allzugroßen Kriegseifer zurück. Diesmal wollte er sicher vorgehen, um ganz gewiß den Sieg davonzutragen. Bevor nicht alles wohl vorbereitet war, durfte der Kriegszug nicht unternommen werden. Um seinen kaiserlichen Gönner zu befriedigen, beeilte sich Fan-win-hu, alle Vorbereitungen schleunigst zu beenden. Im zehnten Monate 1280 bestimmte Kubilā hunderttausend Mongolen-Krieger für diesen Kriegszug. Denn auf seine kühnen, sieggewohnten Mongolen hatte der Kaiser das größte Vertrauen. Aber auch zahlreiche chinesische Soldaten waren von Fan-win-hu ausgebildet worden. Schon seit langem hatte der König von Korea den Befehl erhalten, fünfzehntausend Mann bereit zu halten, welche unter dem General 金方慶 *Djin-fang-tsching* an dem Kriegszuge teilnehmen müßten.

Fan-win-hu bat den Kaiser um zweitausend mongolische Reiter, welche bei Verfolgung des fliehenden Feindes von großem Nutzen sein würden. Solche Reiter erwiesen auch ausgezeichnete Dienste, um den Feind zu beunruhigen und den Nachrichtendienst schleunigst zu besorgen ... Kubilā glaubte, Kavallerie sei in diesem Kriege über Meer unnütz, und die Armee sei ohnedies schon übergroß. Ebenso verweigerte er ganz entschieden, mehrere hundert Muhammedaner mit in diesen Krieg ziehen zu lassen, welche sehr geübt waren im Dienste der Katapulte, und große Steine auf eine beträchtliche Entfernung zu schleudern verstanden. Er war überzeugt, daß Japan seiner Armee nicht widerstehen könne.

Schließlich versammelte Kubilä seine Großen in dem Audienzsaal und ernannte den Mongolengeneral 阿剌罕 *A-la-han,* feierlich zum Generalissimus der Expedition. Es ist dies wahrscheinlich der „Abacan“ des Marco Polo, der „Asican“ der Japaner. Der P. Ganbil nennt ihn „Argan“, welches wahrscheinlich der echte mongolische Name ist. Die Chinesen heißen ihn Ngo-la-han. Fan-win-hu war auch einer der höchsten Generäle. Kubilä gab jedem derselben seine Reiseroute an, auf daß sich die Unmassen von Soldaten auf dem Wege nicht belästigten. Der nötige Proviant war für die verschiedenen Truppenteile an festbestimmten Orten schon seit langem vorbereitet. So fanden sie auch die erwünschten Quartiere, um sich auszuruhen. Kurz, alles war für eine bequeme Reise bis ans Meeresufer wohl vorbereitet.

Ganz entgegen den Grundsätzen der alten Mongolenkhane, welche befahlen, alles Volk niederzumetzeln, wohin immer sie kamen, um so große und schöne Weideplätze für ihre Herden zu gewinnen, empfahl Kubilä seinen Generälen, das Volk nicht nur zu schonen, sondern selbst liebreich zu behandeln; er kannte ja seine wilden Horden. „Das kleine Volk zumal, bemerkte er, ist das sichere Fundament eines Reiches, ein Land ohne Volk ist unnütz; ein wohlbevölkertes Land allein gibt Einkünfte und Steuern . . .“ Die letzte Empfehlung Kubiläs an seine Generäle war, immer einmütig zu handeln und sich gegenseitig zu unterstützen, denn ohne Einigkeit und gegenseitige aufopfernde Unterstützung sei die größte Armee ohnmächtig und unfähig, etwas Großes auszuführen.

Diese Reise der Armee von Peking durch Korea bis an das Meeresufer von 釜山 *Fusan* (Fu-schan) war glücklich. Die verschiedenen Truppenteile blieben auf den ihnen angewiesenen Marschrouten und fanden so alles Notwendige in Bereitschaft. Das einzige Unglück, welches die Armee traf, war die Krankheit des Generalissimus A-la-han. Er mußte zurückbleiben und starb schließlich auch an dieser Krankheit. Den Oberbefehl hatte er an 阿塔海 *A-ta-hai* übergeben, welcher dann von Kubilä in seiner Würde bestätigt wurde.

Im sechsten Monate 1281 hatte die ganze Armee Korea passiert und befand sich nahe am Hafen 釜山浦 *Fu-schan-pu* im Südwesten von Korea, von wo man seit den ältesten Zeiten nach Japan übersetzt.

Die Truppen schifften sich allmählich ein. Denn die neunhundert Seeschiffe genügten nicht, die hundertdreißigtausend Mann mit dem nötigen Proviant auf einmal einzuschiffen. Man verteilte sich

auf die verschiedenen Inseln der Inselgruppe Tsushima, um sich freier zu bewegen und um sie zu besetzen und als Stützpunkte zu benutzen. Die Insel 竹 島 *Dschu-dau* liegt südwestlich von der Stadt 慶 州 *Tsching-dschou*; 巨 濟 島 *Djü-dsi-dau* liegt östlich von derselben. Auf letzterer Insel befand sich seit den ältesten Zeiten eine kleine Festung mit einer Besatzung, um Fusan zu beschützen. Die große Insel Tsushima ward auch besetzt. Allmählich drang die Armee ganz glücklich bis zu den Inseln 平 湖 *Ping-hu,* Firando, und 五 龍 島 *U-lung-dau*, d. h. „den fünf Drachen" vor. Die große chinesische Geographie,*) welche wir schon oben erwähnt, bezeichnet vol. 94 pag. 27 diese Insel als dieselbe, welche man Goto 五 島 *U-dau*, d. h. „die fünf Inseln" nennt. Aus der Ferne sieht man nämlich, sagt sie, fünf Gipfel aus dem Meere emportauchen, welche man als fünf Drachenköpfe bezeichnet. Die Überfahrt war ohne bemerkenswerten Unfall glücklich verlaufen. Nirgends fand man japanische Truppen, die sich der Landung entgegengesetzt hätten. Auch das Volk zeigte sich keineswegs feindselig. Bis dahin glich also der Feldzug einem Spaziergange.

Fan-win-hu war der Meinung, diese gute Zeit benützen und vordringen zu müssen, wenn möglich, sogar bis zur Hauptstadt. Schließlich aber ließ er sich von den andern Generälen bereden, von einem so planlosen Vordringen abzustehen, wußte man ja nicht, wo der Feind und wo die Hauptstadt war. Man beschloß also, vor der Hand zu warten und die Soldaten ausruhen zu lassen; denn, wolle der Feind kämpfen, würde er sich wohl schon zeigen, meinte man.

Die Generäle begingen den Fehler, die Soldaten sich selbst zu überlassen, ohne sie durch Kriegsübungen, durch Bauen von festen Lagern oder Schanzen zu beschäftigen. Es war im Monat August, wo die Zeit noch sehr heiß ist. So taten die Soldaten den lieben langen Tag nichts, als ausgelassen der Freude und dem Spiele zu leben. Einzig der chinesische General 張 禧 *Dschang-hi* machte eine Ausnahme. Er hielt strenge auf Ordnung und Disziplin, beschäftigte seine Soldaten mit dem Bau eines befestigten Lagers und mit militärischen Übungen.

Am ersten Tage des achten Monates, d. h. nach den Berechnungen unseres P. Chambeau am 16. August 1281, erhob sich

*) Auch vol. 38 pag. 9 beschreibt diese große Geographie den Schauplatz der großen Niederlage der Mongolen. Jetzt kennt ihn jedermann, weil ja die Russen am 27. und 28. Mai 1905 an derselben Stelle wie die Mongolen geschlagen wurden.

plötzlich einer jener rasenden Typhone, welche ja auch den Europäern nunmehr sattsam bekannt sind. Die Mongolen als Steppenbewohner bekümmerten sich um nichts, als nur sich vor dem Sturme und Regen zu schützen. Der General Dschang-hi hingegen, mit derartigen Stürmen besser bekannt, sah voraus, daß derselbe am folgenden Tage noch ärger rasen würde, und traf somit weise Vorsichtsmaßregeln. Er ließ alle seine Schiffe gut verankern und am Ufer mit festen Seilen und Tauen an Bäumen und Pfählen befestigen. Zwischen jedem Schiffe ließ er einen leeren Raum von fünfzig Schritt, auf daß die Schiffe im Falle des Zerreißens eines Taues nicht aneinander schlügen und sich so gegenseitig zertrümmerten. Als am andern Tage der Orkan noch wütender raste, suchten nun auch andere Generäle ihre Schiffe zu sichern. Aber die Wut des Windes war schon derartig, daß man keine Manöver mehr ausführen konnte. Trotz der verzweifeltsten Anstrengungen, welche man machte, als man die Schiffe vom Sturme gepeitscht aneinander oder ans Ufer prellen sah, glückten die Rettungsarbeiten nicht: es war eben zu spät. Viele Soldaten fielen dabei ins Meer, ohne daß man sie hätte retten können. Am dritten Tage raste der Orkan wie am vorhergehenden und vollendete das Vernichtungswerk. Alle Schiffe der Armee mit alleiniger Ausnahme der des Dschang-hi waren vernichtet. Verschiedene Schriftsteller sprechen von dreitausend Schiffen, die kleineren mit eingerechnet; wir begnügen uns mit der wahrscheinlicheren Zahl von ungefähr neunhundert. Auch behaupten sie, die Hälfte der Armee sei dabei ertrunken. Auch dies klingt nicht wahrscheinlich. Die Soldaten befanden sich zumeist am Lande, wie ja die des Meeres so ungewohnten Mongolen es lieben mußten. Als sie sahen, daß die Schiffsmannschaften des Sturmes nicht Meister werden konnten, eilten ihnen wohl manche zu Hilfe und gingen zugleich mit diesen und den Schiffen unter; doch konnte ihre Zahl schwerlich die Hälfte der Armee betragen. Kurz, am vierten Tage des achten Monates, als der Orkan sich legte, konnte man die ganze Größe des Unglückes übersehen: fast alle Schiffe auf den verschiedenen Inseln waren zertrümmert, Mannschaften, Proviant und Waffen verloren. Selbst die Mutigsten verloren bei einer so unerhörten Katastrophe den Mut. Man befand sich in Feindesland, ohne genügend Leute, Schiffe und Hilfsmittel, um weiter vordringen oder auch nur um heimkehren zu können.

Um das Unglück voll zu machen, kam die Nachricht vom Herannahen des feindlichen, hunderttausend Mann starken Heeres der Japaner. Nun galt es, einen Entschluß zu fassen. 阿塔海 *A-ta-hai* wußte auch nicht wo hinaus, auch hatte er zu wenig Ansehen,

um die andern Generäle zu leiten. Die meisten derselben waren der Ansicht, man solle auf den geretteten Schiffen schleunigst heimkehren und von Korea aus Schiffe herüberschicken, um die Soldaten heimzubringen.

Dschang-hi hingegen urteilte: „Haben wir auch wohl die Hälfte der Truppen verloren, so besitzen wir denn doch noch ein stattliches Heer wackerer, entschlossener Krieger, mit denen man etwas ausrichten kann. Sehen diese, daß uns jetzt nichts als Mut und tapfere Gegenwehr retten kann, dann werden sie alle wie verwundete Tiger kämpfen und gewiß den Sieg davontragen. Also gehen wir vorwärts dem Feinde entgegen. Zudem dürfen wir Generäle denn doch nicht unsere Truppen im Feindesland und ohne Proviant feige im Stiche lassen. Blieben sie hier ohne erfahrene Führer, so müßten sie alle insgesamt zu Grunde gehen..."

Fan-win-hu gebot ihm zu schweigen, da er als untergeordneter General nichts zu sagen, sondern nur zu gehorchen hätte. Das einzige, was Dschang-hi schließlich durchsetzen konnte, war, daß man die Pferde der Generäle und höheren Offiziere ausschiffte und dafür eine Anzahl Soldaten aufnahm.

Am fünften Tage des achten Monates schifften sich Fan-win-hu und die andern Generäle auf den von Dschang-hi geretteten Schiffen nach Korea ein und ließen mehr als fünfzig bis sechzigtausend Mann ihrer Truppen (wahrscheinlich mehr) im Stiche und gaben ihre Leute einem gewissen Tode preis, obwohl sie schöne Worte machten und eiligste Hilfe aus Korea versprachen. Doch dazu wäre nicht nötig gewesen, daß alle Generäle abgingen.

Was für eine Wut in den Herzen der so schmählich verlassenen Soldaten diese unerhörte Feigheit der Generäle erregte, läßt sich wohl denken, aber nicht beschreiben. Was erstaunen macht, ist, daß auch der sonst so tüchtige Dschang-hi mit den andern Generälen abging, obwohl er vorher doch alle zum Bleiben ermuntert hatte. Vielleicht fürchtete er, von den andern Generälen beim Kaiser verleumdet und als die eigentliche Ursache des Unglücks verklagt zu werden, wie das ja gar nicht selten vorkommt.

So mußten denn die Soldaten selbst auf Mittel sinnen, ihr Leben zu retten; denn von Siegen und Eroberung Japans konnte augenscheinlich keine Rede mehr sein. Nachdem sich die Gemüter etwas beruhigt hatten, kam man überein, einen Führer und Leiter zu wählen, unter dessen Beaufsichtigung man mehrere große Flöße bauen wolle, um so die Überfahrt nach Korea zu unternehmen; denn Holz befand sich damals auf diesen Inseln in Menge. Aber

leider konnte dieser unter günstigen Umständen vielleicht mögliche Plan nicht ausgeführt werden; denn schon am siebenten Tage desselben achten Monates kam die zahlreiche japanische Armee unter dem Oberbefehl des Shoni Kagesuka an. Natürlich waren die führerlosen Truppen bald überwunden. Es war keine regelrechte Schlacht, sondern ein wütendes Gemetzel und wildes Hinschlachten dieser armen Truppen. Zumal über die Mongolen fielen die Japaner mit größter Wut her. Als sie vom Gemetzel müde waren, machten sie an die zwanzigtausend Gefangene, von denen sie etwaige Dienste und nützliche Verwendung hofften.

Als man am neunten Tage desselben Monates nach der Insel 八角島 *Ba-djüo-dau*, d. h. dem jetzigen Fakata, Fonkuoka der Provinz Chikuzen kam, fanden die Japaner, daß es doch beschwerlich sei, eine solche Masse von Gefangenen zu überwachen und zu ernähren; ja, es sei selbst gefährlich für den Staat, einer solchen Menge kräftiger Männer zu schonen, die in kurzem gewiß versuchen würden, mit Gewalt heimzukehren. So tötete man also noch die wenigen verschonten Mongolen und Koreaner insgesamt. Von den Chinesen verschonte man einige Tausend junger Leute, von denen man nützliche Dienste erwartete und nichts zu fürchten hatte. Es waren eben 唐人 *Tang-jen*, also alte Freunde und Untertanen der noch jetzt in Japan geschätzten Tang-Dynastie.*)

Wie immer selbst bei so großen Unfällen doch noch der eine oder andere Mann mit heiler Haut davonkommt, um Überbringer der Hiobspost zu sein, konnten von den gefangenen Chinesen nach einigen Jahren drei Mann entschlüpfen und nach China heimkehren. Der erste war ein gewisser 于閶脫 *Jü-dschang-duei,* der die Umstände der Niedermetzelungen mitteilen konnte. Einige Zeit später kam der zweite und dritte Flüchtling an, welche den erzählten Hergang bestätigten. Spätere Schriftsteller sagen, die Japaner hätten diese drei Leute zum Hohne an Kubilä geschickt. Die ältesten Geschichtschreiber wissen nichts von einer solchen Beleidigung. Die Japaner wollten mit den hinterlistigen Mongolen nichts zu tun haben.

Eine derartige Katastrophe war unerhört im fernen Osten. Der Himmel selbst hatte die Mongolen vernichtet und ihre rasende Eroberungssucht bestraft, — eine Überzeugung des Volkes, welche den Mongolen nicht wenig geschadet hat.

---

*) Echte Chinesen heißen noch heute bei den Japanern 唐人 *Tang-jen,* obwohl die Chinesen selbst sich 漢子 *Han-dse,* d. h. „Söhne der Dynastie Han", oder 中國人 *Dschung-kui-jen,* d. h. „Bewohner des Reiches der Mitte" nennen.

Wie beim letzten russischen Kriege die Japaner viel in den Pagoden zu ihren zahlreichen Göttern und Göttinnen gebetet, so auch zur Zeit der Mongolenkriege. Und weil der rasende Sturm den Feind geschlagen und vernichtet, wurden seitdem die Gottheiten der Winde sehr populär und viel verehrt.

Wie wir schon gesagt, wurde dieser unerhörte Sieg unter dem damals allgebietenden Shikken 時 宗 *Hojo Tokimune* (1251—1284) gewonnen. Zum Andenken an diesen großen Erfolg und aus Dankbarkeit gegen den so berühmten Patrioten haben die Japaner im öffentlichen Garten des Hafens 好 博 多 *Ha-ka-ta* in der Provinz Chikuzen ein öffentliches Denkmal zu Ehren Tokimunes errichtet.

Bis zu den großen Siegen über die Russen war die Katastrophe von Tsushima der größte Erfolg, den Japan über einen Feind gewonnen, und war als solcher natürlich allgemein gefeiert. Weil der Himmel sie ganz speziell beschützt hatte, wurden sie von ihrer hohen nationalen Würde noch mehr bestärkt und glaubten, die besonderen Pfleglinge des Himmels zu sein. Diese Überzeugung artete schließlich in unbändigen Stolz aus.

---

6. Kubilä bereitet einen neuen Kriegszug gegen Japan vor, der aber schliesslich unterbleibt.

Nach einer so schmählichen Niederlage war der sieggewohnte Kubilä ganz außer sich vor Ärger. Zwei seiner Generäle ließ er als feige Flüchtlinge und Verräter hinrichten. Ihre Namen werden freilich nicht erwähnt, aber man nimmt an, daß Fan-win-hu einer der Verurteilten gewesen. Nach allem, was die Geschichtschreiber erzählen, war er in der Tat nicht schuldlos. Dschang-hi war der einzige, der von Kubilä als pflichttreuer Feldherr belobt und ausgezeichnet wurde.

Im siebenten Monate 1282 kam der König von Korea an den Hof, um seinen Lehensherrn zu begrüßen und ob des großen Unglücks zu trösten. Er wußte sehr wohl, wie Kubilä zu trösten sei. Darum sprach er von einem demnächst gegen Japan zu unternehmenden Kriegszuge wie von einer selbstverständlichen Sache, bot sich als Bundesgenossen an und versprach, diesmal hundertfünfzig Seeschiffe zu liefern. Das zu stellende Truppenkontingent sollte der Kaiser selbst bestimmen.

Das war dem rachesinnenden Großkhan ganz aus der Seele gesprochen und bestärkte ihn in seinem Plane, einen ferneren Feldzug

gegen Japan zu unternehmen. Freilich wußte er, daß man für ein solches Unternehmen grade keine große Sympathie hegte, besonders daß die höheren Beamten dagegen waren. Aber was brauchte er sich viel darum zu kümmern? War er denn nicht unumschränkter Herr und Gebieter?

So befahl er denn bald allen Statthaltern seines Reiches, Soldaten, Waffen, Geld, Proviant u. s. w. vorzubereiten. An die Statthalter der Provinzen längst der Meeresküste erging der stramme Befehl, möglichst viele Seeschiffe zu bauen, sowohl solche für Frachtverkehr und Beförderung von Soldaten, als eigentliche Kriegsschiffe, auf denen man kämpfen und eine Seeschlacht liefern könnte. Die Seesoldaten sollten sich schon bald im Kriegsdienste zu Schiffe ausbilden. Im neunten Monate 1282 fing man in der Provinz Fu-djien einen japanischen Spion, den Schwiegersohn eines hohen Würdenträgers. Derselbe wurde nach Peking geschickt. Kubilä hielt es für besser, ihn nicht zu töten, damit er bei dem nächsten Kriegszuge behilflich sein könne.

阿塔海 *A-ta-hai* (chinesisch Ngo-da-hä) war trotz seiner schmählichen Flucht bei der letzten Expedition in der Gunst des Kaisers verblieben, weil er ohne Zweifel es verstanden hatte, die Schuld auf andere abzuwälzen. Zu Anfang des Jahres 1283 wurde er von Kubilä zum Generalissimus des nächsten Kriegszuges ernannt und als solcher beauftragt, alles gut vorzubereiten, um den Erfolg diesmal sichern zu können.

Den König von Korea wies Kubilä an, 200 000 Scheffel Reis vorzubereiten, da die Truppen ganz sicher nächstes Jahr, d. h. 1284, durch Korea nach Japan ziehen würden. Auch in allen Provinzen Chinas ließ er große Vorräte von Lebensmitteln aller Art aufspeichern, auf daß seine Truppen mit allem Notwendigen reichlichst versorgt werden könnten. Kurz, er entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit, damit im ganzen Reiche die nötigen Vorkehrungen zum Kriege pünktlich getroffen würden.

Im fünften Monate 1283 wurde Kubilä benachrichtigt, daß die Unzufriedenheit und Aufregung in den Küstenprovinzen äußerst groß und ein allgemeiner Aufstand zu befürchten sei.

Diese Befürchtung war sehr begründet. Infolge des strammen Befehles aus der Hauptstadt hatten die Beamten, um sich die Sache leichter zu machen, einfach alle tauglichen Schiffe nebst Bemannung beschlagnahmt. Kaufleute, Handwerker und Arbeiter wurden ebenfalls ohne alle Umstände herangezogen und gezwungen, Geld, Zeit und Kräfte in den Dienst des Staates zu stellen. Das wäre schließlich ja auch nicht so schlimm gewesen, wenn man etwas rücksichtsvoller

dabei zu Werke gegangen wäre und besonders, wenn man den Leuten eine genügende Entschädigung geboten hätte. Aber das war eben nicht der Fall. Darum war man allgemein unzufrieden. Wem es eben möglich war, zu entfliehen, der entfloh, um sich dem Zwangdienste zu entziehen. So irrten denn viele scharenweise umher, die schließlich, um ihren Hunger zu stillen, anfingen zu rauben. Leicht begreiflich begnügten sich dieselben nicht mit dem Notwendigen, sondern unternahmen regelrechte Raubzüge und machten das Land unsicher. Die Obrigkeiten standen ihnen macht- und tatlos gegenüber. Besonders stark waren diese Unruhen in Djiang-nan, Dschê-djiang und Fu-djien.

Glücklicherweise wurde Kubilā noch bei Zeiten von diesen bedrohlichen Zuständen benachrichtigt, und zwar wahrscheinlich von Marco Polo, welcher ja zu jener Zeit gewissermaßen der große Polizei-Inspektor des Reiches, nämlich 詢樞密副使, d. h. zweiter Untersuchungsrichter war. War er es ja auch, der den Kaiser über die Untreue seines 1282 ermordeten Finanzministers Achmed aufgeklärt hatte. Überhaupt leisteten die Polo im Gegensatze zu vielen anderen Staatsbeamten dem Kaiser und dem Reiche ganz eminente Dienste.

Kubilā ergriff alsogleich Maßregeln, um das Volk zu besänftigen. Er veröffentlichte ein Edikt, in welchem er erklärte, daß kein Mandarin das Recht habe, Schiffe von Privatleuten in Beschlag zu nehmen, noch auch die Eigentümer zu zwingen, ihre Schiffe der Regierung zu verkaufen. „Wenn ein Eigentümer“, heißt es darin, „sein Schiff verkaufen will, kann der Mandarin es kaufen, ist aber verpflichtet, den Kaufpreis genau und baar auszuzahlen, ganz wie es sonst bei Käufen geschieht. Wollen ferner die Mannschaften solcher Schiffe kaiserliche Dienste nehmen, so steht ihnen dies auch frei, aber die Mandarine sind gehalten, den Sold genau und baar auszuzahlen ohne etwas zurückzubehalten. Ist es jemanden nicht gefällig, auf den kaiserlichen Schiffen Dienst zu nehmen, so darf ihn niemand zwingen noch ihn irgendwie belästigen“.

Dieses kaiserliche Edikt brachte eine gute Wendung zuwege. Das Volk beruhigte sich, und die gefürchtete-Revolution brach nicht aus. Gewiß trugen auch die zahlreichen Mongolentruppen, welche nach dem Süden geschickt wurden, das ihrige zur Beruhigung des Landes bei. Denn diese fürchterlichen Reiter hieben eben alles nieder, was ihnen den geringsten Widerstand leistete.

Diese Furcht vor einer Revolution und die darob angewandten Maßregeln verursachten eine gewisse Pause in den Vorbereitungen

zum Kriege gegen Japan. Kubilä sah ein, daß man die Staatsmaschine nicht überanstrengen durfte.

Die Großen benutzten ihrerseits diese Gelegenheit, um neue Versuche zu machen, dem Kaiser den Kriegszug gegen Japan auszureden. Doch Kubilä ging nicht von seinem Plane ab. Er schärfte seinen Beamten von neuem ein, die früheren Befehle auszuführen, jedoch mit mehr Klugheit und Billigkeit, widrigenfalls sie selbst sich der strengsten Strafen zu gewärtigen hätten.

Die Beamten kamen in Verlegenheit. Einesteils verlangte Kubilä viele und gute Seeschiffe mit geübten Soldaten; andernteils bekümmerte er sich wenig um die Bestreitung der nötigen Kosten. Letztere sollten durch die Steuereinnahmen gedeckt werden. Man verzweifelte fast an einer guten Vorbereitung zum Kriege. Zu wiederholten Malen wagte man es, dem Kaiser Vorstellungen zu machen und ihm eine Bittschrift folgenden Inhaltes zu unterbreiten: „Die tatkräftigen Kaiser der 隋 *Sui* hatten beschlossen, Korea zu unterwerfen. Dazu mußten sie drei Feldzüge unternehmen und sich selbst an die Spitze des Heeres stellen. Diese Kriege kosteten vielen Tausenden von Soldaten das Leben und verschlangen ungeheure Summen an Geld, dabei war der Erfolg klein und unbedeutend; es dauerte nicht lange, so war Korea wiederum verloren. Nun ist aber Korea im Vergleiche zu Japan ein kleines Land, und man kann es direkt auf dem Landwege erreichen. Die Koreaner sind auch kein kriegerisches Volk. Bei einem Kriege mit Japan hingegen heißt es über das so gefährliche Meer setzen, wobei man nie auf sicheren Erfolg rechnen kann. Japan ist ein großes, dicht bevölkertes Land und kann eine zahlreiche Armee ins Feld stellen, deren Krieger, wie man seit alten Zeiten weiß, tapfer und todesmutig kämpfen . . .“

Alle diese Vorstellungen brachten Kubilä von seinem Vorhaben nicht ab. Solchem Starrsinn gegenüber waren die Minister und Generäle ganz ratlos. Endlich ersann einer derselben, 相威 *Siang-wei,* eine List. Er sprach zu Kubilä: „Das erste Mal sind wir geschlagen worden, weil wir uns zu sehr übereilt haben. Wir waren zu ungeduldig und hitzig, zu vorschnell und gebrauchten nicht die bei einem derartigen Unternehmen notwendige Vorsicht. Unser erster Feldzug war nicht reiflich überlegt und nicht nach allen Seiten geprüft. Diesmal müssen wir diese Fehler vermeiden. Übereilen wir nichts, sehen wir alle Möglichkeiten voraus, bereiten wir alles vor. Unsere Schiffe und Waffen müssen sich im besten Zustande befinden; Land- und Seetruppen müssen vortrefflich eingeübt sein; kurz,

wir müssen eine siegesgewisse Armee haben... Dazu bedarf es der nötigen Zeit. Lassen wir uns nicht wie das letzte Mal von der Ungeduld hinreißen, und vereitlen wir nicht selbst unsere eigene Sache. Was nützen Seeschiffe, wenn sie nicht tüchtig und kampffähig sind, und wenn sie den Sieg nicht wirklich gewährleisten?...

„Und sind wir vorbereitet, so verkünden wir mit lautem Schalle, es gehe in den Krieg gegen Japan, schon kommen wir...

„Alsdann werden die Japaner herbeieilen, um uns zurückzuwerfen. Wir aber werden nicht so töricht sein, vorzudringen. Wir werden die Japaner vor Ungeduld wegen unserer Ankunft sich langweilen lassen, bis sie alle Kampfeslust verloren haben und ihnen die Lebensmittel mangeln. Dies ist der rechte Augenblick, über sie herzufallen; ein glorreicher Sieg ohne große Verluste ist uns gewiß."

Der schon siebenzigjährige Kaiser lächelte vor Freude über diese Siegesgewißheit. In der Tat hatte dieses Verfahren, wie die alten Kriegsbücher berichten, in früheren Zeiten manchmal zum Siege verholfen. In unserem Falle war es eben nur eine kluge List der Beamten, um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser war sehr alt, er konnte bald sterben, oder von andern politischen Ereignissen in Anspruch genommen und von Japan abgezogen werden.

Um Kubilä vorläufig zu beschäftigen, schlugen ihm die Minister vor, wieder einmal eine Gesandtschaft nach Japan zu schicken, um diplomatisch zu verhandeln; vielleicht hätte sich Japan besonnen und werde durch diese Gesandtschaft veranlaßt, die früheren guten Beziehungen mit China wieder anzuknüpfen und auch die lange versagte Lehenstreue leisten. Schließlich ging Kubilä auf diese Idee ein.

Daraufhin wurde in der Tat einer der höchsten Beamten, 王積翁 *Wang-dsi-wung*, als Gesandter nach Japan geschickt. Er war von einem Bonzen begleitet, da die Bonzen damals in Japan sehr angesehen waren. Der Kaiser schrieb einen sehr liebenswürdigen Brief, schickte sehr kostbare Geschenke mit: Gold, Prachtgewänder aus Seide, kostbare Ringe aus Onyx, Prachtstücke von Pferdesätteln, wie sie nur die Mongolen zu machen verstanden. So, hoffte man, würde die Gesandtschaft wohl willkommen sein; jedenfalls hätte sie Gelegenheit, Erkundigungen über die Befestigungen des Landes, über die öffentliche Meinung des Volkes und dergleichen einzuziehen.

Sie schiffte sich auf einem japanischen Schiffe im Hafen von 處州 *Dschou-dschou*, dreihundertsechzig Li südwestlich von 台州

Tü-dschou in Dschê-djiang ein. Die Fahrt war so glücklich, daß das Schiff schon nach ein paar Tagen Japan nahte. Aber da fiel die Schiffsbemannung über den Gesandten und sein Gefolge her, tötete sie alle und warf sie ins Meer. Die Veranlassung zu diesem Verbrechen weiß man nicht. Die einen vermuten, der Schiffsherr habe Furcht gehabt, von der japanischen Regierung zur Strafe gezogen zu werden, weil er chinesische Spione eingeschmuggelt habe. Andere glauben, die Schiffsleute seien Räuber gewesen, die es zumal auf die reichen Geschenke abgesehen hätten.

Selbstverständlich war Kubilä sehr unzufrieden über den traurigen Ausgang jener Gesandtschaft und über jene, die ihm diesen unklugen Rat gegeben. 1285 schickte er an den König von Korea Befehl, sechzehntausend Mann Soldaten marschfertig zu stellen, sowie sechshundertfünfzig Schiffe in den Häfen des Überganges nach Japan bereit zu halten, um die ankommenden Truppen übersetzen zu können.

Für die Auswahl der chinesischen Truppen verordnete er, nur starke und tüchtige, den Strapazen eines langen und harten Feldzuges gewachsene Leute auszuwählen, zudem müßten dieselben aus guten, ehrbaren Familien und kein Straßengesindel, welches nichts zu verlieren hätte, sein. Dieselben sollten auch tagtäglich einexerziert werden, um kampfestüchtig zu sein. Die Küsten-Provinzen waren verpflichtet, tausend gut bemannte Kriegsschiffe zu stellen. Diese Flotte hatte Befehl, sich im Yang-dse-djiang zu vereinigen und täglich Seemanöver vorzunehmen. Alles sollte so bereit sein, um beim ersten Signal des Kaisers aufbrechen zu können.

Der Kaiser versammelte den großen Staatsrat, um die ganze Unternehmung und die gemachten Vorbereitungen vorzulegen und noch einmal durchzuberaten: die Erfahrungen der weisesten Männer des Reiches sollten beitragen, den Erfolg dieses großen Feldzuges zu sichern.

Da man nichts dagegen einwendete, im Gegenteil dafür stimmte, so wurde der erste Tag des ersten Monates des Jahres 1286 als Datum festgesetzt, an dem alle Truppen in Peking versammelt sein mußten, um von da beim ersten guten Reisewetter aufzubrechen. Dieser große Staatsrat bestimmte auch, daß die Auszeichnungen für Verdienste und die hohen Titel als Belohnungen nur in Gegenwart der Truppen verliehen werden konnten, welche Augenzeugen der hohen Taten jener gewesen, die belohnt werden sollten. Es hatte sich nämlich viel Lug und Trug bei diesen Belohnungen und Auszeichnungen eingeschlichen: die tüchtigsten Schreier und Prahler,

die Verwandten großer Hofherren wurden gewöhnlich ausgezeichnet, während das wahre, bescheidene Verdienst leer ausging zur großen Unzufriedenheit der Truppen.

Um den Ausgang des Feldzuges noch mehr zu sichern, vermehrte Kubilä die Armee um zehntausend Mann. Er bewilligte auch diesmal fünfzig seiner geschicktesten Meister in der Leitung der Kriegskatapulte, welche im stande waren, große Steine auf eine ziemlich weite Strecke zu schleudern. Da die Japaner damals diese Maschinen noch nicht kannten, versprach man sich davon einen außerordentlichen Erfolg.

Unterdessen kamen auch die Rechnungen der Statthalter für alle diese Kriegsvorbereitungen an: es waren unerhört hohe Zahlen, welche selbst Kubilä erschreckten, der nicht ersah, wie es möglich sein würde, solche Rechnungen zu begleichen; war ja das reiche Goldland Japan vorläufig noch nicht in seinem Besitze. Kluge Minister benutzten diese Gelegenheit, um dem Kaiser nochmals den Feldzug abzuraten. „Schon allein die Vorbereitung“, sagten sie, „hat schon so riesige Summen verschlungen; was wird erst der Krieg noch kosten! Wie viele tausend Menschen werden dabei zu Grunde gehen? Das ganze Reich wird in Mitleidenschaft gezogen. Und dabei ist man nicht einmal des Erfolges sicher, da es sich darum handelt, über ein tückisches Meer zu segeln, mit einem tapfern, kriegsgewohnten, todesverachtenden Volke zu kämpfen“.

Wer hätte es gedacht? Diesmal machten diese Bemerkungen der treuen Beamten endlich Eindruck auf den bis dahin hartnäckigen Kubilä; er fühlte sich niedergeschlagen, entmutigt. Dazu kam, daß im zwölften Monate des Jahres 1285 sein vielgeliebter Kronprinz 眞金 *Dschen-djin* starb, was ihm alle Lebensfreude raubte. Außerdem kamen auch noch Nachrichten vom Aufstande der Annamiten, welche zu unterwerfen man 1282 so viel Mühe gehabt, und welche zu bändigen er seinen Sohn 脫歡 *Tuo-huan* schon im Sommer 1284 nach Annam geschickt hatte. Die Armee ging dabei elendiglich zu Grunde und Tuo-huan kam schmachbedeckt heim. Das Reich Annam unter der regierenden Familie 陳 *Tschen* war mächtiger denn je, und nahm infolge seiner großen Siege über die Mongolen den Titel 大越 *Da-yüo* an. Die große Furcht vor den Mongolen war in den Staaten Indo-Chinas dahin. Kubilä rief wütend aus: „Japan gehorcht uns nicht, das ist wahr; aber Annam, 交趾 *Djau-dsche* wagt, sich wider uns zu erheben und uns mit Krieg zu überziehen. Eine solche Schmach können wir nicht dulden. Also drauf los: zuerst auf Annam!“

Übrigens hatte er auch erfahren, daß auch die Japaner sich gut vorbereiteten. Im neunten Monate 1286 hatte der König von Korea japanische Spione ergriffen und nach Peking geschickt. Im zehnten Monate fing er sechzehn solcher Spione, welche er ebenfalls an den Kaiser schickte. Von diesen hatte man verschiedene Nachrichten zu erpressen gewußt.

Kurz, das ganze Unternehmen gegen Japan war für damals aufgegeben, obwohl die Japaner glaubten, der geplante Feldzug für 1286 würde statthaben und sie die Ankunft der Mongolen erwarteten. Kubilä hatte geschworen, Annam zu vernichten. Mehr als dreihunderttausend Mongolen hatte er unter der Oberleitung seines Sohnes Tuo-huan und zweier tüchtiger Generäle gegen Annam geschickt. Ansteckende Krankheiten brachen unter den Mongolen aus; man mußte sich zurückziehen und verlor in unaufhörlichen kleinen Kämpfen die ganze Armee. Mit Not hatte Tuo-huan sein Leben gerettet. Kubilä war so betrübt und aufgebracht, daß er denselben nach Yang-dschou verbannte und die Zeit seines Lebens nicht wiedersah.

Man versteht die Wut Kubiläs, wenn man bedenkt, daß im neunten Monate 1286 „vierzehn“ Staaten der südlichen Wilden, d. h. Malakka, Sumatra u. s. w. nach Peking gekommen waren, um den Kaiser als ihren allmächtigen Lehensherrn anzuerkennen. Die klägliche Niederlage der Mongolen in Annam 1287 mußte nun sein Ansehen bei diesen und anderen Völkern und seine langersehnte und mühsam erreichte Oberherrschaft über die südlichen Inseln vernichten. 1288 war Tuo-huan trotz kleiner Erfolge nicht glücklicher als vordem. Dazu hatte Kubilä noch die Empörung des Prinzen 乃顏 *Nä-yen* zu unterdrücken. Er hielt es für nötig, persönlich dieselbe zu bekämpfen und zwar an der Spitze von vierhunderttausend Mann im vierten Monate 1287. Es war eine der größten Schlachten, welche Kubilä gewonnen.

Auch die Kriege gegen Birmanien nahmen kein Ende und waren auch nicht glücklich.

1291 trat Kubilä in freundliche Beziehungen zu den Inseln 琉球 *Liou-kiou* (Liu-tschiu), welche mit Japan auf gespanntem Fuße standen. Aber es war diesen Insulanern nicht ernst um die Freundschaft der Mongolen zu tun: sie hatten für ihre Freiheit von diesen noch mehr zu fürchten als von den Japanern.

So viele Kriege, Sorgen, Enttäuschungen und Schicksalsschläge ließen Kubilä schließlich Japans vergessen. Hatte er ja kaum Zeit, die sich aufdrängenden Kriege zu führen. Und auch sein Glück

schien den Zenith schon überschritten zu haben: es glückte nicht mehr alles wie ehedem.

So kam es, daß er 1292 den japanischen Handelsschiffen erlaubte, ruhig und ungestört in China zu landen. Man hatte ihm nämlich berichtet, diese japanischen Schiffe seien voll Waffen und Soldaten. „Laßt sie ruhig Handel treiben, bringt ja der Handel Geld ins Land", war seine beruhigende Antwort. Von Feindseligkeiten gegen Japan war keine Rede mehr.

Er begnügte sich, in den Küstenprovinzen einen General zu beauftragen, der die Schiffe zu beschützen und die Häfen zu überwachen hatte, daß nicht die schon damals häufig erwähnten Seeräuber sich einschmuggelten und Unglück verursachten. So entwickelte sich der Handel zwischen China und Japan ungemein schnell.

Jetzt hatte Kubilä wenigstens mit Japan Ruhe. Sonst gab es noch fortwährend Kriege, z. B. mit Annam. Auch ein Prinz erhob sich im zwölften Monate 1292 wider den alten Kaiser, der seinen Vertrauensmann, den tüchtigen General Bayan, gegen den Empörer schickte.

Schon im ersten Monate des Jahres 1294 starb Kubilä nach einem achtzigjährigen vielbewegten Leben. Im zwölften Monate desselben Jahres starb auch Bayan, der alte Kriegsheld. Es waren ungefähr alle großen Männer, welche China erobert und die Mongolenherrschaft zu so hohem Glanze gebracht hatten, mit ihnen verschwunden. Gewiß waren sie die größten Männer jener Mongolen-Epoche.

---

7. Timur-Khan oder 成宗 Tscheng-dsung (1295 – 1307) und die übrigen Mongolen-Kaiser in ihren Beziehungen zu Japan.

Dem alten tüchtigen Kubilä folgte sein Enkel Timur, 鐵木兒 *Tie-mu-örl,* wie die Chinesen schreiben, der dritte Sohn des verstorbenen Kronprinzen 眞金 *Dschen-djin.* Doch starb er schon nach einer kaum zwölfjährigen Regierung im dreiundvierzigsten Jahre seines Alters. Timur suchte mit den Japanern wieder freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Weil nun die Bonzen in Japan sehr angesehen waren, auch verschiedene japanische Bonzen die Heiligtümer der Provinz Dschê-djiang besucht hatten, betraute der Kaiser 一山 *I-schan,* den Haupt-Bonzen dieser Provinz, mit der Gesandtschaft nach Japan. Auch in China waren dazumal die Bonzen mächtig und angesehen. Schon früher hatte Kubilä eine feierliche

Gesandtschaft nach Ceylon geschickt, um authentische Reliquien zu holen. Auch Marco Polo wurde Mitglied jener Gesandtschaft, da der Kaiser sicher sein wollte, echte Reliquien und keine Rinderknochen zu erhalten. Wie mag sich Marco Polo dabei benommen haben?

Gleich seinem Großvater Kubilä wollte auch Timur die öffentliche Meinung für sich stimmen. Darum war er liebenswürdig gegen die mächtigen Literaten, sowie gegen die nicht minder einflußreichen Bonzen. Daß er die Leitung der Gesandtschaft nach Japan dem Groß-Bonzen — 山 *I-schan* übertrug, sollte auch dazu dienen, den Buddhisten einen eklatanten Beweis seines Wohlwollens zu geben.

Wir geben hier einen Auszug aus dem Briefe, den Timur der Gesandtschaft mitgab. „Schon im Jahre 1284 hat unser kaiserlicher Hof eine freundliche Gesandtschaft nach Japan geschickt, um die ehemaligen, durch lange Jahrhunderte bestandenen gegenseitigen freundlichen Beziehungen wieder aufzunehmen, welche durch einige Zeit waren unterbrochen worden. Seitdem ich selbst den Thron meiner Väter bestiegen, habe ich mir angelegen sein lassen, mit allen Nachbarn meines Reiches den allerfreundschaftlichsten Verkehr zu unterhalten. So habe ich's denn für meine Pflicht gehalten, auch mit Japan auf freundlichem Fuße zu stehen. Diese Gesandtschaft ist ein klarer Beweis meiner Freundschaft für Japan. Der tugendhafte Bonze I-schan wird meinen Brief überbringen und eventuell die nötigen Erläuterungen dazu machen, da er alle meine Herzenswünsche kennt. Er schifft sich auf japanischen Schiffen ein und wird hoffentlich von euch freundlich aufgenommen werden und das alte Freundschaftsverhältnis zwischen unsern beiden Ländern wieder herstellen. Mein Großvater (Kubilä) hat mir in seinem Testamente verordnet, Frieden und Freundschaft mit Japan zu unterhalten; also ist dies meine heiligste Pflicht.

„Wird es nicht auch eurem Hofe genehm sein, dem Volke den Frieden zu schenken?“

Gewiß ein freundlicher Brief, allenfalls geeignet, eine schwache hülfsbedürftige Regierung zu einem Bündnisse zu bewegen. Aber das war Japan schon längst nicht mehr. Im Gegenteil. Seit dem glorreichen Siege des Tokimune üder die Mongolen fühlte sich Japan ungemein stark und brauchte sich um Freund- oder Feindschaft der von ihm Besiegten nicht viel zu kümmern. Darum fand Sadatoki, der nach dem Tode des eben genannten Tokimune 1284 als Shikken mit kräftiger Hand das Staatsruder lenkte, sich auch gar nicht bemüßigt, eine Gegengesandtschaft an den Großkhan zu schicken —

nicht einmal eine Antwort schrieb er ihm. Wir sehen, wie sehr das Ansehen der Mongolen in Japan gelitten. Timur steckte diese Blamage stillschweigend ein und begnügte sich, eine Faust in der Tasche zu machen. So kam es denn glücklicherweise zu keinen weiteren Feindseligkeiten. Auch kann man sagen, daß dieser Vorgang auf den Handel zwischen beiden Ländern absolut keinen beengenden Einfluß ausgeübt hat, denn der gegenseitige Handelsverkehr blieb immer ein sehr reger.

Früher galt bei den Mongolen das Gesetz, daß der tüchtigste der Fürsten auf dem Reichstage aller Großen zum Großkhan erhoben werben mußte. Aber seit Kubilä war das Reich ein Erbreich, und bei den kurzen Regierungen schwacher Fürsten hatten die Intriguen einen weiten Spielraum. Das Einzige, was bei den Mongolenkaisern gefällt, ist die Religionsfreiheit, welche sie allen Untertanen gewährten, trotzdem sie selbst persönlich der eine dem Buddhismus, der andere dem Dauismus und wieder ein anderer dem Konfuzianismus huldigten.

Die Mongolenherrschaft in China dauerte nur neunundachtzig Jahre (1280—1367) unter zehn Kaisern. Wir sehen, die Chinesen können schon etwas leisten, wenn sie nur gute Führer haben, wie das bei der Vertreibung der Mongolen der Fall gewesen.

In Rußland herrschten die Mongolen während zweihundertfünfzig Jahren und wurden erst nach langen schweren Kämpfen anno 1480 von Iwan III. besiegt.

---

8. Die gleichzeitigen japanischen Zustände.

Herrschte in China ein schrecklicher Wirrwar, so sah es in Japan vielleicht noch ärger aus. Infolge seines glorreichen Sieges über die gefürchteten Mongolen nahm Hojo Tokimune eine ganz bevorzugte Stellung unter den Großen im Reiche ein. Nicht blos diese, ja sogar den Mikado setzte er in den Schatten. Er war auf dem Gipfel seines Glückes angelangt, als er kaum vierunddreißig Jahre alt, im Jahre 1284 starb. Wie wir schon früher erwähnten, wurde Sadatoki sein Nachfolger als Shikken. Dieser aber dankte 1301 zu Gunsten seines Sohnes Mortoki (1301—1311) ab, jedoch behielt er wie gewöhnlich noch die Macht in Händen, um so im Vereine mit seinem Sohne seine Familie leichter in die Höhe zu bringen.

Die Mikado mußten bei Zeiten abdanken, damit immer Kinder auf dem Throne säßen und die Hojo allein regieren könnten. Wollte

ein Mikado dem Shikken nicht gehorchen, so wurde er verbannt. Kurz, alle Gewalthaber und Würdenträger traten gegen die Hojo in den Hintergrund.

Wären diese Hojo solche Genies gewesen wie Tokimune, so hätte ihre Familie die Alleinherrschaft wohl länger behalten. Aber sie waren nur stolz, anmaßend und rücksichtslos gegen den höchsten Daimyo, ohne zu bemerken, welch ein Ungewitter sie gegen sich selbst heraufbeschworen. Denn es bildete sich eine starke Gegenpartei, welche die tüchtigsten Männer zu Anführern hatte.

Im Jahre 1308 war Hanazono, der fünfundneunzigste Mikado, als Knabe von elf Jahren von den Hojo auf den Thron erhoben worden; aber schon 1318 zwangen sie ihn, abzudanken und ernannten Go-Daigo zu seinem Nachfolger. Als dieser die schmähliche Bevormundung seitens der Hojo abschütteln wollte, schickte der Shikken sogar eine Armee nach Kioto, der Residenzstadt des Mikado. Go-Daigo konnte entfliehen, wurde aber bald gefangen, abgesetzt und nach den einsamen Inseln Okishima verbannt. An seine Stelle ernannte Takatoki, der neunte und letzte Shikken, den Kogon zum Mikado (1331—1333).

Diese tyrannische, durch nichts gerechtfertigte Willkür der Hojo rief die öffentliche Meinung gegen sie auf und vermehrte die schon zahlreichen Gegner dieses Hauses.

Es glückte Go-Daigo, aus seiner Verbannung zu entkommen und nach Nippon, der Hauptstadt des Reiches, heimzukehren. So kam es zum offenen Bürgerkriege, der während sechzig Jahren Japan verwüstete und mit Blut tränkte. Die Partei des Mikado schwor den Hojo und zumal ihrem Stammhalter Takatoki Tod und Verderben. Auch der Daimyo Nitta Yoshisada (1301—1338) stand auf Seiten des Mikado. Nachdem er die Armee der Gegenpartei geschlagen, zog er gegen Kamakura, wo die Familie der Hojo residierte. Er bemächtigte sich der Stadt und legte Feuer an, um sie samt dem Palaste der Hojo zu vertilgen. Takatoki selbst fand dabei den Tod am 12. Mai 1333. So waren also die Hojo vernichtet. Dieser Erfolg war zumal das Verdienst des Nitta Yoshisada. Aber auch Kunosoki Masashige (1294—1336), Generalissimus der Truppen des Mikado, und der Daimyo Ashikaga Takauji hatten zum Sturz der verhaßten Hojo mitgewirkt.

Go-Daigo war ein guter Mann, der nicht leicht Arges von jemandem dachte. So schenkte er denn, trotz der Warnungen des treuen Masashige, dem Ashikaga Takauji zuviel Vertrauen und ließ ihm zuviel Freiheit. Doch dieser ehrgeizige Mann mißbrauchte

alsbald die Gutmütigkeit seines Herrn. Weil die Hojo vernichtet waren und es den nominellen Shogun der kaiserlichen Familie an der nötigen Energie fehlte, so fühlte Takauji sich berufen, die Verwaltung des Reiches in die Hand zu nehmen. Es kam bald zum offenen Aufstand. Takauji wurde vom Mikado als Rebelle erklärt, und da er sich nicht unterwarf, begann der Krieg von neuem. Masashige und Nitta Yoshisada waren zuerst siegreich. Aber der kluge und energische Takauji verstand seine Heeresmacht zu reorganisieren, so daß er in der großen Schlacht von Minato-gawa, einem kleinen Flusse zwischen Kobe und Hyogo, über die Truppen des Mikado den Sieg davontrug. Masashige blutete an elf empfangenen Wunden, aber gleichwohl weigerte er sich, sich zu ergeben. Um zu verhindern, daß die ganze Armee des Mikado niedergehauen werde, mußte Nitta sich zurückziehen. Es war eine der blutigsten Schlachten Japans. Go-Daigo mußte fliehen, während Takauji ihn absetzte und Komyo (1336—1348) zum Mikado erhob. Infolgedessen entstand ein Schisma: Go-Daigo, der legitime Mikado, im Süden von Kioto, und Komyo, die Kreatur der Ashikaga, im Norden. So kennen wir nun die südlichen und nördlichen Mikado.

Takauji blieb allmächtiger Shogun im Norden des Reiches und verstand es, alle Feinde zu nichte zu machen. Nitta Yoshinado wurde 1338 von einem Pfeile getötet. Somit war der tüchtigste Feldherr des echten Mikado verschwunden. Takauji starb am Krebse, kaum dreiundfünfzig Jahre alt. Zwanzig Jahre lang hatte er unumschränkt regiert und seiner Familie Ashikaga die Würde und Macht der Shogun gesichert. Aber auch ihm war des Lebens ungemischte Freude nicht zu teil geworden: sogar in seiner eigenen Familie hatte er Widersacher. Außerdem ließ ihm die Partei des südlichen Mikado in den gebirgigen Gegenden von Yamato, Yoshino u.s.w. keine Ruhe. Sein Sohn und Nachfolger Yoshinori (1359—1367) war ein tüchtiger General und ein geschickter Diplomat, der es verstand, fast alle mächtigen Daimyo von der Partei des Mikado an sich zu ziehen. So ward die Partei der Ashikaga von Tag zu Tag mächtiger, während die des legitimen Mikado in demselben Verhältnisse abnahm.

Der schreckliche Bürgerkrieg dauerte fort bis zum Jahre 1392, in welchem Yoshimitzu (1368—1394), der größte und berühmteste Shogun aus der Familie Ashikaga, dem Lande endlich den so erwünschten Frieden zu geben vermochte. Er bestimmte nämlich den südlichen und legitimen Mikado Go-Kameyama, zu Gunsten des nördlichen Go-Komatsu abzudanken, unter der Bedingung, daß

abwechselnd immer ein Glied der südlichen und dann der nördlichen Familie den Thron des Mikado besteigen sollte. Doch hielten die Ashikaga ihr geschworenes Versprechen nicht. Als 1412 Go-Komatsu gestorben war, erhob der vierte Shogun, Ashikaga Joshimochi (1395—1423), Shoko, den Sohn des Go-Kamatsu auf den Thron. Es drohte wohl ein neuer Bürgerkrieg zu entstehen, aber die Ashikaga waren mächtig genug, denselben im Keime zu ersticken. Die folgenden Mikado waren alle aus der nördlichen Familie.

Die Ashikaga haben von 1338—1573 Japan fünfzehn Shogun gegeben. Wie wir schon gesagt, waren sie ebenso wie ihre Nachfolger im Shogunat, die Tokugawa (1603—1868), Seitenlinien der großen Familie Minamoto, welche den Titel Shogun erblich besessen hatte.

---

9. Die Handelsbeziehungen zwischen Japan und China unter den Mongolen.

Wie wir schon oben gesagt, hatte sich der Seehandel unter der Dynastie der 宋 *Sung* (960—1275), zumal mit Japan, außerordentlich entwickelt. Zwar hatte der Krieg anfangs eine merkliche Stockung, ja Unterbrechung verursacht, aber noch zu Lebzeiten des Kubilä wurden die Handelsverbindungen zwischen Japan und China wieder hergestellt und sogar so rege, daß die mongolische Regierung es für nötig erachtete, einen eigenen Generalintendanten in jedem der geöffneten Häfen einzusetzen. Dieser Beamte hatte volle Gewalt, alle Streitigkeiten zu schlichten, Ordnungs- Maßregeln festzusetzen und die Polizei in den Häfen auszuüben.

Die beiden meistbesuchten Häfen waren 乍浦 *Dscha-pu,* zwanzig Li südöstlich von 平湖 *Ping-hu* und 澉浦 *Han-pu,* sechsunddreißig Li im Süden von 海鹽 *Hä-ien,* beide Unterpräfekturen von 嘉興 *Djia-hing.* Der Grund, warum dieselben sich so außerordentlich entwickelten, lag in der Verbindung mit dem Kaiserkanal, der alle nur erwünschten chinesischen Handelsartikel herbeiführte. Die Städte längs dieses Kanales, wie Su-dschou, Djia-hing, waren blühend. Aber Hä-ien hatte sich bei diesem lebhaften Handel dermaßen entwickelt, daß seine Bevölkerung um ein Fünftel größer ward als die von Djia-hing und die Stadt vom Kaiser zum Range eines *Dschou,* d. i. Präfektur zweiten Ranges, erhoben wurde. Auch in den zwei Häfen von Kan-pu und Dscha-pu wuchs die Bevölkerung beständig: man konnte nicht genug Häuser bauen, um den Leuten die notwen-

digen Wohnungen zu verschaffen. Die so selbstbewußten, stolzen Japaner wurden bei ihrer großen Zahl kühn und unverschämt und glaubten, ihnen müsse alles erlaubt sein. Da sich unter den japanischen Kaufleuten auch viele herabgekommene Samurai, d. h. Leute der Kriegerkaste befanden, welche mit dem Schwerte gut umzugehen wußten, hatten sich allmählich gefährliche Elemente in den Häfen angesammelt. Es kam zu Totschlägen, Balgereien und andern Unruhen, wobei das zahlreiche Gesindel sich angelegen sein ließ, tüchtig zu rauben. Die Unverschämtheit der Japaner wuchs mit der Schwäche der Regierung. So kam es, daß zahlreiche Banden Japaner mit den Waffen in der Hand sich im Jahre 1310 der Stadt 慶元 *Tsching-yüan*, d. h. des jetzigen Ning-buo, bemächtigten, dasselbe ausplünderten nnd verwüsteten. Sie konnten ihren Raub bergen und nach Japan heimbringen, ohne daß chinesische Truppen sie daran gehindert hätten.

Nachdem ihnen dieser verwegene Streich so gut gelungen und so reichen Gewinn gebracht, wuchs ihre Raublust noch immer mehr. Zahlreiche bewaffnete Banden kamen nach Dschê-djiang und plünderten dies reiche Land. Niemand wagte sie anzugreifen oder sich ihnen zu widersetzen. Aber endlich kamen denn doch kaiserliche Truppen, um ihnen das Handwerk zu legen.

Die Japaner warfen sich in verschiedenen Gefechten mit solcher Wut und Macht auf die Kaiserlichen, daß sie allen Widerstand brachen. So konnten sie ihr Unwesen ohne Hindernis weiter treiben. Rauben brachte mehr ein als Handel. Manchmal machte ein einziger Raubzug aus bettlerhaften Hungerleidern reiche Leute.

Als nun 1360 China sich fast überall gegen die Mongolen erhob, waren die japanischen Räuberbanden in ihrem Treiben noch weniger gehindert. Das chinesische Gesindel machte mit den japanischen Räuberbanden Chorus. Sie führten die Japaner in die reichen Flecken und Dörfer und benutzten die Gelegenheit, mitzurauben. An befestigte Städte wagten sich diese Räuber damals noch nicht.

Unterdessen hatte der ehemalige Bonze 朱元璋 *Dschu-yüan-dschang* alle Rivalen um den Kaiserthron besiegt und die Mongolen aus China vertrieben. So bestieg er denn den Kaiserthron (1368—1398). Dieser tüchtige Kaiser, 洪武 *Hung-u*, d. h. „großer Krieger“ wie er in der Geschichte heißt, fing bald an, Jagd auf die Räuberhorden zu machen; aber vernichten konnte auch er sie zu seinem großen Leidwesen nicht, wie wir dies des weiteren sehen werden.

Zwölftes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter dem Kaiser 洪武 Hung-u (1368—1398).

Wiederholte Einfälle japanischer Seeräuber in die Küstenprovinzen Chinas. Gründung einer chinesischen Kriegsflotte. Unterhandlung mit Japan. Vergebliches Bemühen des Kaisers, das Räuberwesen auszurotten. Sein Tod.





Seit dem Anfange seines Verkehrs mit China unter der Dynastie 漢 *Han* im Jahre 57 nach Christus bis zur Dynastie 唐 *Tang* (618—907) war Japan bei China in die Schule gegangen und hatte zumal unter der glänzenden Dynastie Tang viel von China gelernt. Besonders hat es sich die chinesische Literatur und die Kunst der Reichsverwaltung angeeignet, dabei jedoch seine eigene Nationalität nicht aufgegeben. Denn der Japaner war und ist ein Denker und Praktikus; das Gute nimmt er, wo er's findet, aber er sucht es mit der Zeit seinen vaterländischen Traditionen anzupassen und nach vaterländischem Typus umzugestalten und zu vervollkommnen. Nach der entsetzlichen Niederlage der Mongolen im Jahre 1281, wo von einer Armee von hundertdreißigtausend Kriegern sag' und schreibe nur drei Mann nach langer Gefangenschaft in ihr Vaterland zurückkehrten, waren die Japaner selbstbewußt und stolz geworden, obwohl dieser Sieg offenbar nicht einzig ihrem Mute, sondern zumeist göttlicher Schickung zuzuschreiben war. Denn wer weiß, wenn jener ungeheure Typhon die Flotte der Mongolen nicht zerstört und nicht die Hälfte der Krieger im Meere begraben hätte, wie's dann Japan ergangen wäre. Jetzt hatten sie nur die Mühe, die andere führerlose Hälfte der Armee abzuschlachten. Infolge ihres Selbstbewußtseins wurden in Zukunft

die Japaner die Angreifer. Die Nachfolger des gewaltigen Kubilä waren zumeist unbedeutende Herrscher. Überdies verstanden die Mongolen es nicht, sich dem chinesischen Charakter anzubequemen. Somit war ihre Herrschaft wenig volkstümlich und stand nur auf schwachen Füßen. Kleine Aufstände wiederholten sich oft. Seit 1350 fanden solche fast in allen Provinzen statt. Die Japaner waren dank ihrer guten Spionage betreffs China immer auf dem Laufenden. Sie benützten also diese Unruhen, um im Trüben zu fischen. Anstatt Handel zu treiben, machten viele von ihnen regelrechte Raubzüge in die reichen Provinzen Chinas längs der Meeresküsten. Solche razzie brachten ihnen weit mehr ein, als ehrlicher Handel. Und da es bei schändlichen Unternehmen gewöhnlich nur den ersten Schritt kostet und das Gewissen bald überhört wird, so fuhren die Japaner mit diesen Raubzügen fort. Ja, als sie sahen, daß die kaiserlichen Truppen ausblieben, wurden sie immer kecker und fielen mit noch größeren Mannschaften ins Land ein.

Aber endlich (im Jahre 1268) saß Hung-u, der große Gründer der Dynastie 明 *Ming*, fest auf seinem Throne. Er war ein kluger und tatkräftiger Herrscher und einer der tüchtigsten Kaiser, die China je gehabt. Leider stand ihm noch keine Kriegsflotte zu Gebote, mit der er das Räuberwesen hätte vernichten können. Daher sann er vorläufig auf andere friedliche Mittel. Er schickte im Jahre 1369 den Großherrn 楊載 *Yang-dsä* als Gesandten nach Japan. In seinem Briefe an den König oder, wie man jetzt sagt, Kaiser von Japan, teilte er demselben den Wechsel der Dynastie und seine Thronbesteigung mit. Hätte Japan sich über die vorige Dynastie zu beklagen gehabt, so werde die neue Dynastie zu keinen Beschwerden Anlaß geben; er, der Kaiser, habe den besten Willen, mit seinem Nachbar Japan in Frieden zu leben. „Aber," fuhr er klar und deutlich fort, „japanische Seeräuber machen noch immer Raubzüge in die Provinzen längs des Meeres, berauben und töten mein Volk, schleppen viele Leute, zumal Frauen und Kinder, in die Gefangenschaft, verwüsten ganze Kreise, ja ganze Provinzen. Ein solches Räuberwesen kann ein seines Namens würdiger Herrscher nicht dulden". Er bat also ganz freundlich, die japanische Regierung möchte diesem Unwesen ihrer Untergebenen steuern.

Aber die japanische Regierung würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

Von einem „Kaiser" von Japan konnte zu jener Zeit keine Rede sein. Damals gab es zwei Mikado, einen südlichen legitimen, Cho-kei (1369—1862), und einen nördlichen, Go-Kogon (1323—1373),

unter denen die seit 1331 geführten Bürgerkriege fortdauerten. Der eigentliche Herr im Lande war aber seit langer Zeit, zumal seit 1192, nicht mehr der Mikado, sondern der Shogun. Seit 1338 hatte, wie wir wissen, die Familie Ashikaga das Shogunat inne. Zur Zeit, die uns jetzt beschäftigt, war Yoshimitzu (1368—1408) Shogun. Als er diese hohe Würde erlangte, war er ein Kind von zehn Jahren. Aber der als Feldherr und Diplomat so berühmte Daimyo Hosokawa Yoriguki, war sein Ratgeber und der eigentliche Regent. Unter seiner Leitung und Hilfe hat Yoshimitzu sich zum größten Shogun der Familie Ashikaga, welche von 1338 bis 1573 Japan beherrschte, entwickelt. Der Mikado hatte nichts mehr mit der Regierung zu tun. Er sollte sich nur um seine verstorbenen Ahnen bekümmern und über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieser Welt Betrachtungen anstellen. Deswegen hatte man ihn ja der schweren Sorgen der Regierung enthoben. — Gewiß ein sehr liebenswürdiger Vorwand, um die eigenen Intriguen zu bemänteln!

Der Shogun und seine Ratgeber waren sich ihrer Stärke bewußt. Sie gaben sich nicht einmal die Mühe, dem chinesischen Kaiser zu antworten. Die Raubzüge ihrer Landsleute mochten ihnen auch nicht gerade mißfallen, brachten dieselben ja beträchtlichen Reichtum in das arme und durch die fortgesetzten Bürgerkriege noch mehr heruntergekommene Land. Während der chinesische Gesandte noch in Japan war, machten zahlreiche Banden ihre Raubzüge teils in der nördlichen Provinz 山東 *Schan-dung*, teils in der Provinz 浙江 *Dschê-djiang* wo sie in den Gebieten von 寧波 *Ning-buo* und 溫州 *Win-dschou*, schrecklich hausten. Zwar waren Truppen in den Küsten-Provinzen, um dieselben gegen die Einfälle der Japaner zu schützen; zwar hatte Hung-u gemessene Befehle zur Ausrottung des Räuberwesens gegeben und die Ausführung fähigen und getreuen Generälen übertragen: aber das alles half nichts. Die Japaner waren durch Spione gut unterrichtet, wo die Truppen ständen und wichen der Gefahr eines Kampfes immer aus, so daß, wenn die Soldaten ihnen entgegenzogen, sie mit ihrer Beute schon davon gelaufen waren. Zu gleicher Zeit plünderten und verwüsteten andere Räuberbanden aus Japan die ungefähr fünfhundert Li weiter nördlich gelegene Präfektur von 蘇州 *Su-dschou*, und wieder andere beraubten die Insel 崇明 *Tschung-ming* im Ästuär des Yang-dse-djiang, ohne von den Kaiserlichen gehindert werden zu können. Nur die Banden, welche im Gebiete von 太倉 *Tä-tsang* hausten, ließen sich überraschen. Ein Hauptmann mit wenigen Soldaten hatte gute Landleute mit allerhand Instrumenten bewaffnet und in einen Hinterhalt gelegt.

Die Japaner, allzu vertrauensselig, hatten keine Wachtposten ausgestellt, während sie, über die gemachte Beute hocherfreut, sich dem Schmausen überließen. Plötzlich fiel man aus dem Hinterhalte über sie her, tötete eine gute Anzahl und trieb die andern ins Wasser, wo sie ertranken oder gefangen genommen wurden. Nur wenige entkamen mit einiger Beute. Der Kaiser war so erfreut, daß er den tapfern Hauptmann mit seinen Gefangenen sich vorstellen ließ. Um die anderen Befehlshaber und Soldaten anzufeuern, belohnte er den Offizier reichlich. Gern hätte er jenes Räubergesindel mit Stumpf und Stiel ausgerottet, denn er glaubte sich von demselben geneckt und seiner kaiserlichen Würde verhöhnt. Darum war sein Zorn auch nicht zu besänftigen, wenn er erfuhr, daß einer seiner Generäle den Räuberhorden gegenüber seine Pflicht nicht tue. War derselbe überführt, dann wurde er ohne Gnade und Barmherzigkeit geköpft. Gewiß eine harte Strafe, besonders wenn man sich in den Aberglauben der Chinesen hineindenkt. Denn wie sollte einer ohne Kopf sich seinen Ahnen im Totenreiche vorstellen können? Und wie sollte er, der ja infolge der Seelenwanderung nach so und soviel Generationen wieder auf der Erde erscheinen wird, sich da ohne Kopf sehen lassen können? Schon allein der Gedanke an eine solche Schmach bringt ihn fast zur Verzweiflung.

Hung-u war über die Japaner umsomehr ergrimmt, als sie das einzige Reich waren, welches sich weigerte, vor dem hohen Sohne des Himmels in den Staub zu sinken. Alle benachbarten Staaten hatten sich beeilt, ihm ihre demütigste Aufwartung zu machen. „Selbst bis zu den Inseln 流球 *Liu-tchiu* im fernsten Ozean war der Wohlgeruch der erhabenen kaiserlichen Tugenden gedrungen und hatte die Fürsten dieser Inseln angelockt, den neuen Herrscher zu begrüßen und sich ihm für ewige Zeiten zu unterwerfen“, sagt der höfische Geschichtschreiber. Japan hingegen, das seit vielen Jahrhunderten so viele Wohltaten von China erhalten und sich stets als untertänigsten Vasall anerkannt hatte, weigerte sich nun, an seinem Hofe zu erscheinen, ja es sandte ihm sogar unliebsames Gesindel herüber, um China zu plündern.

Hung-u war ein vernünftiger Mann, der sich von allem Rechenschaft geben ließ. Er forschte also nach, warum die Japaner sich gar so anstößig benähmen. Da er erfuhr, das sie ehedem in den Häfen von 乍浦 *Dscha-pu*, 澉浦 *Kan-pu*, Ning-buo u. s. w. hatten nach Belieben Handel treiben dürfen, gab auch er diesen Handel frei, jedoch setzte er eine Hafen-Ordnung fest, um die Ruhe in diesen großen Handelszentren aufrecht zu erhalten. Die Gebühren für

Einfuhr und Ausfuhr setzte er gleichfalls fest und bestimmte, welche Artikel nicht zulässig seien, z. B. Salz u. s. w.

Kurz, auch hier zeigte sich der Kaiser als ein weiser und vorsichtiger Herrscher. Er wollte die Japaner durch Güte gewinnen. Der Wohlgeruch seiner erhabenen Tugenden sollte auch sie bekehren.

Nachdem er sich lange mit seinen Räten und Diplomaten beraten hatte, fand er's fürs beste, einen neuen Gesandten nach Japan zu schicken. Denn in der Diplomatie sind die Chinesen alte, äußerst erfahrene Meister. So begab sich denn der Großwürdenträger 趙秩 *Dschau-dsche* im Jahre 1370 mit einem stattlichen Gefolge als Gesandter nach Japan. Er sollte den Mikado bestimmen, den Kaiser Hung-u als seinen Lehensherrn anzuerkennen, ihm als solchem eine Ehrengesandtschaft und angemessene Geschenke zu schicken, natürlich auch seinen Untertanen ihre Räubereien zu verbieten.

Ein solches Ansinnen beweist aufs klarste, daß der kaiserliche Hof von China durchaus die japanischen Zustände nicht kannte.

Dschau-dsche wurde von Japan sehr unfreundlich aufgenommen. Bei seiner Ankunft im Hafen von 析木崖 *Si-mu-yä* (Shimonoseki) wurde er angehalten und ihm trotz aller kaiserlichen Empfehlung und Beglaubigung der Zutritt zum Lande verweigert. Nach langen Verhandlungen wurde er endlich zugelassen, weil wahrscheinlich der Shogun seine Zustimmung ausgesprochen. Der junge Herrscher wird vom chinesischen Geschichtschreiber 良懷 *Liang-huä* genannt. Es kann aber kein anderer sein als Yoshimitzu, der jugendliche Shogun, von dem wir oben gesprochen. Er benahm sich sehr freundlich und lud zum größten Erstaunen aller Chinesen den Gesandten sogar zum Sitzen ein.

Dschau-dsche hub an, die Tugenden des hehren Sohnes des Himmels auf dem chinesischen Throne zu preisen und die zu beglückwünschen, denen es vergönnt sei, ihn als ihren Lehensherrn anzuerkennen. Japan möchte seiner Geschichte doch nicht vergessen und sich einfach als Vasall von China erklären, wie ehemals die Herrscher es so gerne getan.

„Wir Japaner,“ erwiderte der Shogun, „befinden uns in einer so großen Entfernung von China und leben gewissermaßen an den fernsten Enden der Erde, aber gleichwohl haben wir von der hohen Zivilisation Chinas gehört und mit großer Vorliebe freundliche Beziehungen mit diesem eiche Runterhalten. Nach den alten freundlichen und tugendreichen Kaisern Chinas haben sich aber die wilden Mongolen Chinas bemächtigt. Nachdem sie dieses Reich unterjocht hatten, wollten sie es nach Unterwerfung noch anderer Staaten

auch mit uns versuchen. Zu diesem Zwecke sandten sie uns im Jahre 1271 den verhaßten 趙良弼 *Dschau-liang-bi* als Gesandten. Dieses Mannes einzige Aufgabe bestand darin, uns aufs schwärzeste zu belügen und während seines langen Aufenthaltes unser Land und seine Streitkräfte auszuspionieren. In der Tat; wenige Zeit nach seiner Rückkehr nach China schickten die Mongolen ihre erste Armee zur Unterjochung Japans, im Jahre 1274. Nachdem die Götter und unser Mut diesen ersten feindlichen Einfall zurückgeschlagen, kam wenige Jahre später, im Jahre 1278, eine unzählige Flotte mit mehr als hundertdreißigtausend Mann zu einem neuen Angriffe auf Japan. Glücklicherweise schickte der Himmel einen seiner wütendsten Typhone, vernichtete die ganze Flotte und ertränkte die wilden Räuber im Meere. Dem Himmel allein verdanken wir es, von jenem mongolischen Tyrannen befreit geblieben zu sein. Nach solch einer Untat haben wir natürlich alle Beziehungen mit China abgebrochen.

„Aber da kommt uns heute abermals ein Gesandter mit Namen 趙 *Dschau*! Sind Sie nicht etwa aus der Familie jenes verhaßten Dschau-liang-bi? ein verkappter elender Verräter, mit Honig auf der Zunge und Gift im Herzen, ein abgefeimter Meister im Lügen und Betrügen, dem es einzig darum zu tun ist, unser Land auszukundschaften, um es dann mit Heeresmacht zu unterjochen . . .“

Nach diesem wütenden Ausfall rief der Shogun seine Leibwache: „Ergreift diesen Verräter,“ schrie er, „und führt ihn alsogleich zum Tode!“

Dschau-dsche antwortete mit der größten Ruhe: „Unser erhabener jetzt regierender Kaiser ist ein Kraftgenie und Tugendmuster, welcher gleich der Sonne am Firmament das Weltall erleuchtet. Er ist ein echter Chinese, der gleich den alten Kaisern ganz der Tugend und dem Wohle seines Volkes lebt und nichts von den Untugenden eines Mongolen an sich hat. Was mich selbst betrifft, so trage ich zwar den Namen 趙 *Dschau*, bin aber keineswegs von der Familie des übel beleumundeten Dschau-liang-bi. Wenn Sie Gründe haben, an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln, gut, dann ergreife man mich und führe mich zum Tode. Sie würden aber nur ein himmelschreiendes Verbrechen begehen, indem Sie mich, einen Gesandten und Friedensboten, einen aufrichtigen Freund, zum Tode führten. Der Schaden würde nur Sie selbst treffen; denn unser Kaiser könnte eine solche Untat nicht ungesühnt vorübergehen lassen: es würde zum Kriege kommen. Und gerade im Kriegeführen steht unser Kaiser glänzend da. Einer seiner Leute

schlägt hundert Feinde zu Boden; eines seiner Kriegsschiffe übertrifft hundert solcher, welche die Mongolen hatten. Überdies ist unser Kaiser der Abgesandte des Himmels: wer aber hätte je dem Himmel widerstehen können? Der Unterschied zwischen unserem jetzigen Kaiser und den Mongolen ist der denkbar größte: die Mongolen wollten euch nur ausrauben und bedrücken, während unser Kaiser euch nur liebt und alles Gute wünscht".

Diese kluge Rede des chinesischen Diplomaten gewann aller Herzen und zerstreute alles Mißtrauen. Fortan ward Dschau-dsche aufs freundlichste behandelt: die japanische Regierung bewies auf alle Weise, daß sie mit China auf freundlichem Fuße stehen wolle. Die japanische Geschichte bestätigt ausdrücklich, daß der Shogun Yoshimitzu wieder freundliche Beziehungen mit China angeknüpft habe.

In diesem Jahre 1370 hatte ein starker Nordost-Sturm, der zugleich mit der großen Meeresflut zusammenfiel, den alten großen Meeresdamm von Hang-dschou nach Schanghä teilweise niedergerissen und die Ebene von 嘉興府 *Djia-hing-fu* in Dschê-djiang überschwemmt. Das Meerwasser hatte die ganze Ernte verdorben und somit furchtbaren Schaden angerichtet.

Der für sein Volk so sorgsame Kaiser nahm alsogleich das lange vernachlässigte Werk in die Hand. Erst ließ er die notwendigen Reperaturen machen. Dann baute er an den am meisten ausgesetzten Stellen einen Steindamm. Die Steine waren gut und glatt behauen, sechs bis acht chinesische Fuß lang und mehr als ein Fuß breit und hoch. Obwohl sie aufs beste zusammenpaßten und keine Lücken ließen, wurden sie noch mit eisernen Klammern verrammt, die wieder mit Blei begossen und befestigt wurden. Der Damm war ein Fuß höher als die höchste jemals beobachtete Flutwelle. Hinter dem Steindamm befand sich ein fünfmal breiterer, fest geschlagener Lehmdamm, der den Steindamm an Höhe noch überragte. Außerhalb des Steindammes wurden an verschiedenen Stellen noch Wogenbrecher gebaut. Auch große Baumstämme wurden eingerammt, da sich diese immer so gut bewährten. Es war ein Riesenwerk, an dem man bis 1381 baute. Soldaten und Bauern in einem Kreise von etwa hundert Meilen wurden herangezogen, um an dem so nützlichen, ja notwendigen Unternehmen zu arbeiten.

Trotz der wieder erneuerten Freundschaft und während der Gesandte noch in Japan weilte, fuhren die Japaner fort, China zu plündern. In diesem Jahre hatten sie die Provinz Schantung aufs ärgste verwüstet. Hung-u war daher heftig ergrimmt. Noch im

Herbste 1370 schickte er eine neue Gesandtschaft nach Japan. In seinem Schreiben sagte er: „Der Herr des Himmels, 上帝 *Schang-di*, liebt alles, was er geschaffen und verabscheut alle die, welche seinen Geboten zuwider handeln und keine Menschenfreundlichkeit üben. So hat er die unmenschlichen Mongolen weggefegt, welche sich die Herrschaft über China angemaßt, um das Volk zu unterdrücken. Der allgemeine Unwille des Volkes steigerte sich allenthalben zu Haß und Aufruhr, das ganze Reich entbehrte der Ruhe und des Friedens. Gewissenlose Japaner benutzten diese Gelegenheit, um wieder, statt ruhig Handel zu treiben, wie ihnen erlaubt war, das friedliche Volk zu berauben und zu plündern und so die Unruhe und Unsicherheit Chinas noch zu vergrößern. So waren seit 1351 im Reiche die inneren und äußeren Unruhen fast allgemein. Das Volk wurde bedrückt und konnte sich in seinem Unglücke nicht mehr des Lebens freuen. Beim Anblick einer so schmählichen Unfähigkeit der Regierung ergriff mich Scham und zugleich Mitleid mit dem so unglücklichen Volke, das der Willkür innerer und äußerer Bedrücker hilflos preisgegeben war. So ließ ich mich endlich bewegen, den Harnisch anzulegen und die Streitaxt zu ergreifen, um die elenden Bedrücker des Volkes zu bekämpfen. Während zwanzig langer Jahre war ich vollauf im Anspruch genommen, die Revolutionäre und unruhigen Elemente des Reiches zu unterdrücken. Ich mußte mich bewaffnet zur unentbehrlichen Ruhe niederlegen und hatte kaum Zeit, ein wenig Nahrung zu mir zu nehmen. Dieser tatkräftige Eifer und meine aufrichtige Liebe für das unglückliche Volk gewannen mir viele Freunde, mit deren Hilfe ich endlich nach mühsamer Arbeit alle Empörer und öffentlichen Feinde des Reiches niedergeschlagen habe.

„Alle Nachbarn meines Reiches kamen, um mir Glück zu wünschen zu jener Friedenstat. Japan allein hielt es nicht der Mühe wert, sich über den in China wiederhergestellten Frieden zu freuen. Im Gegenteil fährt es fort, Unordnung und Unfrieden in meinem Reiche, wenn möglich, wieder anzufachen. Immer wieder kommt Raubgesindel aus Japan, verwüstet, plündert und brandschatzt die ganze lange Meeresküste meines Reiches. Nicht zufrieden, die bewegliche Habe des Volkes zu rauben und unbewaffnete Leute ganz auszuplündern, wagen es diese Übeltäter noch, unschuldige arme Greise zu töten und Kinder und Frauen in die Gefangenschaft abzuführen; ja ihre Bosheit ist so arg, daß sie die ausgeplünderten Häuser sogar noch anzünden. Wo diese Horden eindringen, lassen sie nur eine Wüste zurück.

„Seit Anfang meiner Thronbesteigung habe ich Japan ersucht, solche Leute im eigenen Lande zu behalten. Weil nun trotzdem immer noch so verruchtes Gesindel mein Volk zu bedrücken wagt, habe ich die strengsten Befehle gegeben, die Küsten gut zu bewachen und Angreifer mit der Schärfe des Schwertes zurückzuweisen: denn solche Untaten kann ich über mein Volk nicht ergehen lassen. Ist es euch mit eurer Freundschaft Ernst, so schickt mir, eurem Lehensherrn, eine Gesandtschaft mit den üblichen Geschenken. Weigert ihr euch dessen, so übt eure Krieger, und schärft eure Schwerter im eigenen Lande, und lasset eure Nachbarn nur in Ruhe. Denn der Himmel liebt den Frieden und verlangt, daß die Völker in Ruhe das Leben genießen. Fahren eure Räuberhorden fort, ihr schwarzes Handwerk zu treiben, so werden meine Kriegsschiffe ihnen ohne Barmherzigkeit zu Leibe rücken; ja es kann geschehen, daß sie bis zu euch kommen und euch als Helfershelfer der Räuber bestrafen. Indem sie dies tun, werden sie nur die Befehle des hehren Himmels vollziehen, welcher die vertilgt und ausrottet, welche der Menschlichkeit vergessen und seine Gesetze mißachten".

Der Stil ist ganz der eines Konfuzianers, was zu sein Hung-u seit Anfang seiner Regierung ja feierlich erklärt hatte.

Das im Innern so zerrüttelte und durch Parteien gespaltete Japan wollte mit dem kampfgeübten, einigen China keinen Krieg. Somit schickte der Shogun Yoshimitzu endlich eine Gesandtschaft nach China, deren Haupt der gelehrte und angesehene Bonze 祖來 *Dsu-lä* war. Sieben andere Bonzen und ein zahlreiches Gefolge begleiteten ihn. Zu jener Zeit waren die Bonzen in Japan sehr angesehen und mächtig. Yoshimitzu wurde im Jahre 1394 auch Bonze, um so Hoffnung und Anrecht zu haben, in den westlichen Bonzenhimmel kommen zu können. Diese Bonzengesandtschaft war also nach japanischer Anschauung sehr ehrenvoll, obwohl sie nicht im Geschmack der Chinesen war. Denn in China war der Buddhismus lange verfallen, und die Bonzen galten kaum für ehrenhafte Leute. Als Geschenke brachte die Gesandtschaft prachtvolle japanische Pferde und kostbare Landesprodukte. Auch siebenzig früher gefangene Chinesen brachte sie mit und übergab sie dem Kaiser.

Aber selbst zur Zeit dieser freundlichen Gesandtschaft fielen japanische Räuberhorden in der Provinz Fu-djien und Dschê-djiang ein, wo sie besonders im Gebiete von 溫州 *Win-dschou* schrecklich hausten. Andere plünderten unter der Leitung zweier Chinesen 鍾福全 *Dschung-fu-tsüan* und 李夫人 *Li-fu-jen* die Küste von Kuang-dung. Sie hatten auf zweihundert Schiffen eine Anzahl Japaner

ins Land geführt, denen sich noch eine Unmasse chinesischen Gesindels anschloß. Glücklicherweise war der Statthalter jener Provinz ein tatkräftiger und entschlossener Mann. Sich wohl bewußt, um was es sich handelte, hatte er brauchbare junge Leute ausgehoben und gut geschult. Mit ihnen schlug er die zahlreichen Banditen bei der Stadt 肇 慶 *Dschau-tching* aufs Haupt und vertrieb das ganze Gesindel aus dem Lande. Die Nachricht dieses Sieges erfreute den Kaiser aufs höchste. Andererseits aber mußte er sich auch mit Recht darüber ärgern, daß einheimisches Gesindel es mit den Japanern hielt und dieselben unterstützte.

Da Hung-u gesehen hatte, daß die Japaner so viel auf gelehrte Bonzen hielten, versuchte er mit Hülfe solcher Leute auf dieselben einzuwirken. Er suchte acht kluge und tugendhafte Bonzen aus und schickte sie 1372 anscheinend als Ehrengeleite mit der heimkehrenden Gesandtschaft nach Japan, in der Tat aber um, wie gesagt, durch sie Stimmung für China zu machen. Der Obere derselben war der gelehrte 閑 克 勤 *Tschin-k'o-djin.* Alle erhielten vom Kaiser ganz prachtvolle Dienstkleider geschenkt, auf daß sie die buddhistischen Feste recht pomphaft feiern und das buddhistisch gesinnte Volk gewinnen könnten. Zum Abschied gab er ihnen noch folgende Lehre mit: „Übet die Tugend, verachtet die Güter dieser Welt, beweist euch in eurem Betragen als untadelhaft, bezeigt eine wahre Leidenschaft im Dienste eures Kaisers, der euch in jenes ferne Land sendet. Da ihr auf seinen Befehl dahin geht, so wird Buddha euch beschützen. Nur laßt euch nicht von eitler Ehre blenden; nehmt keine Geschenke an, denn diese verführen das Herz".

Anfangs taten die Bonzen natürlich, als ob sie aus Interesse für ihre japanischen Amtsbrüder gekommen seien; bald aber suchten sie durch ihre Predigten China und seinen Kaiser beliebt zu machen. Dadurch, so wie durch splendide Geldspenden gewannen sie in Bälde einen großen Anhang. Ihre Freunde machten indes eine so offenkundige Propaganda für China, daß die Regierung argwöhnisch gemacht, schließlich diese Bonzen ins Gefängnis warf und zwei Jahre lang gefangen hielt. Erst auf Verwenden Hung-us wurden sie aus der Haft entlassen.

Wie vorhin bemerkt, plünderten zahlreiche Räuberbanden trotz der Gesandtschaft doch noch die Küstenstädte von Fu-djien und Dschê-djiang. Chinesische Spione unterrichteten sie genau, wo kaiserliche Truppen standen und führten sie sogar in die reicheren Flecken und Ortschaften, wo sie in kurzer Zeit reiche Beute machen

und wieder eilig abziehen konnten. Der chinesische Räuberhauptmann 沈保重 *Schin-bau-tung* kam mit seinen Banden auf einem großen Floße und griff die Stadt 寧海 *Ning-hä* nördlich von Hangdschou an. Auf so ein großes Floß konnten sie eine Unmasse von Beute laden. Sie fuhren erst ab, als das Floß fast bis zum Untersinken beladen war. Solche großartige Plündereien waren das Werk von einigen Tagen. Die Beute war geborgen, ehe auch nur ein kaiserlicher Soldat sichtbar wurde.

Die Notwendigkeit einer Kriegsflotte hatte Hung-u seit dem Antritte seiner Regierung erkannt. Er hatte also verordnet, möglichst bald eine solche zu bauen. Aber wo sollte man die Schiffsbauleute hernehmen? Handwerke müssen gelernt und geübt sein. Aber seit zwanzig bis dreißig Jahren lagen wegen der beständigen Unruhen die Handwerke danieder, und von Kunstfleiß konnte keine Rede sein. In versteckten Häfen baute man zwar große Seeschiffe, die aber um schweres Geld an die Seeräuber verkauft wurden. Es hielt also schwer, eine Anzahl seetüchtiger Schiffe zu bekommen. Man mußte daher vorderhand sehen, die vorhandene kleine Flotte möglichst diensttauglich zu machen. An ihrer Spitze stand damals der Admiral 吳禎 *U-dscheng*. Derselbe hielt auf dem Yang-dsedjiang eifrig Marinemanöver ab, so daß die Räuber es nicht wagten, in seiner nächsten Umgebung ihr Unwesen zu treiben. Vielleicht darum wandten sie sich im folgenden Jahre 1373 nach der Küste von Schan-dung, welche nicht genügend geschützt war; denn die Truppen lagen alle im Inneren der Provinz. Ehe es gelang, sich ihnen zur Wehr zu setzen, waren sie schon mit einiger Beute beladen abgesegelt. Gerade so machten es andere Banden in Dschê-djiang.

Als aber im achten chinesischen Monate, d. h. ungefähr im September, des Jahres 1374 diese japanischen Seeräuber in das Gebiet von Su-dschou einfielen, sich also sozusagen bis unter die Augen des in Nan-djing residierenden Kaisers wagten, wurde es demselben dann doch zu toll. Er befahl seinem Admiral U-dscheng, die Banditen zu verfolgen und zu vernichten. U-dscheng hatte seine Leute besser ausgebildet, als man geglaubt. Es gelang ihm, die Räuber auf offener See zu verfolgen und bis zu den Inseln Liu-tchiu zu treiben, wo er einen glänzenden Sieg über sie errang, mehrere Schiffe erbeutete und eine ziemliche Anzahl Gefangener machte.

Während dieses Sieges chinesischer Waffen plünderten verschiedene Banden die Küsten von 膠州 *Djiau-dschou*, dem jetzigen Pachtgebiete Deutchlands in Schan-dung, ohne von den kaiserlichen Soldaten behelligt zu werden. Die Seeküste Chinas ist eben zu

ungeheuer ausgedehnt, um von Landtruppen auf der ganzen Linie beschützt zu werden. Der Admiral U-dscheng hatte Befehl und Vollmacht erhalten, die Flotte immer mehr zu verstärken, Häfen zu befestigen, kurz alle geeigneten Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Küstenprovinzen gegen jegliche Einfälle zu schützen.

Unterdessen kam wieder einmal eine japanische Gesandtschaft nach China. Da aber die mit den Geschenken abgeschickten Bonzen keinen authentischen, d. h. mit dem Siegel des Shogun versehenen Brief überbrachte, verweigerte Hung-u nicht nur die übliche Audienz, sondern nahm auch deren Geschenke nicht an. Gleichwohl machte der Kaiser den enttäuschten Gesandten schöne Geschenke, um ihren guten Willen zu belohnen und seine Großmut zu beweisen.

Noch waren diese Bonzen nicht heimgekehrt, als andere Schiffe aus Japan ankamen und von verschiedenen Daimyo allerhand kostbare Geschenke brachten. Diesen Gesandtschaften gegenüber verhielt sich Hung-u ebenso wie gegen die vorherige. Er beauftragte das Ministerium der Riten, dem japanischen Hofe und den Daimyo eine gute Lektion zu geben: „es dürfe doch wohl männiglich bekannt sein, daß nach altem Herkommen die Gesandten authentische Beglaubigungsschreiben mitbringen müßten, und daß diese Schreiben auch in sehr demütigen Ausdrücken abgefaßt sein müßten, wie es eben einem Vasallen seinem Lehensherrn gegenüber gezieme. Seit wann aber sei es denn Brauch, daß Untertanen, wie die Daimyo es ja sowohl dem Shogun als auch dem Mikado gegenüber seien, sich erlauben dürften, mit dem Kaiser in direkten Verkehr zu treten? Der chinesische Hof nehme Ehrenbezeugungen und Geschenke nur von gekrönten Häuptern an".

Dieser energische Brief machte Eindruck. Im Jahre 1376 sandte der Shogun Yoshimitzu eine ehrenvolle Gesandtschaft nach China, an deren Spitze der Großwürdenträger 歸廷用 *Kui-ting-yung* stand. Er überreichte ein demütiges Schreiben, worin der Shogun sich als 臣, d. h. Vasallen Chinas erklärte. Der Gesandte sollte auch wegen der fortwährenden Einfälle japanischer Räuberbanden um Verzeihung bitten und erklären, daß es nicht in der Macht des Shogun stehe, solche Räubereien zu beseitigen. Und in der Tat war letzteres auch der Fall. Die blutigen Bürgerkriege zwischen dem südlichen, legitimen Mikado und dem nördlichen dauerten noch immer fort. Der Shogun stand auf Seiten des revolutionären Mikado, beide Parteien bekämpften sich mit einer wahren Wut. Leben und Besitztum wurden sehr gefährdet und geschädigt, sodaß gar manche reiche Familie verarmte. Die allgemeine Verarmung des Landes

in diesem Bürgerkriege war auch eine Ursache jener zahlreichen Raubzüge nach China, wo man in weniger Zeit sich bereichern konnte. Mitglieder großer Familien, selbst aus denen der Daimyo, hielten es nicht unter ihrer Würde, an solchen Raubzügen teilzunehmen.

Hung-u war sehr erfreut über die Gesandtschaft, doch erlaubte er sich die Bemerkung, der Brief des Shogun sei noch nicht so devot abgefaßt, wie es sich für einen Vasallen gezieme.

Als in den beiden folgenden Jahren 1379 und 1380 wieder andere nicht beglaubigte Gesandtschaften kamen, machte Hung-u kurzen Prozeß mit ihnen: er schickte dieselben einfach ins Exil nach den entlegensten Provinzen 雲南 *Yün-nan*, 四川 *Se-tschuan* und 陝西 *Schen-si*. Durch eine neue Gesandtschaft stieg der Unwille des Kaisers aufs höchste. Diesmal begnügte Hung-u sich nicht, dieselben zu bestrafen; er schrieb auch noch einen sehr scharfen Brief an den Shogun, in dem er sich eine solche Geringschätzung seiner Person ernstlich verbat.

Aber diesmal hatte er sich verrechnet. Yoshimitzu zeigte auch die Zähne und schrieb an den Kaiser folgenden geharnischten Brief:

„China hat seine vom Himmel eingesetzten Herrscher, ebenso haben Japan und die übrigen Staaten die ihrigen. Denn diese Erde ist so groß, daß ein einziger Herrscher unfähig ist, sie zu regieren. China liebt zwar, sich „die Welt“ zu benennen, aber gleichwohl ist es nur ein kleiner Teil dieser unermeßlichen Welt, die sich nach allen Richtungen hin ins Ungeheure ausdehnt. Unser Japan ist an sich und auch mit China verglichen ganz klein, hat es ja nicht einmal sechzig befestigte Städte und nur kaum dreitausend Li im Umfange. Aber wir sind zufrieden mit dem Wenigen, das wir haben; und die Zufriedenheit und Genügsamkeit sind ja nach den alten chinesischen Weisen das wahre Glück des Einzelnen wie der Staaten. Ganz im Widerspruche mit der Lehre der alten heiligen Weisen ist China trotz seiner ungeheuren Ausdehnung und seines unermeßlichen Reichtums noch gierig nach dem Besitztume anderer. China besitzt Tausende von befestigten Städten, hat einen Umkreis, der bis zu Millionen Li berechnet wird; und gleichwohl ist sein Herz noch nicht zufrieden gestellt. Es brennt vor Begierde, sich des Eigentums anderer zu bemächtigen, selbst mit Gewaltmitteln, sogar durch einen grausamen menschenmordenden Krieg.

„Ihr Chinesen rühmt euch, die erhabene Lehre des Konfuzius und Menzius zu besitzen; auch wir rühmen uns dieser Lehre. Ihr vertraut auf die Kriegskunst des 孫武 *Suin-u* und des 吳起 *U-tchi*; auch wir kennen und üben diese Kriegskunst, die sich seit

langen Jahrhunderten als die beste bewährt hat. Ihr bereitet den Angriff unseres Landes vor. Wir begnügen uns, Vorbereitungen zu treffen, um uns wacker zu verteidigen. Denn wir sind keineswegs gesonnen, uns vor euch in den Staub zu werfen und unser Land als ein Geschenk eurer Gnade zu empfangen. Da wir nicht sicher sind, was für ein Los unser wartet, wenn wir uns demütigen, lassen wir es lieber auf einen Kampf ankommen. Und eine Gottheit hat euch auch noch nicht des Sieges versichert. Kommen eure Soldaten an, dann beginnen wir mit Freuden den Kampf. Wir erwarten euch am Fuße des Berges 賀蘭山 *Huo-lan-schan*. Schon heute jubelt mein Herz vor Freude in Erwartung dieses Kampfes. Gewinnt ihr den Sieg, so ist unser Land euer, und hoffentlich wird alsdann eure Ländergier befriedigt sein. Werdet ihr von uns geschlagen, so seid ihr vor der ganzen Welt mit der schmählichsten Schande bedeckt.

„Die alten Weisen haben gesagt, daß der Friede das höchste Gut eines Staates ist; ebenso, daß ein wahrhaft starker Herrscher es seiner unwürdig halte, Krieg anzufangen, denn der Krieg ist das schrecklichste Unglück eines Landes: bringt er ja vielen Tausenden von friedlichen Bürgern den Tod und über das ganze Volk unsägliches Unglück und Not. Ein guter Fürst hat die heilige Pflicht, sein Volk zu lieben und für sein Wohlergehen zu sorgen.

„Ich sende heute einen Gesandten an Ew. kaiserliche Majestät, um Hochdieselbe demütig zu begrüßen und die gebührenden Geschenke zu überreichen. Aber zu gleicher Zeit hielt ich es für Pflicht, meine unmaßgeblichen Gedanken der erhabenen Weisheit Ew. kaiserlichen Majestät zu unterbreiten mit der demütigen Bitte, mich gütigst belehren zu wollen“.

Hung-u sah wohl ein, daß seine Drohungen den Shogun äußerst kaltblütig gelassen. Ebenso war es ihm auch klar, daß im gegebenen Falle es am geratensten sei, wieder klug einzulenken und eine Kollision mit dem unerschrockenen Japan zu vermeiden. Er stellte sich also über diese Gesandtschaft überglücklich und überhäufte den Bonzen und sein Gefolge mit den höchsten Beweisen seiner kaiserlichen Gunst. Beim Abschiede bewies er durch die Pracht und Anzahl der Geschenke, wie hoch er den Shogun und seine Gesandtschaft schätze.

Auch Yoshimitzu erwies sich seinerseits erkenntlich ob solcher kaiserlichen Güte. Im nächsten Jahre 1382 sandte er den gewandten 歸廷用 *Kui-ting-yung,* den wir schon kennen, mit einem zahlreichen Gefolge nach China, um dem Kaiser durch Überbringen sehr kostbarer Geschenke aufs verbindlichste zu danken.

Diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit gefiel Hung-u sehr. Seine Gegengeschenke waren so überaus zahlreich und kostbar, daß seine Hofleute einen wahren Schmerz darüber empfanden, daß solche Schätze nach Japan, in das Land der verhaßten Seeräuber, wanderten.

Um sich dieser kaiserlichen Kostbarkeiten bemächtigen zu können, erdachten diese Herren einen feinen Kriegsplan. Der General 林賢 *Lin-hien,* Befehlshaber der Schutztruppen der Seeküste in Dschê-djiang verfaßte einen offiziellen Bericht, er habe in Erfahrung gebracht, Kui-ting-yung sei kein Gesandter, sondern ein nichtswürdiger Räuberhauptmann, der den Kaiser schmählich betrogen; deshalb habe er, der General, die Geschenke mit Beschlag belegt.

Dieses Memorandum hatte er an seinen Freund, den Staatsminister 胡惟庸 *Hu-ui-yung* gesandt, mit der Bitte, dasselbe dem Kaiser zu übermitteln.

Aber Hung-u war ein kluger und arbeitsamer Herrscher, der sich der Geschäfte annahm und sich nicht so leicht täuschen ließ. Er fand heraus, daß Lin-hien ein infamer Verleumder war. Alsogleich entsetzte er ihn aller Ämter und Würden, verdammte ihn zu ewiger Verbannung und übergab ihn dem japanischen Gesandten, daß dieser ihn in aller Strenge nach den japanischen Gesetzen verurteile.

Hu-ui-yung, den selbst auch ein Teil an der Verschuldung des Generals traf, wollte seinen unglücklichen Freund retten. Er schickte heimlich eine falsche Gesandtschaft mit Geschenken und einem falschen kaiserlichen Beglaubigungsbriefe an den Shogun, um von diesem die Freilassung Lin-hiens zu erwirken. Außerdem sollte die Gesandtschaft auf ihrer Rückreise noch vierhundert der tapfersten Krieger Japans, angeblich als Ehrenbegleiter des Bonzen 如瑤 *Ju-yüen,* mitbringen. Dieser fromme Bonze sollte für einen berühmten Buddhatempel in Dschê-djiang ungeheure Kerzen überbringen, in deren Innerem die Waffen jener Krieger künstlich versteckt waren. Kurz, es war eine wahre Verschwörung, die von Hu-ui-yung veranstaltet wurde.

Wäre Hung-u nicht so umsichtig und klug gewesen, so wäre er wohl getäuscht worden. Aber da er von allen wichtigeren Staatsgeschäften selbst Kenntnis nahm, entdeckte er diese Intriguen. Aufs tiefste betrübt, selbst von seinen ausgewählten Vertrauensmännern so arg betrogen zu werden, während er vermeinte, das goldene Zeitalter chinesischer Tugend wieder eingeführt zu haben,

verdammte er trotz aller mächtigen Fürsprecher den Minister zum Tode. Auf dem öffentlichen Markte in Nan-djing sollte er mit Steinen zu Tode geschlagen werden.

In seiner Wut vergaß er selbst ein wenig der Diplomatie und schrieb einen zornigen Brief an den Shogun und seine Minister, die sich von solchen politischen Gauklern so leicht hätten täuschen lassen. Er war ganz aufgebracht gegen Japan und fragte sich schließlich, ob nicht etwa die japanische Regierung selbst die Verschwörung angezettelt hätte. Er wußte nicht, ob Japan es aufrichtig mit ihm meine oder ob es sich zu seinem Verderben verschworen hätte. Denn trotz aller Liebesbewerbungen von so vielen Jahren dauerten die japanischen Räubereinfälle doch fort.

Die japanischen Kaufleute, die mit den Räubern unter einer Decke steckten, hatten sich schon lange in den geöffneten Häfen sehr widerborstig benommen, schließlich Händel angefangen und wahre Kämpfe geliefert, worin natürlich die unvorbereiteten Chinesen den kürzeren zogen. Die Japaner gaben gewöhnlich vor, von den Chinesen betrogen worden zu sein. Diese Schwierigkeiten begannen schon im Jahre 1383 und dauerten in den folgenden Jahren fort. Güte von seiten der chinesischen Regierung machte die Japaner nur noch unverschämter. Der kaiserliche Hafenmeister konnte dieser unruhigen Elemente selbst mit Soldatengewalt nicht Herr werden.

Nachdem der Kaiser diese Sache untersucht, fand er, daß die Schuld die Japaner treffe, welche sich nicht an seine Hafenordnung halten wollten. Schließlich wurde er so ergrimmt, daß er ein Dekret erließ, wodurch jeglicher überseeischer Handel unter den schwersten Strafen durchaus verboten wurde. „Kein Schiff, selbst nicht das kleinste, darf mehr in die See gehen“. Doch blieb dies Dekret ohne Ausführung; aber dem Ansehen des Kaisers hat es geschadet.

Im Jahre 1387 begab sich Hung-u in höchsteigener Person zu seinem alten Waffengenossen 湯 和 *Tang-huo*, um demselben den ganzen Schutz der Küstenprovinzen anzuvertrauen. Was es in China heißt, wenn der Kaiser in eigener Person einen Besuch macht, weiß man ja: es ist die denkbar größte Ehre. Hung-u wollte seinen alten Waffengefährten verpflichten, noch einmal auf den Kampfplatz zu gehen, obwohl demselben nach so vielen Kämpfen und Verdiensten um das Vaterland bei seinem Alter die Ruhe hätte vergönnt sein sollen. Lange hatte der Kaiser nach dem rechten Mann für eine so verantwortungsvolle Stellung gesucht. Schließlich glaubte

er, keinen besseren zu finden, als seinen alten Freund. Vordem hatte er zwei Generäle nach Dschê-djiang beordert und ihnen befohlen, Festungen und andere befestigte Lager zu bauen, sowie kampfesfähige Männer zum Kriegsdienste auszuheben und einzuüben. Aber seine Befehle wurden vernachlässigt. Man hatte nur fünfzehntausend Soldaten angeworben und nur sechzehn Befestigungen errichtet. Im übrigen konnten die Japaner mit einiger Vorsicht doch noch weiter plündern und brandschatzen.

Tang-huo baute neunundfünfzig andere Festungen, die er nach der Größe und Wichtigkeit in drei Klassen teilte:

1. 衛 *Ui*, welche eine Besatzung von 4640 Mann hatten.
2. 所 *Schuo*, mit einer Besatzung von 1200 Mann.
3. 司 *Se*, die nur eine Besatzung von 100 Bogenschützen erhielten.

Diese größeren oder kleineren Festungen waren so angelegt, daß die Häfen und kleineren Landungsplätze gut bewacht werden konnten. Tang-huo begnügte sich, den vierten kampffähigen Mann auszuheben, und doch hatte er alsbald eine Armee von 58 700 Mann, welche er gut einexerzieren ließ und dann in die Festungen und Lager verteilte.

Auch eine Flotte brachte der energische Feldherr bald zusammen. Außer den Seeschiffen, welche der Kaiser gebaut hatte oder noch baute, verlangte er von der Provinz Fu-djien allein hundert große seetüchtige Schiffe, von der Provinz Kuangdung verlangte er deren noch mehr, alle natürlich mit der notwendigen Besatzung, welche diese zwei handeltreibenden Provinzen leichter als andere stellen konnten. Da aller Seehandel verboten war, fanden die ehemaligen Seeleute auf den Kriegsschiffen ausgiebige Beschäftigung. Die Häfen der Küste wurden möglichst ausgebaut und in guten Stand gesetzt. So hatte man schließlich für die Flotte dreiunddreißig gegen alle Winde geschützte Häfen und achtzehn andere, welche wenigstens von zwei Seiten Schutz gegen die Orkane gewährten.

Die Flotte bestand aus Kriegsschiffen, Lastschiffen und leichten Schiffen zum Aufklärungs- und Nachrichtendienste. Jeder Hafen erhielt hiervon eine vom kaiserlichen Inspektor festgesetzte Anzahl. Besonders ausgesetzte Häfen, wie Ning-buo, Win-dschou u.s.w., waren den Bedürfnissen entsprechend besser ausgerüstet als andere. Übungen im Waffendienst, längere Ausfahrten ins Meer zum Rekognoszieren, besonders wenn für die japanischen Seeräuber günstiger Wind wehte, waren ebenfalls von dem klugen Kommandanten angeordnet.

Das System des Tang-huo in der Verteidigung der Küsten fand so allgemeinen Beifall, daß es bis in die neueste Zeit in Gebrauch

blieb. Die zahlreichen Festungen und Lager längs der Meeresküste von Kuang-dung bis zur Mandschurei sind entweder von ihm oder doch wenigstens nach seinem System gebaut worden. Doch trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln glückte es den Japanern, Raubzüge zu unternehmen, weil treulose chinesische Spione ihnen gute Verräterdienste leisteten. Ihre Schiffe lagen in den zahlreichen kleinen Buchten der Inseln im Meere gut versteckt. Erfuhr man, daß die kaiserlichen Truppen zum Empfange von Großwürdenträgern, zu Übungen oder großen Feierlichkeiten sich eine oder zwei Tagereisen entfernt hatten, so brach man aus dem Versteck hervor und fuhr auf Beute aus. So verheerten denn die kecken Piraten im Jahre 1389 wieder das Gebiet von 寧海 *Ning-hä* in Dschê-djiang, während ihre Genossen in der Provinz Kuang-dung ungestraft große Raubzüge vollführten.

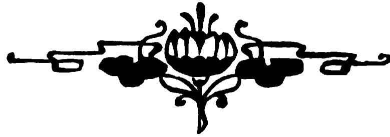
1392 verlor der schon bejahrte Kaiser seinen Thronerben, den auch vom Volke vielverehrten hoffnungsvollen Prinzen 標 *Biau.* Hung-u war über diesen Verlust untröstlich.

Vier Jahre nach dem oben erwähnten Einfalle, 1393, kamen wieder andere Seeräuber und raubten und plünderten in der Provinz Dschê-djiang. Es fehlte wenig, so wären sie sogar bis Hang-dschou vorgedrungen. Auch diesmal zogen sie wieder ganz mit Beute beladen unbehelligt ab. Da sie in der Mehrzahl waren, wagten die chinesischen Truppen nicht, gegen sie vorzugehen. Um doch endlich einmal mit dem Räubergesindel vollständig aufzuräumen, schickte Hung-u noch zwei andere seiner tüchtigsten Generäle, 吳傑 *U-djie* und 張金 *Dschang-djin,* in die Küstenprovinzen. Doch auch diese konnten gegen die Spionage und Keckheit der Piraten nicht viel ausrichten. Zudem starb 1395 auch der tüchtige Tang-huo und der nicht minder große 馮勝 *Fung-scheng.*

Hung-u mußte zusehen, wie seine Provinzen verwüstet wurden; seine Truppen waren entmutigt, und seine Untertanen in Menge in die Sklaverei abgeführt; er selbst aber war ein altersschwacher Greis und dem Grabe schon nahe. Noch kurz vor seinem Tode, im zweiten Monate des Jahres 1398, mußte er einen großen Einfall in Dschê-djiang erleben. Mit diesem Dorn im Herzen starb er im fünften Monate desselben Jahres.

Mit ihm ging einer der größten Herrscher Chinas zu Grabe. Trotz aller Größe und Machtfülle war es aber auch ihm gleich den meisten Sterblichen nicht vergönnt, den Becher reiner ungetrübter Freuden zu trinken. Gar mancher Tropfen Galle war darein gemischt. Zum Glück wurde ihm durch den Tod noch eine andere ganz

bittere Erfahrung gespart. Als nämlich, wie oben gesagt, 1392 sein ältester Sohn Biau starb, designierte Hung-u dessen minderjährigen Sohn schon im voraus zum Thronerben. Daß der Bruder des verstorbenen Biau sich eine solche Umgehung seiner Person nicht gefallen ließe, war wohl vorauszusehen. Doch davon im nächsten Kapitel.



Dreizehntes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter dem Kaiser 永樂 Yung-luo (1403—1425).

Yung-luo anerkennt 1406 den Shogun Yoshimitzu als König von Japan. Seeräuberwesen. Gesandtschaften. Sein Tod 1425.

Hung-u 洪武 war kaum gestorben, so brach der Bürgerkrieg aus. Denn sein Sohn 永樂 *Yung-luo*: „die ewige Freude“ war durchaus nicht gesinnt, einem Knaben, oder vielmehr dessen Höflingen zu gehorchen. Er glaubte Mut und Fertigkeit zu besitzen, das große Werk seines Vaters fortzusetzen. Als Statthalter von Bei-djing hatte er sich seit dem Tode seines älteren Bruders heimlich auf einen Staatsstreich vorbereitet. Nachdem durch den Tod seines Vaters für ihn alle Schranken pietätsvoller Rücksicht gefallen waren, trat er an der Spitze einer großen Armee den Weg nach Nan-djing an. Allen Widerstand schlug er mit dem Schwerte nieder. Es heißt sogar, er habe in Nan-djing und den südlichen Provinzen an die achthundert Großmandarine und Literaten unter ausgesuchten Qualen umbringen lassen.

1403 war er Meister des Reiches Nan-djing. Doch der Schauplatz seiner unerhörten Grausamkeiten konnte ihm nicht gefallen. Darum verlegte er seine Hauptstadt nach Bei-djing, woselbst sie bis jetzt geblieben ist. Nan-djing, die Hauptstadt des Gründers der Dynastie, behielt jedoch alle Privilegien und Vorrechte einer Hauptstadt.

Während der oben erwähnten Vorgänge hatten die japanischen Seeräuber ungestört ihre Raubzüge fortsetzen können. Schon im selben Jahre 1403 ordnete Yung-luo eine Gesandtschaft nach Japan ab, um genaue Erkundigungen betreffs der dortigen Stimmung gegen China einzuziehen, damit er wisse, welche Politik er mit Japan zu verfolgen habe. Noch war sie nicht abgefahren, als eine japanische

Gesandtschaft in Ning-buo eintraf. Ein hoher Würdenträger des Tribunals der Riten benachrichtigte den Kaiser von ihrer Ankunft, teilte aber auch zugleich seinen Zweifel an der Zuständigkeit derselben mit, sowie daß sie bis an die Zähne bewaffnet sei und außerdem noch viele Waffen auf den Schiffen verborgen hätte. Zwar habe sie auch sehr kostbare Geschenke für den Kaiser; aber allem Anscheine nach sei es eine falsche Gesandtschaft. Er schlug vor, alle nicht erlaubten Gegenstände im Namen des Gesetzes mit Beschlag zu belegen. Jedoch werde man nichts unternehmen, bevor man vom Hofe Verhaltungsmaßregeln erhalten.

Yung-luo wollte die Japaner nicht sogleich beim Antritte seiner Regierung vor den Kopf stoßen. Er befahl also, die japanische Gesandtschaft schleunigst nach Bei-djing zu schicken. Sie übergab dem Kaiser einen Brief vom Daimyo 遠道義 *Yüan-dau-i* und überreichte kostbare Geschenke. Yung-luo übersah gütigst, daß Yüan-dau-i zwar aus der Familie des Shogun war, aber keine amtliche Stellung bekleidete. Nachdem er die Gesandtschaft mit Auszeichnung empfangen und bewirtet hatte, entließ er sie schließlich mit reichen Gegengeschenken. Unter Letzteren werden besonders Schildkröten zum Wahrsagen erwähnt, wie solche nur Fürsten haben dürfen.

Da China so reich war, kamen die Seeräuber auch, um ihren Teil zu holen. Yung-luo war doch ungehalten über solche Undankbarkeit. Er schickte seinen Lieblings-Eunuchen 鄭和 *Dscheng-huo* mit 208 Kriegsschiffen und 28000 Mann Besatzung gegen die Seeräuber. Letztere waren von der Ankunft so beträchtlicher Streitkräfte benachrichtigt und versteckten sich in ihren Schlupfwinkeln. Der Eunuch glaubte, das Meer gesäubert zu haben; aber nur zu bald sollte er seine Täuschung einsehen, denn die Seeräuber kamen bald wieder aus ihren Verstecken hervor und fielen wieder ins Land ein. Es waren dies zumeist Japaner von 對馬島 *Dui-ma-dau*, d. h. Tsushima und andern Inseln jener Gruppe.

Bald darauf kam eine neue Gesandtschaft von Japan, um dem Kaiser zu seinem neu ernannten Thronfolger Glück zu wünschen. Trotz aller Liebenswürdigkeit konnte Yung-luo sich diesmal denn doch nicht enthalten, sich über die fortwährenden Einfälle zu beklagen. Er schrieb auch dem Shogun, er möge diese Übeltäter fassen und nach der Strenge der japanischen Gesetze verurteilen.

Auch an die Fürsten von Liu-tchiu, Formosa, den Philippinen und verschiedenen malayischen Staaten u. s. w. schrieb Yung-luo; denn aus allen diesen Ländern kamen auch Seeräuber. Er forderte dieselben auf, in ihrem Lande Ordnung zu halten und auch darauf

zu sehen, daß das Räubergesindel von China fern bleibe. Auf dieses große Aufgebot hin, erzählte man, seien zweiundzwanzig Räuberhauptleute gefangen und eine unzählige Menge ihrer Mannschaften getötet worden. Wo und wie, sagt man nicht.

Gewiß ist, daß die japanische Regierung zwanzig Räuberanführer mit der nächsten Gesandtschaft nach China schickte, mit der Bitte, Yung-luo selbst möchte sie nach seiner hohen Weisheit verurteilen. Ob's aber wirklich Banditenführer oder andere Missetäter waren, ist noch zweifelhaft. Yung-luo dankte verbindlich für so promptes Entgegenkommen, lehnte aber die Bestrafung der Delinquenten ab; das überlasse er der japanischen Behörde. Daraufhin verbrannten die Japaner jene zwanzig Rädelsführer bei langsamem Feuer, und zwar in Ning-buo, zum abschreckenden Beispiele aller Japaner.

Um den Shogun für seinen so lobenswerten Eifer zu belohnen erließ ihm Yung-luo aus besonderer kaiserlicher Gnade die Verpflichtung, alljährlich eine Gesandtschaft nach China zu schicken. Nur alle zehn Jahre sollte eine solche kommen, aber nur auf zwei Schiffen mit einem Gefolge von höchstens zweihundert Mann, und ohne alle Waffen. In Ning-buo sollte sie landen, um von da von chinesischen Würdenträgern an das kaiserliche Hoflager begleitet zu werden. So das offizielle Schriftstück.

In Wahrheit aber hatten der Kaiser und alle Beamten diese sogenannten Gesandtschaften bis zum ärgsten Widerwillen satt. Dieselben verschlangen ungeheure Summen, und zudem trieb das zahlreiche Gefolge allerhand Unfug beim Handel, indem es die Käufer überforderte und Verkäufer schlecht oder gar nicht bezahlte. Darum suchte Yung-luo sich von solchen „Freundschaftsbesuchen“ zu befreien. Durch einen hohen Würdenträger 趙居任 *Dschau-djü-jen* schickte er dem Shogun eine Königskrone, prächtige Festgewänder, wertvolle Altertümer, schöne Gemälde u. s. w., um ihm dadurch einen Beweis seiner Zufriedenheit und Huld zu geben. Zugleich sollte der Gesandte mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit dem Shogun die häufigen Gesandtschaften ausreden. Dschau-djü-jen setzte durch seine hohe Tugend alle in Verwunderung. Geschenke nahm er selbst nicht einmal vom Shogun an. Einen so tugendhaften Mann, meinten die Japaner, hätte man noch nicht gesehen; ein solches Ereignis sei es wert, in der Reichsgeschichte verewigt zu werden.

Wir haben oben erwähnt, daß Hung-u den großen Damm von Hang-dschou nach Schanghä aufs beste wieder hergestellt hatte, um

die fruchtbaren Ebenen von Dschê-djiang gegen die Überschwemmungen des Meeres zu schützen. Im Jahre 1406 hatte ein Orkan im Vereine mit der großen, an sich schon so furchtbaren Flut von Hang-dschou diesen Riesendamm durchbrochen. Die ganze Ebene von Djia-hing und Ning-buo wurde überschwemmt; viele Menschen kamen dabei um oder erlitten anderen unberechenbaren Schaden. Schon bei diesem ungeheuren Unglücke schlugen Sachverständige vor, alles Wasser nordöstlich von Hang-dschou nach 松江 *Sung-djiang* abzuleiten. Aber schließlich schreckte man doch von solch einem ungeheuren Unternehmen zurück. Gleichwohl wurde dieser Plan später unter dem Kaiser 萬曆 *Wan-li* (1573—1620) ausgeführt und dadurch der großen Ebene von Dschê-djiang gute Ernten gesichert. Unter Yung-luo begnügte man sich, den vom Kaiser Hung-u errichteten Damm wieder in guten Stand zu setzen. Hunderttausende von Arbeitern aus den drei großen Präfekturen Djia-hing, Sung-djiang und Su-dschou mußten lange Monate daran arbeiten. Dieser Damm diente auch, die Japaner abzuhalten. Denn man hatte daselbst Wachttürme eingerichtet, welche durch Rauch bei Tage, durch Feuer bei Nacht die Ankunft jener zwei gleich schrecklichen Feinde, nämlich der Seeräuber oder der wilden Meeresflut, meldete, damit die Bewohner sich beizeiten retten könnten.

Da Yoshimitzu um das Jahr 1406 wieder einige Banditenführer zur Aburteilung nach China überlieferte, war Yung-luo so erfreut, daß er ihm ein herrliches goldenes Siegel schickte, worauf der Titel „König von Japan“ eingegraben war. Somit war Yoshimitzu 1406 offiziell als eigentlicher Selbstherrscher von Japan anerkannt. Yung-luo geruhte sogar, mit eigner Hand eine Ehren-Inschrift für den König von Japan zu schreiben, welche zum ewigen Gedächtnisse in Stein eingegraben werden und allen späteren Generationen bezeugen sollte, daß China durch einen Gnadenakt Japan selbständig gemacht habe. Bei der Unmasse von kostbaren Geschenken schickte diesmal auch die Kaiserin, eine literarisch fein gebildete Dame, als besonderen Freundschaftsbeweis je hundert Exemplare ihrer zwei Werke über die Tugend und Pflichten der Frauen für die Königin und ihren Hof mit.

Yoshimitzu, oder wie die Chinesen ihn nennen, 源義滿 *Yüan-i-man*, war der dritte Shogun aus der Familie Ashikaga. Da er 1408 im Alter von einundfünfzig Jahren starb, folgte ihm sein Sohn Yoshimochi, chinesisch 源義持 *Yüan-i-tsche* (1395—1423) als vierter Shogun. Sein Vater hatte freilich, wie wir oben gesehen, 1394 scheinbar abgedankt und war Bonze geworden; tatsächlich aber hatte

er doch noch alle Gewalt in Händen behalten. Erst nach seinem Tode konnte Yoshimochi selbst regieren. Doch war seine Autorität bei diesen fortdauernden Wirren und Kriegen und bei so zahlreichen, mächtigen Daimyo eine ziemlich beschränkte.

Die Seeräuber griffen in diesem Jahre (1408) die Stadt 寧海 *Ning-hä* nordöstlich von Hang-dschou an. Gewöhnlich liebten die Seeräuber es nicht, Städte zu belagern, weil ihnen dies zu viele Zeit kostete und sie der Gefahr aussetzte, überrumpelt zu werden. Die Besatzung und Einwohnerschaft der Stadt, wohl wissend, was sie erwartete, leistete tapfern Widerstand. Die Räuber waren aufs äußerste aufgebracht ob ihrer bedeutenden Verluste. Mit außerordentlicher Wut warfen sie sich wiederholt auf die Stadt und eroberten sie endlich. Soldaten wie Volk wurden niedergemacht und dann die Stadt ausgeplündert. Die Beute war eine ungeheuer große, wie man solche kaum jemals gemacht.

Als im zehnten Monate des Jahres 1409 die Räuberbanden in die Provinz Kuang-dung einfielen, um sich der Einkünfte der reichen Ernte zn bemächtigen, wollte ein schon bejahrter, tugendhafter Literat, 王翰 *Wang-han* mit Namen, die Kraft der heiligen Lehre des Konfuzius erproben. „Diese Chinesen, welche sich als Handlanger japanischer Seeräuber hergeben, haben gewiß noch nie die Lehre des hl. Konfuzius gehört“, sagte er, „ich werde sie bekehren“. Während nun die ganze Bevölkerung ihr Heil in der Flucht suchte, zog Wang-han seine Festkleider an und setzte sich so in sein Empfangszimmer, um die Räuber zu erwarten. Als diese ankamen, rezitierte der alte Gelehrte seine klassischen Sprüche über Tugend, Gerechtigkeit, Humanität und anständiges Betragen hoffend, diese Bande würde alsogleich vor Reue in den Staub sinken, wie man solches im Leben des Konfuzius manchmal lesen kann. Aber diese frechen Gesellen lachten den Alten nur aus. Dieser ward zornig und fing nun an, dieselben mörderisch auszuschimpfen. Einer der Räuber verlor die Geduld, ergriff sein Schwert und schlug ihn nieder. Ob dieser „Tugendprobe“ wird Wang-han unter die heiligen Literaten jener Gegend gezählt.

Ganz entgegen dem Prinzipe seines Vaters liebte Yung-luo die Eunuchen und vertraute ihnen hohe Staatsämter an, welches System Hung-u das Verderben einer Dynastie genannt hatte. Wir haben schon oben einen Eunuchen an der Spitze der Flotte gesehen. Im Jahre 1411 schickte der Kaiser seinen Günstling, den Eunuchen 王進 *Wang-dsin*, als Gesandten nach Japan, um am Hofe wieder einmal Vorstellungen zu machen ob jener wiederholten Einfälle

und die Hoffnung auszusprechen, man möge wie früher auf die Räuber Jagd machen und die Rädelsführer festnehmen.

Aber dieser kaiserliche Freund wollte auch gute Geschäfte machen. Er kaufte allerhand japanische Kuriositäten und Altertümer, bezahlte aber wenig oder nichts, gerade so wie es die japanischen Gesandten in China zu tun pflegten. Die Japaner sind aber weniger gutmütig und devot als die Chinesen. So bekam denn der Eunuch trotz seines hohen Titels, trotz seines riesigen Mentors, der ihn bei seinen „Einkäufen“ begleitete, nicht nur Grobheiten zu hören, sondern auch Schläge zu fühlen. Übrigens hatte er sich auch bei dem Shogun durch anmaßendes Auftreten mißliebig gemacht. Anfangs freilich hatte der Shogun sich bezwungen und Geduld geübt; schließlich aber suchte er diesen unverschämten Menschen in Frieden zu entlassen. Aber der Eunuch hatte es keineswegs eilig, den Abschied zu nehmen. Bei einer großen Schlägerei wäre er fast erschlagen worden. Er verdankte sein Leben einer alten Frau, die ihn versteckte und ihm dann zur Flucht verhalf.

Heimgekehrt reizte er durch lügenhafte Berichte den Kaiser gegen Japan auf, so daß dieser mit den wilden Affen und Zwergen, wie er die Japaner nannte, nichts mehr zu tun haben wollte. Der japanische Hof seinerseits war ungehalten, daß China ihm einen solchen Gesandten geschickt. Somit hörten tatsächlich die beiderseitigen Verbindungen für eine Zeit auf.

Jetzt konnten die Räuber erst recht ungeniert ihr unsauberes Handwerk treiben. Im Jahre 1411 fielen sie wieder in die Provinz Kuang-dung ein. Doch diesmal leisteten ihnen die kaiserlichen Truppen kräftigen Widerstand. Der Sieg war lange zweifelhaft, wurde aber schließlich, da der General gefallen war, den Räubern zu teil. Nun fielen diese Banditen über die Festungen her, um die daselbst hinterlegten Waffen zu erbeuten. Waffen waren ihnen eben lieber als Gold und Silber. Denn ihre zahlreichen Rekruten mußten doch Waffen haben, um an den Einfällen teilnehmen zu können.

Im fünften Monate griffen andere Banden ebenfalls eine Festung in Dschê-djiang an, um Waffen zu bekommen. Die Festung wurde verbrannt, die Umgegend ausgeraubt.

Einen anderen größeren Einfall wagten die Banditen im ersten Monate des Jahres 1416 auf 崇明 *Tschung-ming*. Während die Stadt wegen der Neujahrsfeierlichkeiten in der fröhlichsten Stimmung war, wurde sie auf einmal von zahlreichen Räuberhorden überrumpelt und ausgeplündert. Ganze Schiffe voll Beute, sowie an die dreihundert Gefangene, unter denen sich auch ein Mandarin befand,

wurden mitgenommen. Ein General der mit tausend Mann Truppen von 鎮江 *Dschen-djiang* gekommen war, um wenigstens den Mandarin zu befreien, konnte gegen das Räubergesindel nichts ausrichten.

Andere Banden waren in Schan-dung eingefallen, stießen dort aber auf kräftigen Widerstand des Militärs und der Bevölkerung, so daß sie zur Flucht gezwungen wurden. Im allgemeinen liebten die Räuber nicht die nördlichen Provinzen anzufallen, weil dort das Landvolk viel kräftiger und energischer ist als im Süden.

Bei einem Einfalle in Dschê-djiang im Jahre 1417 war ein Bandenführer mit zehn anderen Räubern gefangen worden. Überglücklich ob dieses großen Ereignisses, schickte die Provinzialbehörde die Gefangenen nach Bêi-djing. Alle Welt verlangte deren peinliche Hinrichtung. Aber Yung-luo benutzte diese Gelegenheit, um eine Gesandtschaft nach Japan zu schicken und seine gefangenen Untertanen auszutauschen. Der Großherr 呂淵 *Lü-yüan* wurde für dieses Unternehmen ausgewählt. Yung-luo gab ihm einen Brief an den Mikado mit, worin er diesen als seinen Vasallen zur Tugend und zur guten Regierung seines Volkes ermahnte.

Dieses diplomatische Zwischenereignis gab Veranlassung, die freundlichen Beziehungen zwischen China und Japan wieder anzuknüpfen. Doch das Räuberwesen dauerte auch diesmal fort. So wurde gerade um jene Zeit die Provinz Dschê-djiang wieder tüchtig ausgeplündert. Durch den guten Erfolg dieses Überfalles ermutigt, kamen im nächsten Jahre 1418 die Räuber mit mehr als zehn großen Schiffen, um die Festung 金山 *Djin-schan*, südlich von Sung-djiang, zu nehmen und dann ohne Gefahr die Umgegend auszuplündern. Aber der Hauptmann 侯端 *Hou-duan* zog ihnen mit seinen gut geübten und mutigen Leuten entgegen. Absichtlich dehnte er den Kampf in die Länge bis zur Zeit, wo die Ebbe einzutreten pflegte. Sobald diese nun eingetreten war und die Schiffe im Sande fest lagen, schlichen sich einige mutige Soldaten zu den Schiffen hin und steckten sie in Brand. Nun rückten die anderen nach und machten die verzweifelten Japaner nieder; nur wenige entkamen. Selten war ein Schlag so gut gelungen. Hätte China viele solcher Offiziere gehabt, so wären wiederholte Einfälle der Japaner unmöglich gewesen. Aber selbst die größten kaiserlichen Belohnungen vermochten oft nicht, dem höheren und niederen Militär Mut und Begeisterung zur treuen Pflichterfüllung einzuflößen.

Kehren wir jetzt zu der Gesandtschaft zurück. — Der Shogun Yoshimochi, der noch soeben den legitimen Mikado um den Thron, d. h. den Ehrenthron, betrogen und deswegen wieder Aufstände im

Lande erregt hatte,*) schrieb an Yung-luo einen sehr demütigen Brief, den die japanische Gesandtschaft 1419 endlich in Bêi-djing überreichte, obwohl sie schon im vierten Monate des vorigen Jahres von Japan abgereist war. In diesem Briefe entschuldigte sich der Shogun mit seinem Unvermögen, so viele und freche Seeräuber zu bändigen. „Mein Land“, schreibt er, „ist ebenfalls von dieser Plage heimgesucht. Nicht nur das Küstenland wird von ihnen belästigt, sondern selbst das ganze Meer ist voll von ihnen, so daß ich diesmal es nicht wagte, die herkömmlichen Geschenke an Ew. kaiserliche Majestät zu senden, denn es würde ja doch alles unterwegs von den Räubern geraubt werden. Es tut mir äußerst leid, daß auch China so viel von diesen Übeltätern zu leiden hat; und stände es in meiner Macht, so würde ich gar gern diesem Mißstande abhelfen. Zwar bin ich leider ganz unfähig, dies zu tun; aber mein Herz ist noch das alte und strömt, wie ehedem, ganz über von Liebe zu China...“

Yung-luo gab sich mit diesen Entschuldigungen zufrieden, da er überzeugt war, nicht mehr von Japan erlangen zu können. Denn er wußte ja aus Erfahrung, wie schwierig es sei, dieses Gesindel zu bändigen. Zudem waren ja auch nicht alle Seeräuber Japaner, sondern viele gewissenlose Untertanen machten mit ihnen gemeinsame Sache, indem sie ihnen mit Rat und Tat beistanden.

Schon lange hatten die Seeräuber nicht mehr die Küsten von 遼東 *Liau-dung* besucht. Darum glaubten sie 1419 durch einen unverhofften Einfall wieder einmal gute Beute machen zu können. Es bekam ihnen aber übel. Der General der Küstenwache ließ sie unbehelligt ans Ufer steigen. Als sie nun vertrauensselig plünderten, fiel er mit seinen Leuten über sie her und schlug sie alle tot. Dieser Mißerfolg hielt die Japaner lange Jahre ab, noch einmal wieder zu kommen.

Wie schon früher oftmals, waren auch um diese Zeit wieder zahlreiche Räuberbanden in Dschê-djiang eingefallen. Der kaiserliche Befehlshaber 劉江 *Liu-djiang* sah ein, daß er in offenem Kampfe mit seinem Häuflein Soldaten gegen eine solche Überzahl

*) Wie wir früher (Seite 149) schon erwähnt, wurde 1892 bestimmt, daß der Mikado abwechselnd einmal aus der südlichen und einmal aus der nördlichen Familie gewählt werden sollte. Als nun Komutsu 1412 starb, hätte der folgende Mikado aus der südlichen Familie genommen werden sollen. Aber Yoshimochi setzte gegen alles Recht Shoko, den zwölfjährigen Sohn des Komutsu auf den Thron, um desto ungehinderter schalten und walten zu können. Das erregte nun die Gemüter. Aber die Partei des Shogun war zu mächtig, um gegen sie vorgehen zu können.

von Banditen nichts vermöge. Er legte sich also in den Hinterhalt. Die Seeräuber ließ er sich nach allen Seiten zum Rauben zerstreuen; dann fiel er zuerst über die Schiffe her und steckte sie in Brand; hierauf griff er die zerstreuten Banden an, tötete mehr als tausend Räuber und nahm ihrer achthundertsiebenundfünfzig gefangen: nur wenige entkamen. Die abgeschlagenen Köpfe der tausend Gefallenen sowie die achthundertsiebenundfünfzig Gefangenen brachte er nach Bêi-djing. Niemals hatte Yung-luo einen solchen Sieg erlebt. Im Übermaße seiner Freude empfing er Liu-djiang in Audienz, verlieh ihm große Ehrentitel und gab ihm ein erbliches Lehen von eintausendzweihundert Bauernfamilien.

Yung-luo wollte dadurch andere fähige Offiziere anspornen, ebenso eifrig im Dienste des Vaterlandes zu sein. Belohnungen wären schon gut gewesen, sich dieselben zu verpflichten. Leider war Yung-luo so unklug und richtete zu diesem Zwecke im Jahre 1420 auch ein eigenes Staatsamt, 東 廠 *Dung-tschang* genannt, ein, welches sich aus lauter Eunuchen zusammensetzte. Dieselben hatten alle Beamten zu überwachen und dem Kaiser diejenigen zu bezeichnen, welche ihr Amt nicht getreu verwalteten. Natürlich war damit dem Kalfaktertum, der Zuträgerei und anderen Mißständen Tür und Tor geöffnet.*)

So war dieses Spionagensystem eine durchaus verfehlte Einrichtung, weil nicht immer das Verdienst, sondern das Geld dabei in Betracht kam. Besser wirkten die großen kaiserlichen Auszeichnungen des Liu-djiang. Dieselben waren natürlich von der Hofzeitung im ganzen Reiche bekannt gemacht worden. Daraufhin gaben sich dann die Truppenanführer verschiedenerseits Mühe, um ähnliche Ehren zu erlangen. Als dann 1421 die Japaner in die Provinz Kuang-dung einfielen, wandte der General 李 魁 *Li-kui* auch die bewährte Kriegslist des Liu-djiang an. Er legte sich mit seinen Leuten in den Hinterhalt, ließ die Räuber sich zerstreuen und fiel dann über sie her. Obwohl letztere sich sammelten und wacker kämpften, wurden sie doch bei der Präfektur 潮 州 *Tschau-dschou* geschlagen. Dieser Sieg war aber nicht besonders glänzend: nur fünfzehn Räuber wurden gefangen, und fünf Gefallenen wurden die Köpfe abgeschlagen. Doch wurde Li-kui vom Kaiser glänzend belohnt.

*) Von diesem Jahre und von diesem Akte an datieren die offiziellen Geschichtschreiber den Verfall der Dynastie Ming. Es ist ein von den Geschichtskennern aufgestellter und von der Geschichte praktisch bewiesener Grundsatz, daß Eunuchen- und Weiberregiment der Ruin einer Dynastie sind.

Während Yung-luo sich selbst an die Spitze seiner zahlreichen Armee gestellt hatte, um die Mongolen, welche den Verlust des reichen China noch nicht verschmerzt hatten, tüchtig zu schlagen, trugen auch seine Generäle im Jahre 1422 nicht unbedeutende Vorteile über die Japaner davon. Letztere waren in das Gebiet von 溫州 *Windschou* in Dschê-djiang und in das von 永春 *Yung-tschuin* in Fudjien eingefallen.

Nach so vielen Niederlagen rüsteten sich die Räuberbanden im Stillen, um die chinesischen Küstenprovinzen in vermehrter Zahl wieder einmal zu überfallen. 1424 kamen sie in solcher Menge und so gut vorbereitet, daß sie wagten, die große Stadt Ning-buo trotz ihrer Besatzung und trotz der nahen Festungen anzugreifen. Sie kämpften mit einer solchen Wut, daß sie die ganze Besatzung, sowie alle Hilfstruppen zurückschlugen und fast ganz vernichteten. In kurzer Zeit war die Stadt genommen; darauf war große Plünderung.

Die Nachricht dieser Untat war die letzte, welche Yung-luo vom Kriegsschauplatze im Süden erhielt. Denn schon im siebenten Monate desselben Jahres (1424) starb er im Alter von fünfundsechzig Jahren. Dieser energische Mann und feine Diplomat hatte alle Mittel versucht, das Land von den Räubereien zu befreien, ohne sein Ziel nur halbwegs erreichen zu können. Er und sein Kriegsrat waren zu sehr in den alten chinesischen Ideen befangen. Da die früheren Helden nur mit Hülfe von Landtruppen über alle Feinde des Reiches Meister geworden und in den klassischen Büchern nirgendwo eine Flotte erwähnt werde, müsse man auch jetzt ohne Flotte jenes Raubgesindel vernichten können. Zudem waren die Mißerfolge der mongolischen Reichsflotte noch in aller Erinnerung und trugen auch zu jener Apathie gegen eine Marine bei.

Doch Hung-u war weitsichtiger und praktischer gewesen und hatte eine Flotte eingerichtet, die sich bei verschiedenen Anlässen auch bewährte. Im Laufe der Zeit wurde sie jedoch so vernachlässigt, daß sie am Ende der Regierung Yung-luos fast ganz leistungsunfähig war. Schade, daß China so wenig Verständnis für eine gute Flotte hatte. Hätte man derselben mehr Aufmerksamkeit und Interesse geschenkt, das Räuberwesen wäre zweifelsohne unterdrückt worden. Denn die Chinesen sind nach dem Urteile von Europäern tüchtige Seeleute. Erst unter der Dynastie der 宋 *Sung* (960—1274) fingen die Chinesen an, sich mit Meeresschiffahrt ernstlich zu beschäftigen und Häfen längs der Küste anzulegen, aber auch nur einzig, um sich der Seeräuber zu erwehren.

Vierzehntes Kapitel.

China und Japan zur Zeit des Kaisers 宣德 Süan-dêi (1426—1435).

Yoshimochis verfehlte Begrüssungsgesandtschaft an den neuen Kaiser. Zweite Gesandtschaft von Yoshinori. Dankgesandtschaft Süan-dêis.

ach dem Tode Yung-luos kam 1425 sein Sohn 洪熙 *Hung-hi*: „großer Glanz" zur Regierung. Als er aber schon nach einigen Monaten starb, folgte ihm sein Sohn 宣德 *Süan-dêi*. In Japan herrschte damals noch Yoshimochi als vierter Shogun aus dem Hause Ashikaga. Um den Thron seinem Sohne zu sichern, hatte er im Jahre 1423 abgedankt, aber, wie herkömmlich, als Bonze doch noch die Regierung weitergeführt. Als aber sein Sohn Yoshikazu 源義量 *Yüan-i-liang* schon 1425, kaum achtzehn Jahre alt, starb, war Yoshimochi wieder alleiniger Inhaber des Shogunats und souverainer Autokrat von Japan. Jedoch währte diese Herrlichkeit nur mehr drei Jahre, denn schon 1428 starb Yoshimochi kaum zweiundvierzig Jahre alt.

Die Unruhen und Bürgerkriege dauerten immer fort. Denn die großen Daimyo waren während derselben zu mächtig geworden und kümmerten sich oft wenig um ihren nominellen Herrn, den Shogun. Sie taten ihm, wie er dem Mikado getan. Somit gab es fortwährend Eifersüchteleien, Reibereien und Kriege, manchmal um der geringfügigsten Ursachen willen. Der Shogun hatte zu wenig Kraft, seinen Willen durchzusetzen.

Yoshimochi lag's am Herzen, gute Beziehungen mit China zu unterhalten, um den vorteilhaften Handel weiter treiben zu können. So schickte er denn im Jahre 1426 eine Gesandtschaft, um den neuen Kaiser Süan-dêi zu begrüßen. Aber das Gefolge des Gesandten war so

zahlreich und dermaßen bewaffnet, als gälte es ein Land zu erobern. Doch der Kaiser unterdrückte sein Befremden und seine Unzufriedenheit, nur um die Japaner nicht zu reizen. Er entließ die Gesandtschaft in Ehren; jedoch schrieb er, um sich in Zukunft derartige Besuche fern zu halten, einen Brief, worin er die alten kaiserlichen Erlasse ins Gedächtnis zurückrief, denen gemäß nur drei Schiffe mit Geschenken und mit einer Besatzung von höchstens dreihundert Mann, von denen nur dreißig Waffen tragen dürften, in den Hafen zugelassen werden würden. Auch in den Häfen seines Reiches ließ Süan-dêi diese alten Bestimmungen wieder veröffentlichen und einschärfen. Dadurch verstimmte er aber sowohl die chinesischen Kaufleute als auch den japanischen Hof. Die Beziehung des letzteren mit China wurden auf lange Jahre hin unterbrochen, aber nicht so die Besuche von seiten der japanischen Räuber.

Trotz dieser lächerlichen Schwäche gegenüber den Seeräubern hatte Chinas politische Größe nichts von seinem Ansehen und Einfluß bei seinen Nachbarn eingebüßt: seine Landmacht blieb unberührt und galt für unüberwindlich, was sie auch zumeist war. Somit kamen alle Nachbarn, um als Chinas Vasallen dem neuen Kaiser Ehre und Geschenke darzubringen. Viele kamen in eigener Person oder entschuldigten sich wenigstens in den demütigsten Worten und schickten um so kostbarere Geschenke, um ihre große Verehrung zu bezeigen. Auch von Japan hatte Süan-dêi erwartet, daß es statt der oben erwähnten Gesandtschaft, die doch wahrlich nicht den Anschein einer Glückwunschgesandtschaft hatte, eine andere mehr ordnungsmäßige geschickt hätte.

Aber bis zum Jahre 1432 wartete er vergebens auf eine zweite Gesandtschaft Japans. Da ging ihm denn doch die Geduld aus. Er schrieb an den König der Inseln Liu-tchiu einen Brief, den er dem Gesandten 柴山 *Tschä-schan* übergab. In dem Briefe erklärte er, der Shogun von Japan sei gehalten, ihm dem Kaiser, zu seinem Regierungsantritte einen ordnungsmäßigen Besuch und Geschenke zu machen, bisher aber noch nicht erschienen; der König von Liu-tchiu, der so leicht und oft mit Japan verkehre, möge den Shogun doch an diese seine Pflicht erinnern.

Yoshimochi war unterdessen (1428) gestorben. Sein Bruder 源義教 *Yoshinori* (chinesisch Yüan-i-djiau) folgte ihm im Alter von fünfunddreißig Jahren (1429—1441). Da dieser in seinem Übermute sich an dem großen Daimyo Akamatsu Mitsusuke zu vergreifen wagte, um diesem seine Lehen zu nehmen, wurde er von demselben 1441 bei einem Festmahle erschlagen.

Unter den großen Sorgen des eigenen Landes hatte Yoshinori China leicht vergessen können. . Sobald er aber vom Könige der Inseln Liu-tchiu an seine Pflicht gemahnt worden war, beeilte er sich, eine Gesandtschaft nach China zu schicken. Durch widrige und starke Winde wurde dieselbe nach 通州 *Tung-dschou* auf dem linken Ufer des Yang-dse-djiang verschlagen. Sie blieb daselbst, bis der Kaiser in seiner Güte ihr den Eintritt ins Reich und den Zugang zur Hauptstadt bewilligte.

Süan-dêi war über die Nachricht ihrer Ankunft hocherfreut. Er hatte die Aufmerksamkeit, einen seiner eigenen Hofköche bis nach Tung-dschou zn senden, um dem Gesandten alle Genüsse chinesischer Kochkunst zu bereiten. Mit größtem Pompe und zahlreichem chinesischen Ehrengeleite wurde die Gesandtschaft auf dem Kaiserkanale nach Bêi-djing geführt. Als sie in 濟寧州 *Dsi-ning-dschou* in der Provinz Schan-dung ankam, wurde sie aufs neue vom Kaiser willkommen geheißen. Ein neuer kaiserlicher Koch, weit erfahrener in der kulinarischen Kunst als der erste, kam an und meldete, Seine Majestät habe ihm die Sorge für das Wohlergehen und die Gesundheit der Gesandtschaft unter strengem Befehl anvertraut.

Neben so außergewöhnlichen Ehrenbezeigungen fehlte es dem Gesandten auch nicht an (freilich selbst verschuldeten) Unannehmlichkeiten. Er war mit dem chinesischen Zeremoniell nicht genug vertraut. Dieser Mangel brachte ihm manches Belächeln und Bespötteln seitens der Chinesen ein, was ihn natürlich ärgern mußte. Selbst bei der kaiserlichen Audienz fehlte es nicht an derartigen Auslassungen der ritenfesten Höflinge, so daß schließlich der Kaiser selbst seine Leute mahnen mußte. Doch dadurch machte er die Sache nur noch ärger. Ganz Bêi-djing sprach von dem unbeholfenen Gesandten. Sobald ein Japaner sich zeigte, machte man das lächerliche Benehmen der Gesandtschaft nach. Kein Wunder also, daß die Gesandten diesmal froh waren, als sie abreisen konnten.

Süan-dêi seinerseits beeilte sich, eine Dank-Gesandtschaft unter der Führung eines Eunuchen nach Japan abzuordnen, die auch noch in demselben Jahre 1433 abging.

Da auch 源道義 *Yüan-dau-i,* Sohn des Shogun, in diesem Jahre gestorben war, ließ der Kaiser sein Beileid ausdrücken und verlieh dem Verstorbenen nach Chinesensitte posthume Ehrentitel, welche zum ewigen Andenken in Stein eingegraben wurden. Der ganze Hof des Shogun war außerordentlich erfreut über diese so große kaiserliche Auszeichnung.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Kaiser 正統 Dscheng-tung (1436—1464).

Sein Feldzug gegen die Mongolen. Siebenjährige Gefangenschaft. Abdankung und zweite Thronbesteigung. Yoshimasa.





Süan-dêi war kaum einige Monate tot, so kam eine Gesandtschaft aus Japan an, um dem noch lebend gedachten Kaiser zu danken für sein Beileid zu dem oben erwähnten Tode des Prinzen Yüan-dau-i. Dscheng-tung, der unterdessen seinem Vater in der Regierung gefolgt war, empfing die Gesandtschaft sehr freundlich und entließ sie mit großen Ehren. Eigentlich kam er als achtjähriger Knabe hierbei wenig in Betracht, als vielmehr die an seiner Stelle wirtschaftenden Eunuchen, an deren Spitze der berüchtigte 王振 *Wang-dschen* stand, der sich auf den Namen des jungen Kaisers hin manche Ungehörigkeiten erlaubte.

Infolge der freundlichen Aufnahme der eben erwähnten Gesandtschaft kam im folgenden Jahre eine zweite Gesandtschaft, worüber man bei Hofe grade nicht sehr erbaut war. Doch wagte man seine Unzufriedenheit nicht zu äußern, um die Japaner nicht zu reizen. Man ersann ein anderes Mittel, um sich in Zukunft gegen Betrügereien nicht offiziöser Gesandtschaften zu schützen. Sehr genial war das Mittel gerade nicht. Man schickte nämlich dem Shogun ein 符 *Fu*, d. h. die Hälfte eines Bambusstückes, von dem man die andere Hälfte in Bêi-djing behielt. Kam also eine echte Gesandtschaft, so mußte der Gesandte jene übersandte Hälfte mitbringen, die natürlich ganz genau nach Kerb und Inschrift auf die andere Hälfte passen mußte. Paßte sie nicht, so war die Gesandtschaft falsch. Anstatt der Hälfte eines Bambusstückes bediente man sich später zu diesem Zweck eines halben Siegels. All' diese Vorsicht

half nicht, denn die Japaner verstanden es, solche Siegel ganz täuschend nachzuahmen. Zudem wußten die Japaner auch sehr gut, daß die chinesische Regierung sich fürchtete, gegen falsche Gesandtschaften vorzugehen und ließen sich also nicht stören.

Auch die japanischen Seeräuber trieben ihr Unwesen noch immer fort. Einen der furchtbarsten Einfälle machten sie im Jahre 1430. Mehr als vierzig große Seeschiffe hatten eine wahre Räuberarmee nach der Provinz Dschê-djiang gebracht. Die großen und reichen Städte 台州 *Dä-dschou,* 寧波 *Ning-buo* und 大嵩 *Da-sung* wurden trotz ihrer Befestigung genommen und ausgeplündert. Sehr oft schon hatten, wie wir gesehen, die Räuber diese reiche Provinz besucht und teilweise ausgeraubt. Aber so arg wie diesmal, hatten sie es noch nicht gemacht. Ehedem hatten die kaiserlichen Besatzungen den Eindringlingen noch etwas Furcht eingejagt und auch schon manche Schlappe beigebracht, aber bei diesem Einfalle haben sie sich mit Schmach bedeckt. Aus allen Festungen und Lagern waren sie nach kaum scheinbarem Widerstand entflohen und hatten den Japanern alles preisgegeben.

Der Unwille des Volkes darüber war aufs höchste gestiegen: das Unglück betraf zu viele, waren ja drei ganze Präfekturen aufs ärgste ausgeplündert worden. Hab, Gut und Lebensmittel waren fort, die Häuser zumeist verbrannt, viele Leute getötet, Frauen und Kinder in die Gefangenschaft abgeführt. Es drohte eine Empörung auszubrechen. Da griff die Regierung alsogleich ein, um das Volk zu besänftigen: sechsunddreißig Mandarine, welche ihre Pflicht nicht getan, wurden enthauptet. Das besänftigte die Gemüter in etwa.

1442 kam schon wieder eine neue japanische „Gesandtschaft“ auf neun Schiffen, deren Besatzung mehr als tausend Mann betrug, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Alle sagten, sie gehörten zum Gefolge und seien gekommen, um den Kaiser zu begrüßen. Aus Furcht wagten die Mandarine es nicht, etwas einzuwenden und beförderten diese sonderbare Gesandtschaft eiligst nach Bêi-djing. Am Hofe war man auch in großer Aufregung. In der Hoffnung, sie um so schneller los zu werden, empfing sie der Kaiser mit Pomp, belobte und belohnte sie. Aber er hatte sich verrechnet. Die saubere Gesellschaft gab vor, von ihren großen Strapazen ausruhen zu müssen. So blieb sie denn bis zum sechsten Monate des Jahres 1443 und nutzte diese Zeit aus, um gute Handelsgeschäfte zu machen.

Unterwegs traf sie ein Unglück. Nachdem die Schiffe von Ning-buo abgesegelt waren, legten sie wie gewöhnlich, wenn der

Wind nicht günstig war, bei den Inseln an. Viele Leute stiegen aus, um sich am Lande etwas zu erholen. Bei dieser Gelegenheit verirrten sich zwei hochgestellte Mitglieder der Gesandtschaft und blieben zurück. Wie es scheint, ertrugen sie ihr Mißgeschick sehr philosophisch. Sie machten Verse und kratzten ihre Elegien auf Steinplatten ein.

Vom fünften bis zehnten Monate dieses Jahres 1443 plünderten zahlreiche Seeräuberbanden das Gebiet von 嘉興府 *Djiahing-fu* in der Provinz Dschê-djang. Die Stadt 寧海 *Ning-hä* wurde genommen und die Festung 乍浦 *Dscha-pu* zerstört und verbrannt. Kurz, diese fruchtbare und reiche Ebene wurde während fünf langer Monate ausgeraubt. Immer kamen neue Banden mit leeren Schiffen an, und alle fanden noch genug Beute. Die Führer bei diesen Plünderungen waren zwei dem Gefängnisse entflohene Sträflinge, 周來保 *Dschou-lä-bau* und 鍾普福 *Dschung-pu-fu*, welche Land und Leute gut kannten, also wußten, wo etwas zu holen war. Diese Verbrecher wollten nicht nur plündern, sondern auch an ihren Anklägern und Verfolgern sich rächen.

Endlich, nach fünf langen Monaten, waren einige kaiserliche Truppen bereit, den Seeräubern entgegen zu treten. Nach alt bewährter Weise legten sie sich in den Hinterhalt und suchten so den Feind zu überfallen; denn sie wagten nicht die furchtbaren japanischen Krieger direkt anzugreifen. In der Tat gelang ihnen ihr Vorhaben. Die Räuber wurden besiegt und in die Flucht geschlagen. Oben erwähnte verräterische Sträflinge hatten ohne zu kämpfen alsogleich das Weite gesucht. Als Bettler verkleidet suchten sie sich der Verfolgung zu entziehen. Doch wurden sie erkannt und unter ausgesuchten Qualen hingerichtet.

Schon Kaiser Yung-luo (1403—1424) hatte den Japanern einige Häfen zu freiem Handel geöffnet. Die Seeräuber aber „verirrten“ sich immer in andere nicht freie Häfen. Sahen sie, daß das Land von Soldaten besetzt und bewaffnet war, so gaben sie sich für Kaufleute aus und boten Waren feil.*) War dagegen das Land nicht bewacht, so gingen sie alsogleich ans Rauben und suchten dann eiligst das Weite.

Wie wir schon gesehen, waren manche jener Gesandtschaften nichts anderes als verkappte Räuberbanden. Wenn man sein Befremden über ihre zahlreichen Waffen ausdrückte, gaben sie vor, das

*) Hauptsächlich waren dies Schwefel, indisches Coesalpinis-Holz und andere leicht entzündbare Artikel. Zunächst waren dieselben bestimmt, um Schiffe und Häuser anzustecken. Nur wenn sich dazu keine Gelegenheit bot, oder wenn man Verdacht ablenken wollte, wurden sie zum Verkaufe feil geboten.

Meer sei so voll von Seeräubern, daß man solcher Waffen sehr bedürfe.

Während an der Meeresküste die Japaner plünderten, fielen die Mongolen an der Nordgrenze des Reiches ein. Verschiedene chinesische Generäle, die gegen sie gezogen waren, wurden geschlagen. Schließlich riet der schon früher erwähnte Groß-Eunuch Wangdschen dem Kaiser, sich selbst an die Spitze seiner Armee zu stellen und in höchsteigener Person den Feind zu vernichten. Der zweiundzwanzigjährige unerfahrene Kaiser glaubte seinem Günstlinge und zog 1446 ins Feld. Doch er wurde geschlagen, ja selbst gefangen genommen.

Die Bestürzung darob war außerordentlich. Da man Wangdschen als den Urheber dieses Unheiles ansah, wurde er mit einigen Hauptmitschuldigen grausam hingerichtet; andere weniger Schuldige wurden mit Ehrenverlust und Einziehung ihrer Güter bestraft. Die Weiber und Kinder der Hingerichteten wurden als Sklaven unter die Großen oder an die Pagoden verteilt.

Die Mongolen waren zu klug, um sich aus dem Tode des Kaisers einen merklichen Nutzen zu versprechen. Darum schonten sie seines Lebens und führten ihn in die innerste Mongolei, daß es ihm nicht möglich wäre, zu entfliehen. Dscheng-tung blieb in dieser Gefangenschaft bis zum Jahre 1453. Unterdessen sparten die treuen Untertanen nichts, um ihrem Kaiser die Gefangenschaft möglichst zu erleichtern und ihn aus derselben zu befreien. Doch die Mongolen ließen ihn nicht so leichten Kaufes frei. Sogleich nach der Gefangenschaft Dscheng-tungs hatte sein Bruder 代宗 *Dä-dsung* den Thron bestiegen. Als nun Dscheng-tung 1453 heimkehrte, war er klug genug, keine Unordnung in die Regierung zu bringen: er zog sich zurück und lebte als Privatmann. Erst als sein Bruder 1457, kaum dreißig Jahre alt, gestorben war, bestieg er wieder den Thron und regierte noch ungefähr acht Jahre, bis auch er, erst achtunddreißig Jahre alt, 1465 starb. Sterbend verordnete er noch ausdrücklich, daß kein Diener und keine Konkubine bei Gelegenheit seines Todes oder Begräbnisses dürfe getötet werden — ein Beweis, daß dieser abscheuliche Gebrauch zu jener Zeit wohl noch existierte. Theoretisch hatten freilich die chinesischen Weisen solchen Brauch für verabscheuungswürdig erklärt, aber es gab doch immer Leute, die aus Schmeichelei den Großen gegenüber solchen Unfug noch zu rechtfertigen und zu billigen wagten.

Unter seiner Regierung ereignete sich die furchtbare Überschwemmung des Huang-ho, im Jahre 1462. Fast ganz 開封府

K'ä-fung-fu war überschwemmt und verwüstet. Schon seit 1448 zeigte der eigensinnige Huang-ho verschiedene Male Lust, den Süden zu besuchen. Doch richtete er nie so großes Unheil an, als durch die Überschwemmung von anno 1462.

Doch kehren wir zu den Japanern zurück. Im Jahre 1453 kam wieder eine sogenannte japanische Gesandtschaft. Dieselbe war sehr zahlreich und aufs beste bewaffnet. Sie zogen auf dem Kaiserkanal nach Norden. Als sie bis 臨清 *Lin-dsing* in Schandung, siebenhundertsechzig Li von Bêi-djing gekommen waren, gebrauchten sie Gewalt und plünderten die Stadt. Der Mandarin, welcher diese Unholde beschwichtigen wollte, wurde fast totgeschlagen. Trotzdem empfing sie der Kaiser in feierlicher Audienz, weil er sie nicht zu anderen Gewalttaten reizen wollte. Nur erlaubte er sich, in Erinnerung zu bringen, daß ehedem festgesetzt worden sei, es sollen nur drei Schiffe mit einer Besatzung von höchstens dreihundert Mann kommen, von denen aber nur dreißig Waffen tragen dürften.

Die Japaner hatten schon längst bemerkt, daß der Kaiser und sein Hof eine entsetzliche Furcht vor ihnen hatten. Diese wollten sie sich zu nutze machen. Sie stellten sich also erstaunt, wie der Kaiser ihnen diesmal so geringfügige Geschenke mache für die zahllosen Geschenke, welche sie aus Japan gebracht; so geringe Gegengeschenke könnten sie ohne Schande nicht annehmen.

So fing denn das Riten-Ministerium Unterhandlungen mit den Japanern an. Letztere forderten, die Gegengeschenke sollten gleich ihren Geschenken einen Wert von 217 000 Unzen Silber darstellen. Die Chinesen dagegen meinten, 34 700 Unzen Silber sei schon mehr als der zehnfache Wert der aus Japan mitgebrachten Geschenke.

Die Sache ging bis an den Kaiser. Dieser bewilligte noch ein Geschenk von 10 000 Unzen Silber. Die Japaner nahmen dies Geschenk an, verlangten aber noch mehr; sie lärmten und drohten. Um sie endlich los zu werden, gab ihnen der Kaiser noch 1 500 Rollen Seide. Selbst jetzt noch stellten sich die unverschämten Kunden unzufrieden, zogen aber doch schließlich ab.

Entrüstet über das vorerwähnte räuberähnliche Gebaren machte der Kaiser Vorstellungen bei der japanischen Regierung. Wahrscheinlich hat er diese Note durch den König von Korea übermittelt. Denn die demütige Antwort aus Japan kam auch über Korea. Der Shogun bat um Verzeihung über solch unerhörtes Betragen seiner Leute und erklärte sich unwürdig, noch fernerhin vor des Kaisers Angesicht zu treten. Auch hatte er den König von Korea

um seine Vermittelung und Fürsprache gebeten. Welch' ein Gegensatz zu dem selbstbewußten Auftreten mancher seiner Vorgänger! Die Shogune waren damals eben lange nicht mehr jene mächtigen Herren von früher.

Froh über eine solche Genugtuung antwortete das Riten-Ministerium schleunigst und gnädigst, alles sei vergessen und verziehen, nur möge der Shogun einen vernünftigen und erfahrenen Mann zu seinem Gesandten auswählen, der auch mit den Regeln diplomatischer Missionen gut bekannt sei; sei der Leiter der Gesandtschaft ein zuverlässiger Mann, so würden ähnliche Ungehörigkeiten niemals wieder vorkommen.

Ganz erfreut über so unerwartet große Güte, sandte der Shogun im folgenden Jahre 1458 eine Gesandtschaft, um dem Kaiser innigst zu danken. Der Brief war in den denkbar demütigsten Ausdrücken abgefaßt; die Geschenke waren auch überreich und kostbar.

Der Kaiser empfing die Gesandtschaft mit größtem Prunk und mit aufrichtiger Freude, hoffte er ja, daß die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen von nun an sich besser gestalten würden. Leider hatte er sich geirrt. Der damalige achte Shogun war *Yoshimasa* 源義政, chinesisch Yüan-i-dscheng (1445—1472), aus der Familie Ashikaga. Er war seinem Bruder 義勝 *Yoshikatsu,* der nach zweijähriger Regierung als ein Kind von zehn Jahren 1443 gestorben war, gefolgt. Auch der neue Shogun war ein Kind von acht Jahren. Somit konnte von Herrschen keine Rede sein. Die großen Daimyo-Familien der Hosokawa, Hata-Keyama, Shiba und andere, die vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert so mächtig waren, machten sich fortwährend den Vorrang streitig und bekriegten sich fast ohne Unterlaß. Die kleinen Daimyo mußten sich der einen oder anderen Partei anschließen. So dauerten denn die Bürgerkriege in Japan immer fort. Von ordentlicher Regierung, von Ruhe und Frieden im Lande konnte keine Rede sein. Japan verarmte und verwilderte immer mehr; kein Wunder also, daß das Räubergesindel überhand nahm und seine Raubzüge nach China weiter fortsetzte.

Da Yoshimasa bis 1464 noch keinen Sohn hatte, ernannte er seinen Bruder Yoshimi zum Thronfolger. Aber siehe da! im folgenden Jahre 1465 wurde ihm ein Sohn Yoshihisa geboren. Der abgesetzte Yoshimi hatte aber unter den Daimyo mächtige Anhänger, mit deren Hülfe er dem jungen Kronprinzen den Thron streitig zu machen suchte. Dadurch veranlaßte er einen zehnjährigen wütenden Bürgerkrieg. Im Jahre 1474 dankte Yoshimasa zu

Gunsten seines nun zehnjährigen Sohnes Yoshihisa ab und wurde Bonze, fuhr aber gleichwohl fort zu regieren. Er wollte seinem Sohne den Thron sichern. Als ersterer aber 1489 starb, versöhnte sich Yoshimasa mit seinem Bruder Yoshimi und erklärte dessen Sohn Yoshitane 義稙 als Thronfolger. Als er nun 1490 im Alter von fünfundsechzig Jahren starb, folgte ihm der eben erwähnte Yoshitane in der Regierung. Wie schwach damals die Shogune gewesen, ersieht man aus dem Umstand, daß, wie wir wissen, manche Daimyo auf eigene Faust im Namen des Shogun Gesandte nach China schickten. Andere Daimyo waren durch die vielen Bürgerkriege moralisch und materiell herunter gekommen, daß sie es nicht unter ihrer Würde hielten, gleich dem verkommensten Gesindel vom Raube zu leben.



Sechzehntes Kapitel.

Der Kaiser 成化 Tscheng-hua (1465-1487.)

Famose Räubergesandtschaft. Gründung des 西廠 Si-tschang. Tod des Kaisers.

Als Tscheng-hua nach seinem Vater zur Regierung kam, war er ein junger Mann von achtzehn Jahren. Das Eunuchen- und Weiber-Regiment dauerte auch unter ihm fort. Da der Groß-Eunuche 曹吉祥 *Tsau-dji-siang* es schließlich doch zu arg trieb, wurde er wegen seiner Tyrannei und wegen Mißbrauch kaiserlicher Geheimnisse zum Tode verurteilt. Auch seine Freunde und Helfershelfer wurden nach dem Maße ihrer Verbrechen bestraft. Das ungeheure Vermögen des Tsau-dji-siang wurde eingezogen und der Kaiserin zum Unterhalt ihres Hofstaates geschenkt. Seit dieser Zeit hatten die Kaiserinnen der Ming ihr so beträchtliches Privat-Vermögen.

Anstatt des abgeurteilten Eunuchen Tsau-dji-siang führte nun die Konkubine 萬氏 *Wan-sche* das Regiment am Hofe, ja sogar im Reiche. Selbst der Kaiser wurde von ihr tyrannisiert. Gern hätte er sich ihrer erledigt; aber er fürchtete ihre mächtige Partei und Verwandtschaft.

Dieses Weib war derartig gefürchtet, daß, als im Jahre 1470 dem Kaiser von einer anderen Konkubine, 紀 *Dji* genannt, ein Sohn geboren wurde, man nicht wagte, dies Freudenereignis bekannt zu machen, aus Furcht, der kleine Sprößling würde mit seiner Mutter von der eifersüchtigen Wan-sche umgebracht. Diese Furcht war nicht unbegründet; denn sie hatte schon einen Sohn des Kaisers vergiftet. So erzog man denn den Knaben heimlich bis zum fünften Jahre. Da endlich erfuhr der Kaiser sein Glück. Seine Freude kannte keine Grenzen. Mutter und Sohn wurden mit Ehren und

Titeln beschenkt und der Prinz alsogleich zum Thronfolger erhoben. Sonderbar; kurze Zeit darauf starb die Dji ohne vorherige Krankheit. Die Geschichtschreiber sagen, sie sei von der Wan vergiftet worden. Dank der guten Bewachung entging der Prinz dem Tode durch Verbrecherhand.

Außer den Eunuchen und Weibern liebte Tscheng-hua besonders die 道士 *Dau-sche*, durch deren Vermittlung er die Zukunft zu erfahren und ein langes Leben zu erlangen hoffte. Die Dausche gaben vor, das Geheimnis zu besitzen, Unsterblichkeitspillen bereiten zu können. Trotz dieser „Unsterblichkeitspillen" starb Tscheng-hua schon im Alter von einundvierzig Jahren.

Sehen wir uns nun diesen Kaiser in seinen Beziehungen mit den Japanern an.

Im zweiten Jahre seiner Regierung, d. h. im Jahre 1466, kam eine falsche Gesandtschaft, aus lauter verkappten Räubern bestehend, mit Schätzen reich beladen in Ning-buo an. Diesmal merkten die Beamten sofort den Betrug und sannen auf Mittel, der Schiffe und Mannschaften habhaft zu werden. Doch ehe ihnen der Streich gelang, waren die Japaner schon davongeeilt.

Von Ning-buo begab sich die „Gesandtschaft" nach Fu-djien. Dort ließen sich die Mandarine täuschen. Sie berichteten die Ankunft der „Gesandtschaft" an den kaiserlichen Hof, zählten die schönen, kostbaren Geschenke auf, fragten nach Verhaltungsmaßregeln für die Weiterbeförderung nach Bêi-djing. Unterdessen wurden die „Gesandten" aufs beste bewirtet. Nachdem sich dieselben das Land gut angesehen und in Erfahrung gebracht hatten, wo die kaiserlichen Truppen standen und in welcher Zahl, fielen sie über die Stadt 大嵩 *Da-sung*, die heutige Kreisstadt 海澄 *Hä-dscheng*, her und plünderten sie. Die Stadt liegt fünfzig Li südöstlich von der Präfektur 漳州府 *Dschang-dschou-fu*. Die Japaner beeilten sich, denn sie wußten wohl, daß die kaiserlichen Truppen in Bälde ankommen müßten. Und richtig; noch am selben Tage, freilich schon ziemlich spät am Abende, kamen dieselben an. Wie groß war nicht die Freude der Soldaten, als sie am Meere die Schiffslaternen brennen sahen. Sie glaubten, die Japaner seien ganz sorglos und wüßten nichts von ihrer Ankunft. Darum hatten sie's mit der Verfolgung derselben auch nicht sehr eilig. Erst des anderen Morgens, als die Sonne schon ziemlich hoch stand, begaben sie sich siegesgewiß ans Meer, um das Piratennest auszuheben. Doch wie groß war ihr Staunen, als sie die Schiffslaternen noch brennen sahen. Aber noch größer war ihre Enttäuschung und Wut, als sie beim Herannahen

sahen, daß die Laternen nicht an den Mastbäumen, sondern an den hohen Bäumen am Ufer aufgehängt waren und daß das ganze Räubernest ausgeflogen war. Die Räuber hatten, durch Spione gewarnt, den tapferen Vaterlandsverteidigern einen Streich gespielt.

Die Wut des Volkes war unbeschreiblich; es fehlte nicht viel, so hätte es sich gegen das Militär erhoben und die Wohnungen der Beamten erstürmt.

Am meisten waren die Mandarine geprellt und verlegen. In der Hoffnung auf Belohnung waren sie etwas zu voreilig und zu diensteifrig gewesen und hatten allzufrüh die Ankunft oben erwähnter „Gesandtschaft“ bei Hofe angemeldet. Was nun tun, um sich aus der Verlegenheit zu helfen? Alles Hin- und Hersinnen half nichts; man mußte den Hof auf den Irrtum aufmerksam machen. Doch das bekam ihnen gar übel. Der Kaiser wurde, als er von der Sache hörte, begreiflicherweise grade nicht in die beste Laune versetzt. Um seiner Beamtenschaft ein für allemal eine gute Lektion zu geben, verfügte er die Absetzung und Bestrafung der beteiligten Zivil- und Militärbeamten.

Im Jahre 1468 kam aber eine echte Gesandtschaft mit einem authentischen Schreiben des Shogun Yoshimasa. Derselbe hatte nämlich auch Kunde von dem eben erzählten Vorfalle erhalten und schickte diese Gesandtschaft, um sich demütigst zu entschuldigen und unfähig zu erklären, das raffinierte Räubergesindel im Zaume zu halten.

Tscheng-hua wollte es mit Japan nicht verderben; darum verbiß er seinen Ärger und zeigte sich durch den Brief des Shogun und die überbrachten stattlichen Pferde und die anderen kostbaren Geschenke befriedigt. Ja, als er bemerkte, daß die drei Dolmetscher der Gesandtschaft so trefflich Chinesisch sprachen, wurde er sogar gesprächig und erkundigte sich, wo sie die Sprache so gut erlernt hätten. Es stellte sich nun heraus, daß sie aus Ning-buo gebürtig und in ihrer Jugend bei einer großen Plünderung der Stadt als Gefangene nach Japan entführt worden waren. Sie sagten, daß es ihnen in Japan sehr wohl ergehe. Dann erbaten sie sich vom Kaiser die Gnade, die Gräber ihrer Ahnen in Dschê-djiang besuchen zu dürfen, um denselben ihre Verehrung zu bezeigen und Speiseopfer darzubringen. Der Kaiser belobte ihre kindliche Frömmigkeit und gab die erbetene Erlaubnis. Da man aber die Listen und Kniffe der verschmitzten Japaner kannte, kam die ganze Beamtenschaft über diese Erlaubnis in Aufregung. Es wurde verordnet, daß einzig die drei Dolmetscher ohne Bewaffnung, ohne alle Begleitung von

eigens dazu bestimmten Chinesen, an dem von den Ortsbeamten ausgewählten Tage, zur bestimmten Stunde zu den Gräbern ihrer Ahnen geführt würden. So groß war die Furcht, die man vor den Japanern hatte.

Kaum war diese Gesandtschaft abgereist, als noch in demselben Jahre 1468 im elften Monate eine andere ankam, welche unter der Leitung des Großherrn 清啟 *Tsing-tschi* stand. Obwohl dieselbe allem Anscheine nach eine falsche war und nur der kaiserlichen Gegengeschenke und des Handels wegen kam, ließ Tscheng-hua sie doch zu. Schon unterwegs hatte dieselbe in den Städten und Marktflecken längs des Kaiserkanals arge Streitigkeiten veranlaßt. Selbst in Bêi-djing, sozusagen unter den Augen des Kaisers, benahmen sie sich so herausfordernd und beleidigend, daß es nicht nur zu Zänkereien und Streitigkeiten, sondern sogar zu Schlägereien kam. Wurde einer ihrer Leute verwundet, so machten diese saubern Herren viel Aufhebens davon, klagten über Verletzung des Völkerrechtes und verlangten die Auslieferung der Schuldigen. Wenn dann die Mandarine versprachen, sie wollten die Schuldigen nach der Strenge der Gesetze bestrafen, gaben sich die Japaner damit nicht zufrieden, sondern bestanden gebieterisch auf ihrem Begehren und drohten mit Rache. Die Sache kam bis an den Kaiser, der so schwach war, den unverschämten Forderungen des frechen Gesindels nachzugeben und die Schuldigen auszuliefern. Dieselben wurden dann nach Japan mitgeführt. Was dort mit ihnen geschehen ist, hat man nicht erfahren.

Solch eine Nachgiebigkeit seitens des Kaisers machte die Japaner nur noch frecher und herausfordernder. Darum berichten auch die Geschichtschreiber, daß es bei der im Jahre 1475 angelangten Gesandtschaft noch ärger zugegangen habe. Um des lieben Friedens willen verordneten die Mandarine, das Volk solle sich von jenen Unmenschen fern halten, damit doch ja kein Anlaß zu Streitigkeiten gegeben werde. Und der kaiserliche Hof tat in seiner schwachen Gutmütigkeit nichts anderes, als daß er die Gesandtschaft an die alten Bestimmungen für derartige Besuche erinnerte. Was Wunder, wenn die Japaner über die Schwäche des Kaisers und die erwähnten Verordnungen nur lachten.

Daß unter Tscheng-hua die Eunuchen und Konkubinen viel zu sagen hatten, läßt sich leicht denken. Um den Eunuchen noch mehr gewinnreiche Ämter verschaffen zu können, errichtete der Kaiser ein neues Beamtenkollegium, das 西廠 *Si-tschang*. Im Jahre 1420 haben wir schon von dem 東廠 *Dung-tschang* gesprochen,

Das Si-tschang war gewissermaßen nur eine Erweiterung des Dung-tschang. (Vergleiche Seite 179.)

Waren die Eunuchen vorher Inspektoren der Mandarine und ihrer Verwaltung, d. h. gewissenlose Angeber und Verleumder gewesen, so wurden sie jetzt noch zu Hafen- und Handelsintendanten ernannt. Kaum gab es gewinnreichere Posten. Die jährlichen Haupt- und Nebeneinkünfte sollen ganze Millionen betragen haben. Diese Ämter waren ausschließlich für die Eunuchen geschaffen worden. Wir werden später sehen, wozu das führte. Der Leiter dieser neuen Einrichtung war der Hauptgünstling des Kaisers, nämlich der Groß-Eunuche 汪直 *Wang-dschen,* der leider seine Stellung schnöde mißbrauchte, um nach Willkür schalten und walten zu können. Seine Dreistigkeit ging sogar soweit, daß er's wagte, dem Kaiser zu widersprechen. Zum Glück für andere fiel er infolgedessen in Ungnade.

In eben diesem Jahre 1477 kam zum Leidwesen aller eine neue „Gesandtschaft" aus Japan. Sie brachte reiche Geschenke und verlangte dafür buddhistische Bücher. Der Kaiser gab ihnen daher das große Sammelwerk 法苑珠林 *Fa-yüan-dschu-lin.* Als die unbescheidenen Menschen sich beschwerten, das sei zu wenig, ließ ihnen der Kaiser, um ihrer los zu werden, noch fünfhunderttausend Sapeken, d. h. nach heutigem Gelde mehr als tausend Dollar geben. Solche Güte des Kaisers gefiel den Japanern so wohl, daß sie im Jahre 1484 wieder kamen. Dank der Geldgier der Eunuchen war es ihnen leicht, an den Kaiserhof zu gelangen. Hier wurden sie ehrenvoll empfangen und mit Geschenken für sich selbst und den Shogun sowie dessen Gemahlin entlassen. Diesmal benahmen sie sich anständiger wie früher, aber trotzdem traute man ihnen nicht gar zu viel. Um doch ja allen Anlaß zu Zänkereien zu vermeiden, hatten einige höhere Mandarine ihnen all ihre mitgebrachten Waren en gros abgekauft und gut bezahlt. So blieben denn die früher so häufigen Ungehörigkeiten aus, und die Gesandtschaft zog zufrieden und friedlich ab.

Das war der letzte Besuch, den Tscheng-hua von den Japanern erhalten; denn nachdem im ersten Monate 1487 seine böse Konkubine 萬氏 *Wan-sche* gestorben war, starb auch er im achten Monate desselben Jahres, im dreiundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, im einundvierzigsten seines Alters.

Werfen wir jetzt noch einmal einen kurzen Rückblick auf Yoshimasa.

Wie wir am Schlusse des vorigen Kapitels gesehen, hat er seinen Sohn nicht lange überlebt. Während seiner fünfundvierzig-

jährigen Regierung hat er sehr viel Leid erleben müssen, das er aber meistens selbst verschuldet hatte. Denn auch er lebte dem Vergnügen und vergeudete die Staatseinkünfte. Wegen seines wetterwendischen Charakters kam er selbst mit seinen Freunden öfters in Konflikt und verursachte langjährige Kriege. So war sein Tod gerade kein großes Unglück, weder für seine Familie noch für das Reich.



Siebenzehntes Kapitel.

Japans Beziehungen zu China unter dem Kaiser 弘治 Hung-dsche (1488—1505).

Aufhebung des 東廠 Dung-tschang. Yoshitane und O-uchi Yoshioki.

Auf Tscheng-hua folgte sein Sohn Hung-dsche. Bei seinem Regierungsantritte (er zählte erst achtzehn Jahre) hob er nach altem Brauch die Kaiserin-Mutter und Großmutter zu den höchsten Würden und ernannte seine erste Frau zur Kaiserin. Dann erhob er seine an Vergiftung verstorbene Mutter 紀氏 *Dji-sche* nachträglich auch noch zur Kaiserin und gab ihr alle nur wünschenswerten posthumen Titel.*) Dann räumte er mit der ganzen Verwandtschaft der Wan, die seine Mutter vergiftet hatte, auf. Seit 1466 war 萬安 *Wan-ngan* Staatsminister gewesen: er wurde jetzt mit all seinen Günstlingen entlassen. An seine Stelle trat 徐溥 *Siü-pu.*

Früher hatten die Eunuchen im Namen des Kaisers überall im Reiche die schönsten Mädchen für den kaiserlichen Harem eingezogen. Das war oft eine so große Anzahl, daß man sie im Harem nicht alle unterbringen konnte. So trieben denn die Eunuchen Handel mit diesen Mädchen und verschacherten sie um große Summen an reiche Familien. Siü-pu veranlaßte den Kaiser, diesen Unfug zu verbieten.

Auch hob der Kaiser das 1420 von Yung-luo errichtete 東廠 *Dung-tschang* auf, weil die Eunuchen mit der Bestechlichkeit und

*) Kommt der Sohn einer Konkubine auf den Thron, so wird seine Mutter zugleich geadelt und erhält trotz ihrer niedrigen Abkunft eine Ausnahmestellung. Dji-sche war die Tochter eines kleinen Unterpräfekten und nur als Dienstdame in den Harem gekommen. Sie war aber klug genug gewesen, die so eifersüchtige Wan-sche zu täuschen.

dem Stellenhandel es doch gar zu bunt getrieben hatten. Nachdem man sie gezwungen, die unrecht erworbenen Gelder herauszugeben, wurden sie aller Ämter und Ehren verlustig und unfähig erklärt, jemals wieder ein Staatsamt bekleiden zu können.

Leider ging's hierbei wie bei so vielen anderen Reformbestimmungen neuer Herrscher. Was auf dem Papiere stand, war ja alles hübsch und recht. Aber nachdem das erste Interesse vorbei und die Schneide des Eifers abgestumpft war, lenkte alles allmählich wieder in die alten Bahnen ein. Die neuen Beamten waren vielfach nicht merklich besser, als die alten abgesetzten. Doch genug von diesen unerquicklichen Zuständen.

Als im Jahre 1495 eine neue Gesandtschaft aus Japan kam, zeigten sich diese Leute hochfahrender als jemals. Auf dem ganzen Wege gab ihr übermütiges Betragen Anlaß zu Streitigkeiten und Händeln, trotzdem das Volk, von den Mandarinen vorher gemahnt, sich recht in acht genommen hatte.

Zu 濟寧州 *Dsi-ning-dschou* in der Provinz Schan-dung kam es zu blutigen Kämpfen, weil das dortige Volk sich die Schikanen der wüsten Japaner nicht gefallen lassen wollte. Auf eine Beschwerde hin, die man beim kaiserlichen Hofe eingereicht hatte, war derselbe so schwach und nachgiebig, daß er die ganze Schuld gegen seine Überzeugung, nur um den Japanern nicht auf die Zehen zu treten, der Unklugheit der Beamten in die Schuhe schob, die Mandarine absetzte und den Dolmetscher in die Verbannung schickte. Dagegen wurde die Gesandtschaft mit Ehren und Geschenken entlassen, was sie doch wahrlich nicht verdient hatte. Aber so geht's oft in der Welt. Die Unschuldigen oder Minderschuldigen müssen nicht selten für die Schuldigen büßen, während diese in Amt und Ehren bleiben, vielleicht sogar noch steigen. Es ist wahrlich gut, daß unser Herrgott allmächtig ist, sonst hätte er wirklich viel zu tun, wenn er die unzähligen derartigen Ungerechtigkeiten alle nach Recht und Gerechtigkeit bestrafen wollte. Jahrhunderte wären dazu nicht genügend; aber er bringt's in einem Schlage fertig und zwar ganz gründlich. — Doch schweifen wir nicht zu weit ab, sondern kehren wir zu unserer netten Gesandtschaft wieder zurück. Durch die in der Hauptstadt verfügte Freisprechung ermutigt, übte dieselbe auf ihrer Rückreise durch Dsi-ning-dschou blutige Rache, wobei sie mehrere Chinesen tötete. Auch jetzt tat der Kaiser nichts zum Schutze seiner Untertanen. Er beschränkte sich nur, den Hafenbeamten Vorsicht einzuschärfen. Aber was konnten die tun, wenn sie an der Regierung keinen Rückhalt hatten? Man sieht, der schwache

Kaiser wollte sich nur den Rücken decken und die Verantwortung für spätere Vorkommnisse auf die Beamten schieben.

In Japan regierte damals (1490—1493), wie wir schon im vorigen Kapitel berichtet haben, der Shogun 義植 *Yoshitane* aus dem Hause Ashakaga. Aber der eigentliche Herr im Lande war nicht er, sondern der große Daimyo Hosokawa Masamoto (1466—1507), Haupt der Familie Hosokawa, welche von 1370—1553 eine außerordentliche Rolle gespielt.

Masamoto, unzufrieden mit Yoshitane, setzte denselben im Jahre 1493 kurzweg ab und ernannte an seiner Stelle 義澄 *Yoshizumi* (1494—1507). Als aber 1507 Masamoto ermordet worden war, konnte sich Yoshizumi nicht halten und floh nach Omi, einer Insel im innern Meere Japans.

Jetzt machte der abgesetzte Yoshitane wieder seine Ansprüche auf das Shogunat geltend. Mit Hülfe des mächtigen Daimyo O-uchi Yoshioki († im Jahre 1528) gelang es ihm zum zweiten Male in Amt und Würde sich zu behaupten. Aus Dankbarkeit ernannte er den O-uchi Yoshioki zu seinem Minister. Die Bürgerkriege dauerten aber fort, indem die mächtige Familie der Hosokawa sich durchaus nicht dem O-uchi unterordnen wollte.

So sah es denn in Japan wieder sehr schlimm aus, schlimmer als in China, wo wenigstens keine Bürgerkriege, die ja immer die schrecklichsten sind, hausten.



Achtzehntes Kapitel.

Der Kaiser 正德 Dscheng-dêi (1506—1521).

Liu-djing. Gesandtschaft von Korea und Japan. Dschu-kau. Tod des Kaisers 1521.

Der Kaiser, von dem wir jetzt sprechen, trägt den schönen Namen 正德 *Dscheng-dêi*, d. h. „die rechte, echte Tugend". Um sich als pietätsvollen Sohn dem Volke zu beweisen, begann der fünfzehnjährige Dscheng-dêi seine Regierung damit, daß er unter großem Pompe seine kaiserliche Großmutter und Mutter zu höchsten Ehren erhob und mit den schönsten Titeln schmückte. Dann begrub er im zehnten Monate seinen Vater. Hierauf emfing er die japanische Gesandtschaft, welche schon in Bêi-djing angekommen war. Um die Japaner zu gewinnen, bewies er sich äußerst huldvoll und herablassend und ließ es an reichen Geschenken nicht fehlen; besonders wertvoll war ein Siegel von massivem Golde und kunstreichster Arbeit für den Shogun.

Nach diesen Feierlichkeiten wandte sich der junge Monarch der Regierung zu. Leider sollte dieselbe nicht sehr glänzend verlaufen. Denn Dscheng-dêi war ein schwacher Charakter und ließ sich von Günstlingen zu sehr beeinflussen, besonders von einem gewissen 劉瑾 *Liu-djing*. Dieser war ein habgieriger und ränkevoller Mensch und mißbrauchte die Gutmütigkeit seines Herrn sehr übel. Da er sich nämlich in der Gunst des Kaisers so fest wußte, zeigte er allen Großwürdenträgern gegenüber die höchste Anmaßung und tat, als ob seine Wünsche andern als Befehle gelten müßten. Entrüstet über solche Anmaßung, nahm der erste Minister 劉健 *Liu-djien* mit zwei seiner Kollegen, sowie einundfünfzig Großmandarine bald ihre Entlassung. Liu-djing hingegen, wollte sich nun

rächen. Darum verklagte, d. h. verleumdete er diese achtbaren Beamten.

Es scheint, daß Dscheng-dêi anfangs den Eunuchen nicht besonders hold war; jedenfalls hätten diese ihn gern anderswohin gewünscht. Und richtig; es gelang ihnen, auf eine ganz unauffällige Weise sich seiner zu entledigen. Dscheng-dêi war Liebhaber wilder Tiere. Die Eunuchen beredeten ihn also, daß er außerhalb der Hauptstadt eine Menagerie für Leoparden und dergleichen einrichten und für sich selbst in der Nähe ein Palais bauen ließe, um ja recht oft dem wilden Treiben der Bestien zusehen zu können. So hatten die schlauen Eunuchen erreicht, was sie wünschten; besonders war das dem Liu-djing Wasser auf der Mühle. Um aber jede Möglichkeit abzuschneiden, daß der Kaiser etwas von seiner Mißwirtschaft erführe, ließ er niemand zu demselben gelangen, der ihm in etwa verdächtig erschien. Doch man fand andere Mittel, den Kaiser aufzuklären. Überall in seiner Nähe, selbst in seinen inneren Gemächern heftete man die in China so gebräuchlichen 沒頭帖 *Mu-tou-tiê*, d. h. anonyme Anklageschriften, an, oder man ließ solche beim Vorübergehen des Kaisers auf den Boden fallen. Trotz aller Untersuchung konnte Liu-djing die Täter nie ausfindig machen. Außer sich vor Wut vergaß er sich sogar so weit, im sechsten Monate des Jahres 1508 mehr als dreihundert ihm verdächtige Palastbeamten ins Gefängnis zu werfen. An ihre Stelle setzte er ihm gefügige Leute. Entweder hat der Kaiser nichts davon erfahren, oder die Sache hat ihn absolut nicht alteriert; denn er ging seinen Vergnügen nach und ließ jenen Unmenschen weiter wirtschaften.

Als gegen Ende 1509 eine neue Gesandtschaft aus Japan ankam, ließ man dieselbe warten bis nach Neujahr, wo die Vasallen und Würdenträger des Reiches in feierlicher Audienz zur Beglückwünschung des Kaisers empfangen wurden. Der Gesandte von Korea erhielt bei dieser Audienz den siebenten Platz zur Rechten des Kaisers, der von Japan den gleichen Platz zur Linken. Diese Gleichstellung mit den Koreanern mochte den Japanern wohl gerade nicht sehr angenehm gewesen sein. Auch mit den vom Kaiser gegebenen Geschenken waren sie unzufrieden, so daß Dscheng-dêi befahl, ihnen noch mehr zu geben.

Das Dankschreiben an den Shogun verfaßte der Kaiser nicht persönlich, sondern beauftragte das Ritenministerium damit, um wenigstens auf diese Weise seine Unzufriedenheit durchblicken zu lassen. Wahrscheinlich hatte der Shogun den Wink verstanden, denn schon im nächsten Frühjahr schickte er eine neue Gesandtschaft

unter Führung des 宋素鄉 *Sung-su-hiang*. Diesmal lief bei Hofe alles glatt ab. Aber auf der Heimreise gab es Schwierigkeiten.

Sung-su-hiang war nämlich von Geburt ein Chinese und hieß ursprünglich 朱縞 *Dschu-kau*. Sein Oheim 朱澄 *Dschu-tscheng* war früher Kaufmann in Ning-buo und schuldete den Japanern eine beträchtliche Summe für Waren. Da er diese nicht bezahlen konnte, hatte er ihnen seinen Neffen verkauft. Auf der Heimreise traf nun der Neffe seinen Oheim in 蘇州 *Su-dschou* und gab sich zu erkennen. Das Wiedersehen war ein denkbar freudiges. Hatte ja der Neffe eine sehr glückliche Carriere gemacht und sich zum Großwürdenträger und Günstling des Shogun emporgeschwungen. Es gab also freudige und glänzende Feste in Su-dschou, um dieses Wiederfinden gebührend zu feiern. Alle Welt sprach von dem großen Glücke des ehemals so armen Knaben. Aber siehe da! Eiferer des Gesetzes kamen und störten die Festfreude. Die Mandarine ließen nämlich den Oheim verhaften und richteten ihn als Menschenverkäufer, worauf schwere Strafe stand. Aber der kluge Neffe wußte Auswege. Bei seiner Anwesenheit in Bêi-djing hatte er dem großen kaiserlichen Günstling 劉瑾 *Li-djing* tausend Unzen Goldes und ein höchst seltenes kostbares Gewand 飛魚服 *Fêi-yü-fu* d. h. „Kleid von Flügeln fliegender Fische" und andere kostbare Geschenke gemacht. Sobald nun sein Oheim gefangen gesetzt worden war und die Sache seines Prozesses höchst bedrohlich wurde, beeilte er sich, wieder ein schönes Geschenk an Liu-djing zu schicken. Das wirkte. Bald traf ein kaiserliches Reskript ein; welches erklärte, „seine Majestät kenne sehr wohl alle Umstände dieses Handels, habe aber schon alles verziehen, und man solle darob niemand behelligen".

Ein Glück, daß Sung-su-tsching sofort die Geschenke nach Bêi-djing geschickt hatte, denn einige Monate nachher wäre es zu spät gewesen. Der zu anmaßende Liu-djing war nämlich gegen Ende desselben Jahres 1510 in Ungnade gefallen und sofort hingerichtet worden. Auch an ihm bewahrheitete sich das Wort des Dichters: „Mit des Glückes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten".

Als 1512 eine neue Gesandtschaft aus Japan in Ning-buo landete, wandten die Mandarine alle Kniffe an, dieselbe nicht ins Innere gelangen zu lassen. Sie gaben vor, es gäbe große Unruhen im Reiche; die Banditen zumal in Schan-dung seien so zahlreich, daß man des Lebens nicht sicher sei; ganz gewiß aber würde man ihre kostbaren Geschenke unterwegs rauben. Aus Bêi-djing kam

auch eine Weisung in ähnlichem Sinne, man solle die gebrachten Geschenke in Nan-djing hinterlegen und bessere Zeiten abwarten.

So gaben denn die Japaner die Weiterreise auf; und da die Mandarine ihnen die mitgebrachten Geschenke nach gerechter Abschätzung erfahrener Kaufleute bezahlt hatten, kehrten sie friedlich wieder nach Japan zurück.

Im folgenden Jahre 1513 wollten sie aber den entgangenen Gewinn wieder einbringen. Sie kamen mit drei vollbeladenen Schiffen an. Diesmal aber half alles Einschüchtern und Abraten der Mandarine nichts. Die Gesandten sagten, sie hätten Auftrag ihres Herrn, persönlich die Geschenke dem Kaiser zu überreichen, und dieses Auftrages müßten sie sich um jeden Preis entledigen. Das half. Trotzdem man ihnen in der Hauptstadt alle Ehre angetan hatte, war man doch froh, als man dieser Krämergesandtschaft los war. Denn auch sie hatte gute Geschäfte gemacht.

Das folgende Jahr 1514 war wieder ein Unglücksjahr für die ganze Provinz Dschê-djiang, besonders aber für die Städte 寧海 *Ning-hä* und 奉化 *Fung-hua*. Japanische Räuberbanden fielen nämlich plündernd über sie her. Doch diesmal sollten sie sich nicht lange ihrer Beute freuen. Der energische Mandarin 陸方 *Lu-fang*, der sich in aller Stille gut gerüstet hatte, fiel unversehens über sie her, entriß ihnen fast allen Raub, tötete eine große Anzahl ihrer Leute und jagte die andern aus dem Lande. Jetzt hatte man wieder für einige Zeit Ruhe.

Kehren wir jetzt wieder zu Dscheng-dêi zurück. An den Regierungsgeschäften schien er keine große Lust zu haben, denn er verwandte seine Zeit vielfach zu unnötigen Studien und Unternehmungen. Nachdem er glaubte, durch eifriges Forschen die Geheimnisse des Buddhismus ergründet zu haben, verlegte er sich auf das Studium der mongolischen, indischen und arabischen Sprache. Von Schmeichlern in seinem Eigendünkel noch mehr bestärkt, glaubte er ein wahres Genie zu sein. Darum reiste er auch nach 宣化府 *Süan-hua-fu*, um dort die Kriegskunst zu erlernen.

Als nun 1519 einer seiner ehemaligen Günstlinge sich empörte, zog Dscheng-dêi in eigener Person gegen die Rebellen zu Felde, um sich kriegerische Lorbeeren zu sammeln. Kaum war er nach Djiang-nan gekommen, als er erfuhr, die Empörung sei schon längst erstickt. Nachdem er nun einige Zeit in Nan-djing verweilt hatte, brach er schließlich auf, um nach Bêi-djing zurückzukehren. Unterwegs wollte er in 淮安府 *Huä-ngan-fu* auf den dort zahlreichen Seen Spazierfahrten unternehmen und sich im Fischen üben. Bei

einem solchen Fischfange im See 積水池 *Tsi-schui-tsche* fiel er ins Wasser und wäre beinahe ertrunken. Da dies sich im neunten Monate, d. h. im Spätherbste ereignete, wo es manchmal schon kühl und selbst kalt sein kann, hatte der Kaiser sich erkältet und kränkelte seitdem. Mit Mühe erreichte er im zwölften Monate noch seinen Palast, außerhalb Bêi-djing, nahe bei der erwähnten Menagerie. Dort blieb der Kranke.

Im dritten Monate 1521 gab es eine Sonnenfinsternis. In China gilt ein solches Ereignis als Vorbote eines großen Unglückes. In der Tat, bald darauf starb der Kaiser im Alter von einunddreißig Jahren. Trotz, oder besser gesagt, wegen seiner vielen Frauen und Kebsweiber hinterließ er doch keinen Sohn. Sein Nachfolger wurde sein Vetter, der in der Geschichte als 嘉靖 *Djia-dsing* bekannt ist.

In Japan regierte damals noch 義植 *Yoshitane* als zwölfter Shogun des Hauses Ashikaga. Die Bürgerkriege zwischen den Hosokawa und O-uchi waren noch nicht beendet. Im Jahre 1520 wurde Yoshitane dermaßen bedrängt, daß er, um dem Tode zu entgehen, fliehen mußte. Er zog sich nach der Insel 淡路 *Awaji* in Sicherheit zurück und starb 1523 im Alter von achtundfünfzig Jahren.

Der siegreiche Hosokawa Takakuni ernannte 1521 義晴 *Yoshiharu* zum Shogun. Derselbe lag fast fünfundzwanzig Jahre lang mit den O-uchi im Kampfe und mußte schließlich zu Gunsten seines elfjährigen Sohnes 義輝 *Yoshiteru* (1546 – 1565) abdanken. Aber auch unter dessen Regierung wütete der Bürgerkrieg fort. Schon einmal (1558) fast für ein ganzes Jahr aus seiner Residenz verjagt, wurde er im Jahre 1565 wieder von den mächtigen Daimyo in seinem Palaste belagert. Als er nun keinen Ausweg zu entkommen sah, legte er Feuer an und suchte in den Flammen den Tod, um nicht in die Hände seiner Sieger zu fallen. Er war erst dreißig Jahre alt.

Daß bei einer solchen Regierung keine Ordnung in Japan herrschte, ist selbstverständlich. Es war die Zeit des Faustrechtes: der Mächtige unterdrückte den Schwachen, ohne Bestrafung fürchten zu müssen. Selbst die Bonzen mischten sich in diese Kriege ein. Anfangs hatten sie nur einige bewaffnete Leute, um in unruhigen Zeiten ihre Besitzungen zu schützen. Allmählich aber übten sie selbst sich auch im Kriegshandwerke und griffen mit bewaffneter Hand in die Bürgerhändel ein. So fanden sie auch Gelegenheit, sich für die wegen der Notlage des Landes spärlich fließenden Almosen zu entschädigen. Wegen ihres Mutes und ihrer großen Anzahl waren sie überall im Lande gefürchtet.

I. Vorzeichen der grossen Kriege mit den Japanern.

Auch unter Djia-dsing trieben die Japaner ihr Unwesen nach gewohnter Art weiter. Waren es im Jahre 1522 Räuberbanden, welche ungestört das Gebiet von Ning-buo und andere Städte in der Provinz Dschê-djiang ausplündern konnten, so kam im fünften Monate des folgenden Jahres 1523 eine glänzende Gesandtschaft von Japan, um dem kaiserlichen Lehensherrn die Aufwartung zu machen und kostbare Geschenke zu überreichen. Der Führer der Gesandtschaft hieß 宗設 *Dsung-sche* und brachte ein mit dem Siegel des Kaisers Dscheng-dêi versehenes Legitimationsschreiben vom Shogun mit.

Kaum waren einige Tage verflossen, als eine andere Gesandtschaft von Japan eintraf, und zwar unter der Leitung des früher schon erwähnten 朱縞 *Dschu-kau* oder 宋素卿 *Sung-su-hiang*. Dieser behauptete, einzig und allein vom Shogun geschickt zu sein, obwohl sein Beglaubigungsschreiben nicht mit dem Siegel des Kaisers Dscheng-dêi, sondern mit dem seines Vorgängers, von 弘治 *Hung-dsche* (1488—1506), versehen sei. Dies sei nicht befremdend, denn das von Dscheng-dêi übersandte Siegel sei früher unterwegs in Hände von Seeräubern geraten. Daß dies sich wirklich so verhielt, werden wir später sehen. Trotz seines Rechtes war Dschu-kau, wie man sich denken kann, in der größten Verlegenheit. Darum versuchte er das allbewährte Mittel mit dem Silber. Unverzüglich meldete er sich beim Hafenintendanten von Ning-buo 賴恩 *Lä-ngen*. Nachdem er demselben ein anständiges Geschenk gemacht hatte, beriet er sich mit ihm, was da zu tun sei, um die Authentizität seiner Mission behaupten zu können. Infolge dieser Beratung hielt der Intendant auf allen Schiffen die vorgeschriebene Untersuchung, und zwar fing er, um Aufsehen zu vermeiden, bei denen des Dschu-kau an. Nachdem er bei diesem alles in Ordnung gefunden, ließ er ihn einlaufen und begab sich dann auf die Schiffe des Dsung-sche. Bei dieser Untersuchung hielt er sich geflissentlich lange auf, um Dschu-kau einen Vorsprung zu gewähren.

Als Dsung-sche dies Manöver durchschaute, wurde er wütend, daß er den reichen Gewinn der kaiserlichen Geschenke seinem Nebenbuhler überlassen sollte. Somit war sein Entschluß rasch gefaßt. Er holte Dschu-kau ein, fiel über ihn und seine Leute her und tötete mehrere derselben. Als Dschu-kau mit den Übriggebliebenen entkam, verfolgte ihn Dsung-sche noch weiter.

In der Präfektur 紹興 *Schau-hing* angelangt, sah Dschu-kau ein, daß er keine Hoffnung auf Erfolg seiner Gesandtschaft habe.

Somit verkleidete er sich und entließ seine Genossen, damit jeder sein Heil in der Flucht suche.

Dsung-sche und seine Bande zogen unterdessen raubend, sengend und mordend umher. Ein Unterpräfekt, der für sein Volk um Erbarmen flehte, wurde von den Unholden gefesselt und den gefangenen Frauen und Kindern beigezählt. Mit reicher Beute beladen fuhren die Räuber endlich ab. Es ist unverzeihlich, daß das chinesische Militär nicht schon früher energisch einschritt. Erst nachdem die Schiffe abgefahren waren, kamen kaiserliche Truppen unter der Führung des Generals 劉錦 *Liu-djin* an. Freilich holten sie die Räuber noch ein und griffen sie an, wurden aber geschlagen. Liu-djin selbst verlor dabei das Leben. So büßte er für seine unverantwortliche Saumseligkeit. Doch, um gerecht zu sein, muß man bemerken, daß die Schuld nicht ihn allein traf. Schon seit langen Jahren war die Küstenverteidigung sehr vernachlässigt worden. Das hierfür bestimmte Militär war nicht vollzählig und auch nicht ausgebildet, so daß es einen ernsten Angriff nicht aushalten, viel weniger einen solchen unternehmen konnte. Kam der Feind, die Japaner, so nahmen sie Reißaus. Wurden ihre Befestigungswerke nicht vom Feinde verbrannt, dann legten sie selbst Feuer an, um so zu beweisen, daß sie in der größten Gefahr gestanden und nur mit knapper Not dem Feuertode entronnen seien.

Mit der Kriegsflotte stand es noch ärger. Statt der unbrauchbaren Schiffe neue zu bauen, fiel den leitenden Persönlichkeiten nicht ein; dafür hatten sie kein Geld. Nachdem diese Übelstände schon Jahrzehnte lang bestanden hatten, konnte man an Liu-djin auch gerade keine allzu hohen Anforderungen stellen.

Der chinesischen Regierung kam es natürlich sehr darauf an, sich über die Authentizität der beiden oben erwähnten Schreiben Gewißheit zu verschaffen. Dschu-kau wurde darum gerichtlich vernommen. Das Resultat dieser Untersuchung war folgendes: Westlich von Japan befand sich ein kleiner Staat 多羅氏 *Duo-luo-sche*, dessen Fürst 義興 *I-hing* hieß.*) Dieser war Japans Vasall und suchte schon seit langer Zeit Verbindungen mit dem chinesischen Hofe anzuknüpfen, um der üblichen reichen Geschenke habhaft zu werden. Anlaß dazu gaben ihm die unermeßlichen Schätze, welche er die japanischen Gesandten durch sein Gebiet heimschleppen sah.

*) War dieser Daimyo nicht ein Mitglied des Hauses Ashikaga? Was mich dies glauben macht, ist sein Name 義 *I* (von den Japanern Yoshi gelesen, welchen alle Ashikaga trugen und andere Familien nicht gewagt hätten zu tragen. Und den anderen Grund gibt Goethe im Faust: „Gewiß ist er aus edlem Haus, er wär auch sonst nicht so keck gewesen“.

Als nun der Kaiser 正 德 *Dscheng-dêi* (1506—1522) zu Anfang seiner Regierung dem Shogun ein neues Siegel übersandte, hatte der Daimyo von Duo-luo-sche Mittel gefunden, dieses Siegel zu erbeuten. Der Shogun wagte nicht, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, weil er dann ja keine Gesandtschaft mehr hätte schicken dürfen. Man bediente sich also des älteren Siegels von Hung-dsche (1488—1506).

Nicht lange nach dem oben erzählten Ereignisse schickte der König won Korea zwei Gefangene von der Bande des Dsung-sche an den Kaiser. Ein großer Sturm hatte nämlich die Bande auf ihrer Heimfahrt überrascht und eines ihrer Schiffe an die Küste von Korea geschleudert. Die Koreaner töteten einige dreißig Mann und schickten die zwei erwähnten Räuber an den Kaiser. Der kaiserliche Rat beschloß, diese Gefangenen nach Dschê-djiang zu schicken und alle Schuldigen wechselseitig auszufragen, um so die Wahrheit ausfindig zu machen. Als der Kaiser damit einverstanden war, wurden eigens zwei der tüchtigsten kaiserlichen Zensoren nach Dschê-djiang geschickt, um die ganze Sache nochmals aufs genaueste zu untersuchen. Der Prozeß dauerte vier Jahre. Endlich wurden sowohl Dschu-kau als auch die zwei Gefangenen zum Tode verurteilt. Während das Urteil dem Kaiser zur Bestätigung überschickt wurde, starben die Verurteilten im Gefängnisse. So war diese unangenehme Sache auf eine einfache Weise erledigt.

Als kurze Zeit darauf der Gesandte der Inseln 流 球 *Liu-tchiu* nach Bêi-djing kam, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, beauftragte der Kaiser den König dieser Inseln, den Shogun von Japan benachrichtigen zu wollen, er solle den 宗 設 *Dsung-sche* möglichst bald an China ausliefern, damit er daselbst nach der Strenge der Gesetze gerichtet werde. Zugleich solle der Shogun auch den Unterpräfekten von Ning-buo und alle anderen Gefangenen möglichst bald nach China zurückschicken. Geschähe dies nicht, dann bräche China alle Beziehungen ab, infolgedessen fernerhin kein japanisches Schiff mehr einen chinesischen Hafen anlaufen dürfe. Dazu behalte sich der Hof von Bêi-djing das Recht vor, zu überlegen, ab ein so schwerer Ungehorsam es nicht verdiene, mit den Waffen in der Hand bestraft zu werden. Diese Antwort war sehr schneidig, aber es waren nur leere Worte. Die Seeräuber verwüsteten die Küsten wie ehemals, ohne daß China im stande gewesen wäre, sich zu verteidigen.

Im Jahre 1530 reiste der Gesandte der Inseln Liu-tchiu über Japan, um sich persönlich über die Gesinnungen des Shogun zu

informieren und dem Kaiser zuverlässige Mitteilung machen zu können. Der Shogun Yoshiharu benützte die Gelegenheit, um dem Kaiser einen Brief zu schreiben. Er bezeugt, daß die Sendung Dschu-kau's echt gewesen sei und entschuldigt sich, nicht eher geantwortet zu haben, weil er von den unaufhörlichen Bürgerkriegen gänzlich in Anspruch genommen sei. Auch gesteht er ein, daß das von Dscheng-dêi übersandte Siegel unterwegs entwendet worden sei; allein deshalb habe er es nicht gewagt, weitere Gesandtschaften zu schicken; aber vorher wie nachher sei und bleibe er der getreue und demütige Vasall Sr. kaiserlichen Majestät. Daraufhin bittet er, den Dschu-kau zurückzuschicken und gütigst ein neues Siegel übersenden zu wollen.

Als der Kaiser dem Ministerium der Riten diesen Brief des Shogun zur Einsicht überreichte, meinte dasselbe, man könne das doch wohl nicht gut glauben, sondern müsse auf der Hut sein, da die Japaner schon öfters betrogen hätten. Der König der Inseln Liu-tchiu möge die Japaner benachrichtigen, daß sich dieselben an die ehemals bestimmten Verordnungen halten sollten, welche alle möglichen Vorfälle geregelt hätten; was endlich den sogenannten Gesandten Dschu-kau beträfe, so habe das Tribunal in Dschê-djiang schon längst sein Gutachten darüber abgegeben. Diese Frage sei also wohl erledigt.

So unzutreffend diese Antwort auch gewesen, schien sich die japanische Regierung doch darein zu fügen, wenigstens hat sie keinen Einspruch dagegen erhoben. Yoshiharu (1521—1545) schickte sogar 1538 eine weitere von Bonzen geführte Gesandtschaft nach China. Als dieselbe in Ning-buo anlangte, gab es wieder lange Beratungen unter den dortigen Beamten betreffs der Zulassung. Schließlich hielt man es doch für geratener, die Japaner nicht zuzulassen. Daraufhin verlangten die Bonzen, man möge ihnen wenigstens den letzten Gesandten Dschu-kau und die von ihm überbrachten kostbaren Geschenke wieder herausgeben. Um sich aus der Verlegenheit herauszuziehen, leugneten nun die Mandarine, von Dschu-kau und seinen Geschenken etwas zu wissen. Sie seien ja damals noch nicht in Ning-buo gewesen. Jetzt, nach fünfzehn Jahren könne man sie doch wohl nicht für die Sache verantwortlich machen. Die Gesandtschaft kehrte also unverrichteter Sache wieder heim. Nichtsdestoweniger traf im nächsten Jahre 1539 eine feierliche neue Gesandtschaft in Ning-buo ein. Jetzt hielten es die dortigen Beamten für geratener, die Sache nach Bêi-djing zu berichten und Verhaltungsmaßregeln zu erbitten.

Der Kaiser antwortete, der Gouverneur der Provinz möge mit den kaiserlichen Zensoren und den übrigen höchsten Provinzialbeamten diese Sache genau untersuchen und nach den gegebenen Umständen einen Entschluß fassen. Im Falle der Echtheit und wenn die Gesandtschaft sich an die ehemals erlassenen Verordnungen halten wolle, dürfe sie zugelassen werden. Jedenfalls aber müsse dem Volke aufs strengste untersagt werden, Beziehungen mit der Gesandtschaft zu unterhalten; es dürfe bei derselben nichts kaufen, noch auch derselben etwas verkaufen.

Da man an der Gesandtschaft nichts Ordnungswidriges bemerkte, durfte sie nach Bêi-djing weiterreisen, wo sie im zweiten Monate des Jahres 1540 vom Kaiser feierlich empfangen wurde.

Der Gesandte bat nun zunächst um ein neues Siegel, auf daß der Shogun seine Briefe offiziell beglaubigen könne. Dann aber ersuchte er auch wieder, man möge den ehemaligen Gesandten Dschu-kau und die Geschenke nach Japan zurücksenden, da die damalige Gesandtschaft ja nicht empfangen worden sei.

Hierauf berief der Kaiser die Präsidenten der vier Ministerien der Riten, des Krieges, der Justiz und der kaiserlichen Zensoren zu einer Beratung. Diese gaben zur Antwort: 1. man solle dem Shogun nicht eher ein neues Siegel übersenden, als bis er alle ehemals empfangenen Siegel zurückschicke; 2. man solle sich an die alten Bestimmungen halten, nach denen nur alle zehn Jahre eine Gesandtschaft aus Japan zuzulassen sei, deren Gefolge aus drei Schiffen mit höchstens hundert Mann bestehen dürfe.

Daß die Gesandtschaft gerade nicht in sehr gehobener Stimmung nach Japan zurückkehrte und dort auch keine besonderen Sympathien für China weckte, läßt sich leicht denken. Einerseits wäre es auch gewiß nobeler von den Herren Ministerpräsidenten gewesen, wenn sie dem Kaiser einen versöhnlicheren Rat gegeben hätten nach dem alten „Est modus in rebus, quos ultra citraque nequit consistere rectum“. Andererseits aber kann man das Benehmen Chinas sehr leicht entschuldigen, wenn man die vielen Betrügereien und Plackereien seitens japanischer Gesandtschaften und die rechtswidrigen verheerenden Einfälle japanischer Seeräuber bedenkt.

---

2. Zeitweise Handelsfreiheit unter Djia-dsing; ihre Aufhebung 1530.

Wir haben zum Jahre 1523 die große Verwüstung in der Provinz Dschê-djiang erwähnt. Alle Welt stimmte überein, daß ein solches Unglück nur dem Geize des Eunuchen 賴恩 *Lä-ngen* zuzuschreiben sei. Darum erhoben sich nun alle Beamten und alle einflußreichen Familien der Provinzen Dschê-djiang und Fu-djien gegen ihn und seinen Anhang, um die verhaßte Eunuchenwirtschaft abzustellen. In Anbetracht der großen Gewogenheit des Kaisers war es kein Leichtes, gegen seine Günstlinge vorzugehen. Auf beiden Seiten wurden Anschuldigungen vorgebracht, die gerade nicht allemal der Wahrheit entsprachen. Die verschmitzten Eunuchen parierten die Angriffe ihrer Gegner so geschickt, daß sie selbst, wenn auch nicht siegreich, so doch ungeschoren aus der Affaire herauskamen und die ganze Geschichte allmählich sich im Sande verlief.

Um für die Zukunft einem ähnlichen Unglücke wie das vom Jahre 1523 vorzubeugen, schlug man dem Kaiser vor, nach dem Beispiele des Kaisers 魏文帝 *Wêi-wen-di* (222—226) Handelsfreiheit zu gestatten; China könne daraus nur Nutzen ziehen, denn erstens fiele damit der Vorwurf der Habgier und Gewinnsucht weg, und zweitens käme mehr Geld ins Land. Ähnlich habe ja auch vor nicht gar zu langer Zeit der Kaiser Yung-luo sich zur Freigabe des Handels bewogen gefühlt. Die Minister haben ihm nämlich begreiflich gemacht, daß die Handelsfreiheit unbeschäftigten Untertanen Arbeit und Verdienst verschaffe nnd so den Wohlstand hebe; daß dadurch ferner mit einem Schlage die so blühende Schmuggelei*) abgeschafft und das bisher dagegen aufgebotene Militär überflüssig werde; zudem werde Japan freundlich gestimmt und seine räuberischen Einfälle unterlassen.

Diese Gründe leuchteten dem Kaiser ein. Er verfügte sofort die Abschaffung der Hafeninspektoren und proklamierte Handelsfreiheit; gleiches Recht gälte für Ausländer und Reichsangehörige; die Warenpreise sollten von den Kaufleuten selbst frei und friedlich festgesetzt werden.

Doch jetzt wurden die letzten Dinge schlimmer als die ersten. Die Großhändler und Geldmänner in Dschê-djiang und Fu-djien bildeten Gilden und monopolisierten den Handel. Natürlich war

*) Es gab schon in älterer Zeit in China ganz raffinierte Schmugglerbanden. Besonders berühmt ist der Salzschmuggeler 錢鏐 *Tsien-liu* (851—939) Ferner 張士誠 *Dschang-sche-tscheng*, der unter den Dynastieen Yüan und Ming sein Unwesen trieb.

das der Ruin der kleinen Kaufleute. Was Wunder, wenn sich dieselben gegen eine solche Bedrückung auflehnten und nicht selten zu Tätlichkeiten sich hinreißen ließen. Prozesse gab's mehr als früher. Die Japaner waren natürlich auch gegen das ungesetzliche Monopolunwesen aufgebracht und schürten die Unzufriedenheit unter den chinesischen Kleinhändlern. Es drohte eine blutige Revolution auszubrechen. Auf die Nachricht hiervon berief der Kaiser seinen Staatsrat. Man kam zu der Überzeugung, das Verfahren des Kaisers Hung-u sei das richtige gewesen. Dieser habe, der vielen Plackereien seitens der Japaner überdrüssig, den Handel mit dem Auslande ganz untersagt, zumal da China ja selbst alles Notwendige im eigenen Lande besitze.

In der Tat ließ Djia-dsing im Jahre 1530 sich dadurch bestimmen, nicht nur den Freihandel aufzuheben, sondern jeglichen Handel mit dem Auslande strengstens zu verbieten. Ob er hiermit dem Lande gedient habe, muß sich später zeigen.

---

3. China in seiner Abgeschlossenheit.

So war nun Djia-dsing von einem Extrem ins andere gefallen. Das Interdikt war hart. Tausende von Kleinhändlern wurden dadurch, wenn gerade nicht brotlos gemacht, so doch vorläufig sehr schwer betroffen. Ihre Unzufriedenheit war nicht gering und veranlaßte sie, mit den ebenfalls unzufriedenen Japanern gemeinsam Schmuggel zu treiben. Die Großhändler kümmerten sich auch wenig um den kaiserlichen Erlaß, sondern trieben ihren Handel fort. Daß die japanischen Seeräuber solchen Wirren nicht müßig zusehen würden, ließ sich leicht denken. Und richtig; ihre Einfälle wurden von jetzt ab immer zahlreicher und umfangreicher. Selbst eigentliche Kaufleute verbündeten sich mit ihnen, um an chinesischen Kaufleuten, von denen sie schikaniert worden waren, Rache zu nehmen. So waren also wieder alle Puppen am tanzen und zwar sechsundzwanzig lange Jahre hindurch, bis 1566. Das Bedauerlichste dabei ist noch, daß gewissenlose Chinesen mit den Räubern gemeinsame Sache machten und ihnen Spionen- und Führerdienste leisteten. Besonders taten das zwei dem Gefängnis entsprungene Subjekte, 李光頭 *Li-kuang-tou* und 許東 *Hü-dung*. Sie wüteten wie losgelassene oder entlaufene Bestien, besonders gegen die Beamten und reichen Leute. Lange Jahre hindurch waren sie der Schrecken von Dschê-djiang und Fu-djien.

Also blühte der Handel weiter wie ehedem. Bot sich Gelegenheit, so raubten selbst chinesische Kaufleute ihre Landsleute aus, um sich an der Regierung zu rächen. Die Seeräuber trieben ihr frevles Handwerk auch ungescheut fort, bald hier, bald dort, ohne daß es den wenigen kaiserlichen Truppen möglich gewesen, sie daran zu hindern. Hätten die Großkaufleute die Japaner nicht gereizt und zur Rache gegen sie herausgefordert, so wäre es vielleicht lange so fortgegangen. Aber die großen Herren mißbrauchten ihre Stellung: oft bezahlten sie nicht die von den Japanern gelieferten Waren, oder doch nicht den versprochenen Preis. Nicht selten auch luden sie die Japaner zum Empfange des Geldes an Stellen, wo sie kaiserliche Truppen versteckt hatten, die dann herausbrachen, die Japaner gefangen nahmen und ihre Schiffe und Habe mit Beschlag belegten.

---

4. 嚴嵩 Yen-sung (1540—1562. † 1567). Verschwörung im Harem.

In der Geschichte des Kaisers Djia-dsing können wir seinen langjährigen Kanzler Yen-sung nicht mit Stillschweigen übergehen. Derselbe war 1482 in 分宜 *Fen-i*, Unterpräfektur von 袁州府 *Yüan-dschou-fu* in der Provinz Djiang-si geboren. Nach ausgezeichneten Studien wurde er 1505 Doktor und bald darauf Akademiker und nahm unter den großen Gelehrten eine der ersten Stellen ein. Wegen Überanstrengung beim Studium wurde er krank und sah sich genötigt, seine Heimat wieder aufzusuchen. Nachdem er wieder hergestellt war, betrieb er wieder eifrig seine Lieblingsstudien und erwarb sich durch Verse und philosophische Aufsätze großen literarischen Ruhm. 1528 wurde er an den kaiserlichen Hof gerufen, um die Klassiker zu erklären. Von nun an war sein Lebenslauf ein wahrer Triumphzug: er stieg von Würde zu Würde und war eine der angesehensten Persönlichkeiten des Hofes. Nachdem er fünf Jahre lang Präsident des Ministeriums der Riten zu Nan-djing gewesen, wurde er in derselben Eigenschaft nach Bêi-djing gerufen und bekleidete zugleich die Präsidentschaft der Akademie und andere höhere Ämter. Wenn Djia-dsing verhindert war, seinen Ahnen die althergebrachten Opfer darzubringen, beauftragte er Yen-sung, seine Stelle zu vertreten, während sonst nur kaiserliche Prinzen zu diesem Amte auserlesen wurden.

Da es allerlei Schwierigkeiten im Reiche gab, im Süden von seiten der Japaner, im Norden von seiten der Mongolen, vermeinte

Djia-dsing, seine Ahnen seien vielleicht mit den ihnen bis jetzt erwiesenen Ehren und Opfern unzufrieden und hätten seinetwegen so großes Unglück über das Reich kommen lassen. Er beschloß also, seinen Vorfahren dieselben Opfer darzubringen, welche man bisher nur dem Himmel und der Erde dargebracht.

So etwas war bisheran noch nie dagewesen. Darum äußerte das Ministerium der Riten auch seine Bedenken. Aber der Kaiser bestand auf seinem Vorhaben, und so gab das Ministerium auch wohlweislich nach.

Yen-sung hatte es verstanden, den Kaiser so für sich einzunehmen, daß er bald 太子大保 *Tä-dse-da-bau*, d. h. Lehrer des 1539 ernannten Kronprinzen, und erster Staatsminister wurde. Er war damals schon sechzig Jahre alt, aber noch stark und rüstig, wie in den besten Jahren. Er war ein großer stattlicher Herr, hatte große Augen und eine ungewöhnlich starke Stimme. Ein so vorteilhaftes Äußere hatte nach chinesischen Begriffen nur einen Fehler: seine Augenbrauen waren nicht dicht noch struppig. Sonst war Yen-sung ein geld- und ehrsüchtiger Schmeichler.

Im zehnten Monate des Jahres 1542 wurde von Eunuchen und Konkubinen ein Mordanschlag auf das Leben des Kaisers gemacht. Als nämlich Djia-dsing im Gemache seiner Lieblingskonkubine 曹氏 *Tsau-sche* schlief, schlich sich eine dazu gedungene Dienerin des Harems 楊金英 *Yang-djin-ying* heran, warf dem Kaiser eine Schlinge um den Hals und lief dann eiligst davon. Doch erstickte der Kaiser nicht, sondern wurde nur besinnungslos. Jetzt nahm die Kaiserin-Mutter strenge Bestrafung der Schuldigen vor. Selbst die Tsau-sche wurde nach chinesischem Gesetze in Mitschuld gezogen und mit den andern auf einem öffentlichen Platze mit Steinen zu Tode geschlagen. Doch erklärte Djia-dsing später die Tsau-sche für unschuldig. Dieser Vorfall machte den Kaiser ganz furchtsam. Außer Yen-sung wurde kein Minister vorgelassen. Dieser wußte sich in der Gunst seines Herrn so zu befestigen, daß derselbe ihm eine eigenhändig geschriebene Ehrentafel mit dem Spruche: 忠勤敏達 *Dschung-djin-ming-da*, d. h. „dem getreuen, dienstbeflissenen und klugen Minister“ schenkte. Zugleich erhob er ihn auch zum 太子太傳 *Tä-dse-tä-tschuan*, d. h. dem obersten Lehrer des Kronprinzen. Um nicht den Neid der übrigen Minister zu erregen, ersuchte der kluge Yen-sung schließlich selbst den Kaiser, auch diese in Staatsangelegenheiten zu Rate zu ziehen. Außerdem war es ihm bei diesem Ersuchen auch darum zu tun, nicht persönlich alle Verantwortung für fehlgeschlagene Pläne tragen zu müssen.

Überhaupt war die Politik des Yen-sung eine Friedenspolitik. Bei verschiedenen Anlässen riet er dem Kaiser, selbst mit einiger Einbuße in strittigen Angelegenheiten nachzugeben. Einen Minister, 楊繼盛 *Yang-dji-scheng*, der den Kaiser einmal gegen diese Friedenspolitik einzunehmen gewußt, räumte Yen-sung 1555 aus dem Wege.

Trotz aller Geldgier blieb Yen-sung doch immer klug und vorsichtig, um sich nicht bloszustellen und zu Anklagen Anlaß zu geben. Leider war sein vielgeliebter Sohn 世蕃 *Sche-fan* um so unkluger und unvorsichtiger. Im Vertrauen auf seines Vaters Ansehen verkaufte er die höchsten Stellen an den Meistbietenden. So kam es denn zu verschiedenen Anklagen gegen Vater und Sohn. Zwar wußte Yen-sung sich beim Kaiser zu entschuldigen und die verdiente Strafe abzuwenden, aber trotzdem konnte er nicht verhindern, daß 1545 an seiner statt 夏言 *Hia-ien* zum obersten Staatsminister ernannt wurde. Doch schon nach drei Jahren gelang es Yen-sung, seinen Rivalen zu stürzen, ja sogar dem Henkertode zu überliefern. Jetzt war er mächtiger als je zuvor.

Yen-sung war sicherlich einer der schlauesten aber auch biegsamsten Diplomaten Chinas. Sein Durst nach Gunst und Ehren war so groß, daß er keinen Rivalen neben sich duldete. Mancher hohe Beamte mußte das an sich selbst erfahren.

---

5. Wiederaufnahme der freundlichen Beziehungen zwischen China und Japan.

Da die Politik Djia-dsings eine sehr friedliche, ja nachgiebige war, so glaubten die Japaner, auch wieder mal ihr Glück versuchen zu müssen. So kam denn im Sommer des Jahres 1544 eine Gesandtschaft von hundertachtundfünfzig Mann in Dschê-djiang an. Da sie aber kein Schreiben vom Shogun hatte und zudem die festgesetzte Frist von zehn Jahren noch nicht verstrichen war, wurde sie nicht vorgelassen, mußte vielmehr auf offener See liegen bleiben. Sie benutzte diese Gelegenheit, um ihre Handelsartikel loszuschlagen. Und in der Tat steuerten zahlreiche chinesische Handelsschiffe und Boote herbei und trieben regen Handel mit den Japanern, trotzdem dies durch frühere Erlasse strengstens untersagt war. Die kaiserlichen Zensoren sahen sich veranlaßt, einzuschreiten und erwirkten vom Kaiser ein erneuertes Handelsverbot. Doch das Volk kümmerte sich jetzt noch viel weniger um dasselbe als vorher. Wer nicht öffentlich

das Verbot zu übertreten wagte, trieb heimlich Schmuggelhandel. Ja, dieser wurde bald offen unter den Augen der Beamten getrieben.

Gleichsam zum Spott der Regierung und um Rache zu üben für den diesmaligen schlechten Empfang, kam zwei Jahre später nochmals eine Anzahl Japaner nach Ning-buo, plünderte und verwüstete die ganze Gegend und schleppte viele Gefangene mit sich. Ein Gleiches taten andere Banden in 台州 *Tä-dschou*, 紹興 *Schau-hing*, 溫州 *Wen-dschou* und an andern Orten, besonders der beiden Provinzen Dschê-djiang und Fu-djien.

Das veranlaßte die Zensoren, dem Throne eine Denkschrift zu unterbreiten und die Verheerungen zu beschreiben. Unter anderm heißt es darin: „Zwar hat man ehedem viele Festungen und befestigte Lager dreier Arten gebaut, auch eine beträchtliche Armee zum Schutze der zwei Provinzen ins Land geschickt und allerhand Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um die verderblichen Einfälle und Verwüstungen der Japaner unmöglich zu machen. Doch die getroffenen Maßregeln haben sich nicht bewährt. Die hinterlistigen Japaner sind wohl unterrichtet und wissen, wo Truppen sich befinden und hüten sich, dort zu landen. Sie suchen besatzungslose Bezirke auf und plündern gewöhnlich mit einer solchen Eile und Wut, daß sie schon fort sind, ehe die benachrichtigten und herbeigerufenen Truppen ankommen. In andern Fällen kommen die Japaner nicht zo zahlreich an, daß nicht zwei bis drei zu Hilfe gerufene Posten mit der angegriffenen Besatzung den Feind zurückwerfen könnten, wenn die zu Hilfe gerufenen Hauptleute nur mit ihren Leuten bereitwillig herbeieilten. Aber diese Offiziere steifen sich auf die Militärverwaltung, welche ihnen untersagt, die ihnen angewiesenen Bezirke ohne höheren Befehl zu verlassen. So helfen sich denn die benachbarten Posten und Lager nicht gegenseitig aus. Ja, es sind Fälle vorgekommen, wo kaiserliche Truppen mit gekreuzten Armen zusahen, wie die Japaner plünderten und mordeten, ohne sich nur zu rühren, einzig weil dies nicht in ihrem Bezirke geschah und die Sache sie nichts anginge. Solches Unwesen ist nur möglich, weil es keinen Generalissimus für die zwei Provinzen gibt. Aber nicht nur die Militärgewalt ist zu zersplittert und zerstreut, um Nutzen zu bringen, sondern auch die oberste Zivilbehörde hat nicht die unerläßliche Vollmacht, um die notwendigsten Maßregeln zur Landesverteidigung schleunigst treffen zu können. Die Zensoren schlagen also dem Kaiser vor, sowohl die oberste Zivil- wie Militärverwaltung in die Hand eines tüchtigen, für das Wohl des Vaterlandes besorgten und dem Kaiser treu ergebenen Statthalters zu legen. Nur ein mit solcher

Vollgewalt ausgerüsteter tatkräftiger Mann würde im stande sein, die Seeräuber mit Erfolg zu bekämpfen und dem Lande die nötige Ruhe wiederzugeben".

Dieses sorgsam ausgearbeitete Memorandum der Zensoren überzeugte den Kaiser. Er beauftragte also den Staatsrat, sich zu beratschlagen und ihm die betreffenden Vorschläge zu unterbreiten. Nach langer Beratung machten denn die hohen Herren endlich dem Kaiser Vorschläge zur Errichtung einer Statthalterei in Dschê-djiang und überreichten auch eine Liste von Beamten, welche für diesen wichtigen Vertrauensposten fähig und würdig schienen. Der Kaiser erwählte und bestimmte schließlich den Zensoren 朱紈 *Dschu-huan.*

---

6. 朱紈 Dschu-huan wird Statthalter und Generalissimus von Dschê-djiang.

Dschu-huan war aus 長洲 *Dschang-dschou* in der Präfektur 蘇州 *Su-dschou* gebürtig und stammte aus einer angesehenen Familie. Dem Studium lag er mit solchem Eifer und Erfolge ob, daß er im Jahre 1521 mit der Würde des Doktorates ausgezeichnet und so für alle Staatsämter befähigt wurde. Schon 1523, d. h. zu Anfang der Regierung des Kaisers Djia-dsing, wurde er ins Justiz-Ministerium nach Nan-djing berufen. Bekanntlich ließ die Dynastie Ming aus Verehrung für ihren Gründer, welcher in Nan-djing residiert hatte, auch nach Verlegung der Hauptstadt nach Bêi-djing, die sechs großen Ministerien mit ihren Anhängseln in Nan-djing bestehen und zwar nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach, obgleich diese Höfe denen von Bêi-djing nachstanden.

Im Jahre 1527 wurde Dschu-huan als General nach der Provinz 四川 *Se-tschuan* beordert, um die daselbst ausgebrochene Revolution zu unterdrücken. Er rechtfertigte die auf ihn gesetzten Hoffnungen aufs glänzendste. Nachdem er gebührend belohnt und mit höheren Titeln ausgezeichnet worden, schickte ihn der Kaiser als Provinzial-Schatzmeister nach Kuang-dung. Das war natürlich ein hoher Vertrauensposten, da man hierzu nur gewissenhafte, vertrauenswürdige Männer auswählt. Dschu-huan erwies sich des geschenkten Vertrauens würdig. Zum Lohne für seine musterhafte Amtsführung wurde er mit höheren Titeln ausgezeichnet und nach Bêi-djing in das Kollegium der Zensoren gerufen, welche dem Kaiser und den hohen Würdenträgern mit ihrer Erfahrung und Menschenkenntnis beizustehen haben. Darauf ernannte ihn der Kaiser zum Statthalter

und zum Generalissimus aller Truppen in der Provinz Dschê-djiang und jener fünf Präfekturen der Provinz Fu-djien, die den Einfällen der Japaner zumeist ausgesetzt sind. Somit war sowohl für die Zivil- als für die Militärverwaltung Einheit geschaffen. Djia-dsing bezeigte seinem Auserwählten grenzenloses Vertrauen und stattete ihn mit allen nur wünschenswerten Vollmachten aus. Auch trug er seinem neuen Statthalter ganz angelegentlich auf, mit den Japanern endlich einmal gründlich aufzuräumen und ihnen alle Lust zu benehmen, fürderhin China nochmals heimzusuchen.

Dschu-huan wußte also, was er zu tun habe. Jetzt kam ihm sein früheres Verweilen in Nan-djing und Kuang-dung sehr zu statten; die notwendige Vertrautheit mit Land und Leuten des Südens ging ihm wenigstens nicht so ganz ab, wie das leider bei manchen andern Beamten oft der Fall ist. Doch als er die großen Mißstände der bisherigen Verwaltung gewahrte, verzweifelte er fast an seiner Aufgabe. Die kaiserliche Kriegsflotte hatte kaum ein Zehntel der amtlich angegebenen Stärke; von den wenigen Schiffen waren manche kaum brauchbar; das Menschen-Material war noch unbrauchbarer. Bei der Landarmee sah es nicht besser aus.

Das erste, das Dschu-huan am Herzen lag, war die Bildung einer tüchtigen Armee zu Wasser und zu Lande. Sofort erwählte er den vielfach bewährten General 盧鏜 *Lu-tang* zu seinem Generalleutnant und Stellvertreter, der die Rekruten auswählen und tüchtig schulen mußte. Diesem unterstellte er noch vier Kommandanten.

Lu-tang war aus 汝寧 *Ju-ning* in der Provinz Hu-nan gebürtig und entstammte einer alten Familie, die dem Vaterlande schon manche ehrenwerte Männer und dem Heere tüchtige Offiziere gestellt hatte.

Er war in der Kriegskunst auch gut beschlagen und hatte sich schon wirklich ausgezeichnet. Als kluger Offizier hielt er bei seinen Soldaten nicht nur auf strenge Disziplin und sorgsame Ausbildung, sondern er bezeigte ihnen auch eine wohltuende väterliche Fürsorge in allen Bedürfnissen. So gewannen die Soldaten Liebe zu ihrem Berufe und auch zu ihren Vorgesetzten und kam ein ganz neuer, bis jetzt ungewohnter Geist in die Truppen. In den Häfen und auf den Werften war man eifrig beschäftigt, Schiffe zu bauen.

Nicht zufrieden, alles geregelt zu haben und in guten Händen zu wissen, nahm der Statthalter auch alles selbst in Augenschein, ermunterte die Leute und spornte sie zu tüchtiger Arbeit an. Auch die Offiziere ließ er tüchtig in den altbewährten Kriegskünsten oder besser gesagt Kriegslisten ausbilden. Denn früher fußte die Kriegsführung doch wohl mehr auf Überlistung des Feindes als auf Tapferkeit

und systematischer Schulung. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die persönliche Tapferkeit nicht auch großen Anteil an errungenen Erfolgen gehabt habe.

Schließlich berief der Statthalter viele einflußreiche Persönlichkeiten zu sich zu einer gemeinsamen Beratung. Diesen eröffnete er des Kaisers festen Willen, mit dem bisherigen Systeme durchaus zu brechen und alle Schmuggelei, ja allen Verkehr mit den Japanern aufzugeben. „Es ist eine unaussprechliche Schande“, sagte er, „daß große Familien mit dem Erbfeinde des Vaterlandes auf freundschaftlichem Fuße stehen, demselben verraten, wo und wieviele kaiserliche Truppen bereit sind, dem Feinde beim Rauben als Führer dienen, indem sie sich einen beträchtlichen Teil des Raubes ausbedingen, Räuber und Raub in ihren Häusern verstecken, dem Feinde Waffen besorgen und es ihm so möglich machen, das Vaterland zu verwüsten und das gute Volk zu töten oder in die Sklaverei zu schleppen. Kein Herrscher kann ein solches Verfahren dulden, vielmehr muß er um jeden Preis damit aufräumen. Nicht minder verrucht ist der Schleichhandel, der die Japaner immer nach China lockt. Auch dieser ist aufs strengste verboten.

„Und jetzt, da die Flotte bereit und das Heer ausgebildet ist, gilt es die kaiserlichen Verordnungen insgesamt auszuführen und das Land vor den Einfällen zu sichern. Tun wir, ein jeder in seiner Sphäre, unsere Pflicht, so wird dies nicht nur möglich, sondern selbst leicht sein“.

Dann wurden auch die großen und kleinen Bürgermeister, die Dorfschulzen und Flurschützen für die Ordnung in ihren respektiven Bezirken verantwortlich gemacht. Auch erneuerte der Statthalter wieder das altbewährte System 保甲 *Bau-djia*, wonach je eine Gruppe von zehn benachbarten Familien für die Vergehen eines ihrer Glieder verantwortlich gemacht wird. Man geht dabei vom Grundsatze aus, daß der eine Nachbar, ohne gerade Inquisition zu treiben, sehr wohl wisse, was bei dem andern geschieht, ob ein Besuch kommt u. s. w. Die Nachbaren waren also verpflichtet, Anzeige zu machen, wenn etwas Verdächtiges vorkam.

Natürlich hatte Dschu-huan nicht verfehlt, dem Thron ausführlichen Bericht über den früheren und jetzigen Zustand der beiden Provinzen zu erstatten. Djia-dsing war selbstverständlich hocherfreut über den vorteilhaften Umschwung und zollte seinem treuen und klugen Statthalter das höchste Lob.

Endlich fand sich auch Lu-tang bereit, etwas gegen die Japaner zu unternehmen. Seit länger als einem Jahre hatte man

Seeschiffe und Festungen gebaut oder restauriert, die See- und Landsoldaten tüchtig eingeübt und kriegstüchtig gemacht.

Nach langer rastloser Arbeit und Vorbereitung glaubte Lu-tang, daß das Landheer und die Marine fähig seien, mit den Japanern sich zu messen. Bevor jedoch Dschu-huan seine Zustimmung zu einem Angriff gab, reiste er überall hin und besichtigte die Flotte und die Festungen. Auch befahl er seinen Offizieren, die See- und Landtruppen immer nur vereint und nach übereingekommenem Plane operieren zu lassen.

Lu-tang fuhr dann mit seiner Flotte in den Hafen 雙嶼港 *Schuang-sü-djiang,* einer Inselgruppe gegenüber Ning-buo. Dort suchte er mit Anwendung aller ehemaligen Kriegslisten die Japaner zu einem Angriff zu reizen; doch vergebens: die Japaner rührten sich nicht. Zum Unglück brach in einer finstern Nacht ein furchtbarer Sturm aus. Jetzt kamen die Japaner zum Vorschein und warfen sich mit ungeheurer Raserei auf die Flotte des Lu-tang. Wäre der General nicht selbst auf dem Posten gewesen, so hätte der wütende Angriff der Japaner wohl die Kaiserlichen über den Haufen geworfen. Da aber derselbe den Feind gewissermaßen erwartete, standen alle seine Leute auf ihrem Posten. Trotz Finsternis und Unwetter und dem heulenden Andrängen des Feindes entstand keine Unordnung; man schlug den Angriff siegreich zurück, tötete mehrere Hundert Japaner und war so glücklich, die so gefürchteten Räuberhauptleute 許六 *Hü-liu,* 姚大總 *Yao-da-dsung* und andere gefangen zu nehmen. Nach diesem entscheidenden Siege ließ Lu-tang die Hehler und Helfershelfer der Seeräuber auf dieser Insel gefangen nehmen oder niedermachen und verbrannte das Heiligtum, das die Räuber der Meeresgöttin 天妃 *Tien-fei*, ihrer und aller Seefahrer Beschützerin, zu Ehren erbaut hatten.*)

Dann beeilte sich Lu-tang, den Feind zu verfolgen. Er traf ihn im Hafen 浯嶼 *U-sü* in der Provinz Fu-djien und schlug ihn aufs neue, ohne jedoch ihn gänzlich vernichten zu können.

Nachdem er gehört, daß auf der Inselgruppe 南麂山 *Nan-dji-schan*, gegenüber der Unter-Präfektur 平陽 *Ping-yang* (in Dschê-djiang) sich andere Seeräuberschiffe befänden, beeilte er sich, diese aufzusuchen und zu schlagen.

Solche Erfolge waren seit langen Jahren ganz unerhört. Man war gewohnt, die Japaner für unüberwindlich anzusehen; Lu-tang zeigte nun, wie man sie angreifen und schlagen müsse. Er war der

*) Wegen der vielen Räuber nannten die Portugiesen das ganze Inselreich Japan anfangs Ilhas dos Ladrones, d. i. Piraten-Insel.

Held des Tages; sein Ruhm drang bis nach Bêi-djing. Freilich war nach chinesischen Begriffen Dschu-huan der erste Sieger und wurde als solcher belohnt; aber Lu-tang erhielt auch beneidenswerte Auszeichnungen.

Im sechsten Monat des Jahres 1547 kreuzte einer der Kommandanten des Lu-tang im Ocean, als er eine Anzahl japanischer Schiffe in der Ferne bemerkte. Alsogleich machte Lu sich auf, um sie zu verfolgen und anzugreifen. Er schlug sie und hatte das unerhörte Glück, den schon lange gesuchten Räuberhauptmann 許棟 *Hü-dung* und einen der listigen Hehler und Helfershelfer 沈武 *Schen-u*, auf dessen Kopf schon seit Jahren ein hoher Preis gesetzt war, gefangen zu nehmen. Die gewöhnlichen Seeräuber wurden immer unverzüglich geköpft. Die Führer dagegen wurden an den Statthalter abgeliefert, der sie dann als lebende Beweise seiner Siege nach Bêidjing ablieferte.

Bisher hatte Dschu-huan Triumphe gefeiert. Doch das Blatt sollte sich anders wenden.

Im 11. Monate desselben Jahres 1547 kam wieder einmal eine Gesandtschaft von Japan unter Führung des 周良 *Dschou-liang* mit einem Gefolge von sechshundert Mann.

Weil aber seit 1539 noch keine zehn Jahre verflossen waren, wie der kaiserliche Erlaß bestimmt hatte, ließ der gestrenge Dschuhuan die Gesandtschaft nicht einmal in den Hafen einlaufen, sondern hieß sie auf offener See vor Anker zu bleiben. Er traute ihnen eben nicht. Zudem handelte er ja ganz im Auftrage und Sinne seines kaiserlichen Gebieters. Freilich wußte er wohl, daß er dadurch nicht nur die Japaner, sondern sogar viele reiche Familien und Kaufleute seiner beiden Provinzen gegen sich aufreizen werde, weil beide Teile den Verlust ihres erhofften Gewinnes nicht verschmerzen könnten. Aber Dschu-huan blieb fest und fürchtete sich nicht.

So segelte die japanische Gesandtschaft unverrichteter Dinge wieder ab. Aber anstatt bis zum Jahre 1549 zu warten, kam sie schon im sechsten Monate 1548 wieder zurück. Der Statthalter wollte nicht allzu stramm sein: er ließ also die Gesandtschaft in den äußeren Hafen einlaufen, um die Antwort des kaiserlichen Hofes zu erwarten.

Das Ministerium der Riten antwortete auf das Memorandum des Statthalters an den Kaiser: „Zwar ist der für den Empfang japanischer Gesandtschaften festgesetzte Termin noch nicht gekommen, zwar sind der Schiffe und zumal der Leute allzuviele, aber der

Brief des Shogun ist so demütig, so ergeben, daß es intolerant erscheinen müßte, wenn die Gesandtschaft nicht zugelassen würde. Man sehe also über die wenigen Monate hinweg, von dem Gefolge aber lasse man nicht mehr als fünzig Mann zu, um etwaigen Schwierigkeiten vorzubeugen".

Djia-dsing billigte dieses Gutachten, ließ jedoch dem Statthalter große Freiheit in dieser ganzen Sache. Als kluger Beamter wollte dieser ebensowenig wie der Kaiser die Japaner reizen, damit sie nicht mit Hilfe der Seeräuber Ning-buo und die ganze Provinz wieder überfielen, wie sie das ja schon öfter getan hatten. Er zeigte sich also entgegenkommend; statt der fünfzig Mann ließ er ein Gefolge von hundert Mann zu und erlaubte den andern unter strikten Bedingungen, in Ning-buo Handel zu treiben.

Die zugelassenen hundert Mann zogen nun nach der Hauptstadt, wo sie vom Kaiser sehr feierlich und freundlich empfangen wurden. Wie fast immer, gab es auch diesmal bei Übergabe der kaiserlichen Gegengeschenke Schwierigkeiten. Dem Shogun sandte der Kaiser weit mehr und weit kostbarere Geschenke, als er empfangen. Während er den hundert Mann aus dem Gefolge ebenfalls reiche Geschenke machte, weigerte er sich aber, den in Ning-buo zurückgebliebenen fünfhundert Mann ebenfalls solche zu bewilligen. Doch da die Beschenkten ihren Genossen gegenüber dadurch in große Verlegenheit gekommen wären, so ruhten sie nicht, bis der Kaiser schließlich nachgab.

Das Ministerium der Riten hatte während des Aufenthaltes dieser Gesandtschaft in der Hauptstadt viele Beratungen betreffs des königlichen Siegels, das der Gesandte für den Shogun erbeten hatte.

Bis dahin hatte man bei Anlaß der zahlreichen Gesandtschaften schon mehr als zweihundert Siegel an die Shogun geschickt, die einen ganz enormen Wert repräsentierten, da sie aus reinem Golde sorgsam gearbeitete Kunstwerke waren. Darum bedeutete man dem Gesandten, er solle die alten jetzt unbrauchbaren Siegel vorerst zurückgeben, ehe er ein neues bekäme. Dieser hatte eine solche Forderung vorausgesehen und einige Siegel mitgebracht. Er übergab sie mit den Worten: „Verschiedene Siegel sind gar nicht in die Hände des Shogun gelangt, weil die Seeräuber sich derselben bemächtigt haben. Andere sind vom Sohne des Gesandten 朱縞 *Dschu-kau* (siehe oben zum Jahre 1510) entwendet worden, ohne daß es der Regierung bisher möglich gewesen sie wieder zu erhalten. So bringe ich denn nur fünfzehn Siegel aus der Regierungszeit

des Kaisers 弘治 *Hung-dsche* (1488—1505) zurück. Fünfzehn andere aus der Regierungszeit des Kaisers 正德 *Dscheng-dêi* (1506—1522) dienen dem Shogun noch jetzt, um seine Briefe zu beglaubigen". Aber das Ministerium war schlauer als die Japaner, die die kostbaren Siegel gern für sich behalten wollten. Darum gab es dem Gesandten kurzweg zur Antwort: „Wenn ihr die alten Siegel zurückgebracht haben werdet, bekommt ihr ein neues". Der Kaiser bestätigte diesen Entschluß des Ministeriums.

Unterdessen trieben die im Süden zurückgebliebenen fünfhundert Mann nicht nur profitlichen Handel, sondern sannen auch auf Rache gegen den energischen Dschu-huan. An den chinesischen Großhändlern und sonstigen mit dem Vorgehen des Statthalters unzufriedenen Geistern fanden sie die treuesten Helfer. Man hatte es auf nichts Geringeres als auf eine Revolution in den beiden Provinzen abgesehen.

Doch in China gibt es keine Geheimnisse, oder wie das Sprichwort sagt, „keine luftdichte Mauer". So wurde auch der ganze geschmiedete Plan an den Statthalter verraten, der somit Gelegenheit hatte, sich vorzubereiten. Lu-tang machte, wie immer, eifrig Jagd auf japanische Piraten. Aber in der Person des Hauptanführers, des Generalissimus aller Banditen, hatte sowohl er als Dschu-huan sich gründlich geirrt. Sie glaubten, 許二 *Hü-örl* stehe an der Spitze, während in der Tat ein ganz anderer die Fäden des ganzen Gaunertums in Händen hatte und alle Unternehmungen leitete. Dieser Mann war 汪直 *Wang-dschen,* von Profession ein Kaufmann. Hü-örl war nur das Werkzeug dieses Meisters. Ihn wollte Lu-tang um jeden Preis fangen oder töten. Im dritten Monate 1549 verbreitete sich das Gerücht, Hü-örl sei mit seiner Bande auf der Insel 九山 *Djiu-schan,* Fu-djien gegenüber. Lu-tang überraschte die Banditen, schlug sie, versenkte eine Anzahl ihrer Schiffe ins Meer; aber Hü-örl war entwischt. Als es im sechsten und siebenten Monate desselben Jahres hieß, der gefürchtete Bandit befände sich mit zahlreichen Genossen in 北茭 *Bêi-djiau,* einem Hafen von Fu-djien, beorderte Lu-tang zahlreiche Kriegsschiffe, um den Hafen zu sperren, während andere Truppen denselben von der Landseite her umstellen sollten. Am bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde schlug man los. Die überraschten Banden schlugen sich wie Löwen, mußten aber doch schließlich der Übermacht weichen. Lu-tang hatte mehr als tausend Räuber getötet und achtzig Gefangene gemacht; aber der schlaue Hü-örl war wieder entschlüpft. „Er kann hexen und sich unsichtbar machen", sagten und glaubten die Leute Lu-tangs.

Nachdem Dschu-huan so mit den Räuberbanden ein wenig aufgeräumt hatte, machte er sich endlich an die Verbündeten und Helfershelfer der Räuber. Er ließ deren neunzig aus sonst angesehenen Familien der zwei Provinzen ergreifen. Im Vertrauen auf seine Vollmachten, sowie in der Überzeugung voller kaiserlicher Gunst, die Djia-dsing so oft beteuert hatte, wagte er, dieselben hinzurichten, um so allen Freunden der Japaner zu zeigen, wessen sie sich zu gewärtigen hätten.

Nach allem, was die Geschichte sagt, hatte Dschu-huan vollkommen Recht, diese großen Herren am Kragen zu packen. Fragt man sich, warum er sie so schnell hinrichten ließ, obwohl er Verwikkelungen befürchten mußte, so scheint mir der wahre Grund darin zu liegen, daß er befürchtete, dieselben möchten wegen ihres Einflusses in Bêi-djing Begnadigung erhalten. Dann wären die letzten Dinge allerdings ärger als die ersten gewesen. Nachdem er ihnen den Kopf abgehauen, war er sicher, daß sie ihm nicht mehr schaden würden. Übrigens schrieb er alsbald einen langen Bericht an den Kaiser, worin er sein strammes Verfahren zu rechtfertigen suchte.

Natürlich schickten die großen Familien auch Abgesandte nach Bêi-djing, um ihre Sache zu verfechten und den verhaßten Dschu-huan, wenn möglich, auch in den Tod zu bringen; denn ihn nur zu stürzen, genügte ihrer Rachsucht nicht.

Philipp von Macedonien hat einmal gesagt: „Keine Mauer ist so hoch, daß nicht ein goldbeladener Esel hinüber kommen könnte“. Djia-dsing war um jene Zeit von Familienkummer niedergebeugt. Sein Sohn und Thronfolger war nämlich gestorben. Im Norden pochten die wilden Mongolen mit gewaltigen Schlägen an das morsche Kaiserreich. Zudem drangen bezahlte Höflinge in den Kaiser ein, Dschu-huan zur Verantwortung zu ziehen und seine Tat mit dem Tode büßen zu lassen. Zur Hinrichtung seines bisher so treuen Statthalters konnte Djia-dsing sich nicht verstehen. Gleichwohl ließ er sich bewegen, den Ober-Zensor 周亮 *Dschou-liang* mit der Untersuchung der Sache zu betrauen. Das endgiltige Urteil jedoch behielt er sich selbst vor. Dieser Dschou-liang war aus Fu-djien gebürtig und zählte Verwandte und Freunde unter den von Dschuhuan Hingerichteten. Die erteilte Mission war ihm daher die angenehmste seines Lebens. Er erbat und erhielt vom Kaiser einige Assessoren, unter andern auch den 陳九德 *Tschen-djiu-dêi:* alles geschworene Feinde des Statthalters. Was Wunder also, daß der Bericht dieser Männer an den Kaiser so sehr zu Ungunsten des Verklagten ausfiel.

Dschu-huan kam gerade von einer Expedition gegen die Japaner in 溫州府 *Wen-dschou-fu* und 處州府 *Dschu-dschou-fu* zurück, als er das kaiserliche Dekret seiner Absetzung und seiner hochpeinlichen Anklage erhielt. In herben Worten warf ihm Djiadsing Mißbrauch kaiserlicher Vollmachten, willkürliches Hinschlachten so vieler Unschuldigen, Vergeudung und Veruntreuung der kaiserlichen Steuern und des Staatsschatzes und noch andere Verbrechen vor, von denen schon e i n e s genügt hätte ihn zu vernichten.

Wie das gewöhnlich geschieht, zogen sich seine Freunde jetzt schweigsam zurück; seine getreuen Diener, wie Lu-tang u. s. w. waren mit ihm auf Hochverrat angeklagt. Mit der Ungnade seines früheren kaiserlichen Gönners beladen und alles Schutzes baar, sah Dschu-huan keinen bessern Ausweg, um dem Henkertode zu entrinnen und seine Familie vor dem gänzlichen Ruin zu retten, als Selbstmord. Denn wäre er verurteilt und hingerichtet worden, so wären alle seine Besitzungen vom Fiskus eingezogen, seine Familie und Kinder als Sklaven verteilt worden. Nahm er sich selbst das Leben, so konnte er hoffen, einige alte Freunde würden für seine Familie ein gutes Wort einlegen, und auch der Kaiser sich vielleicht seines alten Günstlings erinnern.

Er trank also Blut aus dem Kopfe eines Kranichs 鶴 *Ho.* Andere vornehme Personen tauchen die Federn des 鴆 *Dschen* (eines dem Pfau ähnelnden Vogels) in Wein und saugen das so entstandene Gift ein. Dies ist nach der Auffassung der Chinesen ein ehrenvoller Tod. Überhaupt ist der Selbstmord in den Augen der Chinesen kein so großes Verbrechen, ja oft sogar das beste Mittel, sich zu verteidigen oder zu rächen.

Dschu-huan endete auf so tragische Weise in den letzten Monaten des Jahres 1549. Seine beiden Provinzen hinterließ er im besten Zustande der Verteidigung. Er hatte einundvierzig Festungen erbaut oder restauriert und eine Flotte von vierhundertneununddreißig Kriegsschiffen geschaffen, zu denen noch viele andere Schiffe zu zählen sind, die zur Verfolgung des Feindes bestimmt waren; Land-und Seetruppen waren in bester Ordnung. Seine stramme Militärverwaltung ist später als musterhaft anerkannt und wieder eingeführt worden.

An Stelle des unglücklichen Dschu-huan kam kein neuer Statthalter. So blühte denn das Schmugglerwesen wie kaum je zuvor. Trotzdem berichteten eigens abgesandte Zensoren dem Kaiser, die Provinzen genäßen seit dem Tode Dschu-huans des tiefsten Friedens, alles käme nur darauf an, die Japaner nicht unnötig zu reizen.

Ehe wir dies Kapitel beenden, können wir's nicht unterlassen, wenigstens wie im Vorbeigehen einen Mann zu erwähnen, der von Gott berufen war, segnend nicht nur auf Japan, sondern auf fast ganz Ostasien einzuwirken und vielen Ländern und Provinzen das größte Glück, den alleinseligmachenden Glauben, zu bringen. Wir meinen den großen Heidenapostel Franz Xaver.

Am fünfzehnten August 1549 landete dieser von Gottes- und Menschenliebe glühende Missionar in 鹿兒島 *Kagoshima* auf der Insel Kiu-shiu. Seit dem zwölften Jahrhunderte war diese Stadt die Residenz der Daimyo 島津 *Schimaru.* Der damalige Daimyo Takahisa nahm den Heiligen sehr freundlich auf, weil er Vorteile aus dem Verkehre mit den *Nambanjen,* d. h. den Wilden des Südens, erhoffte. Franz Xaver konnte frei predigen und machte im Verlaufe eines Jahres etwa hundert Bekehrungen. Dies schon genügte, um die Bonzen aufzubringen. Sie zwangen schließlich den Daimyo, den Heiligen zu verjagen und ihm den Aufenthalt in Kagoshima zu verbieten.

Franz Xaver begab sich also nach Hirado, wo Matsura Takanobu, ein armer Daimyo, ihn mit ganz außerordentlichen Freudenbezeugungen empfing; denn er hoffte, durch ihn Geld gewinnen zu können. Von dort begab sich der Heilige nach 山口 *Yamaguchi,* einer damals sehr berühmten Stadt und Residenz der mächtigen Daimyo O-uchi. Der damalige Daimyo Yoshitaka (1533—1551), ein Mann von sehr großen Talenten, nahm ihn auch sehr freundlich auf.

Nach kurzem Aufenthalte begab Xaver sich nach Kioto, um den Mikado zu sehen und die Briefe des Vizekönigs von Indien und des Erzbischofs von Goa mit den Geschenken zu überreichen. Nachdem er während zwei Wochen alle Umstände genau studiert und sich überzeugt hatte, daß eine Audienz beim Mikado Go-Nara (1527—1557) und beim Shogun Yoshiteru (1546—1565) nur mit vielen Geschenken zu erkaufen und überdies ganz unnütz sei, weil weder der eine noch der andere irgend welche Autorität besäße, sondern die Daimyo die eigentlichen Herren wären, kehrte er nach Yamaguchi zurück. Er überreichte die Briefe und Geschenke dem Daimyo Yoshitaku, der von den Geschenken: einer Uhr, einer Armbrust, 3 Kanonen und anderen bis damals nie gesehenen Sachen bis in den Himmel entzückt war. Innerhalb zwei Monaten bekehrte Xaver daselbst fünfhundert Neophyten, unter welchen sich samurai*) höheren Ranges befanden.

Alle diese Angaben bestätigten aufs genaueste die Erzählungen der chinesischen Geschichtsschreiber und besagen uns zugleich, daß

*) Leute aus der Kriegerkaste oder auch aus dem Adel.

nicht alle Einwohner von Kiushiu Piraten waren, sondern daß auch viele ehrliche Leute sich dort vorfanden.

Am 19. September 1551 begab sich Franz Xaver nach *Bungo* 豐後, wo der Daimyo Otomo-Yoshihige von 1528—1587 herrschte. Dort war es, wo im Hafen von Tunai die Portugiesen ihn mit so großem Pompe empfingen und nach dem Palaste des mächtigen und ausgezeichneten Daimyo begleiteten. Der kluge, ernste und religiös veranlagte Yoshihige war fähig, den Heiligen zu verstehen und zu würdigen. Er wurde sein bester Freund in Japan. Dort war es, wo Xaver so viel über Gott, Hölle, Vorsehung u. s. w. vor Gelehrten, Bonzen und hohen Herren zu disputieren hatte.

Am 22. November 1551 mußte der Heilige sich nach Indien einschiffen. Yoshihige wurde am 28. August 1578 auf den Namen Franz getauft und ward ein Musterchrist. Er baute viele Kirchen und Hospitäler. Zugleich war er ein wahrer Apostel. Die mächtigen und anmaßenden Bonzen suchten überall, selbst in Bungo, Haß gegen das Christentum zu säen. Sogar Yoshihige mußte aus Politik Rücksichten auf diese mächtige Partei nehmen, die zu allem fähig war und vor keinem Verbrechen zurückschreckte.

Japan verdankt dem gottbegeisterten demütigen Missionar mehr als all' seinen Herrschern und Volksbeglückern vorher und nachher. Schade, daß grausame und andauernde Verfolgungen die herrlich aufblühende Gottessaat so bald fast gänzlich vernichtet haben. Doch auch jetzt noch finden wir in Japan merkbare Spuren des segensreichen Wirkens unseres Heiligen.

---

7. Neue Einfälle und Wirren in Dschê-djiang, Fu-djien und den anderen Küstenprovinzen.

Wie wir schon gehört, hatten die kaiserlichen Zensoren ihrem Gebieter fälschlich berichtet, der Süden des Reiches sei in Frieden und Ruhe. Djia-dsing konnte also Soldaten nach dem Norden berufen, wo er sehr bedrängt war. Denn 1550 kam 俺答 *Ngan-da*, der mächtige Chan der Mongolen, mit seinen zahlreichen Horden bis nach Bêi-djing. 嚴嵩 *Yen-sung* wußte dem Kaiser keinen besseren Rat zu geben, als den Eindringling durch reiche Geschenke zur Rückkehr zu bewegen. Es ist eine Schmach, daß das große Chinesenreich sich so schwach zeigte und dem Feinde nicht mutig entgegentrat, wie's 永樂 *Yung-luo* (1403—1424) einstens getan. Dieser energische Herrscher begnügte sich nicht, die Mongolen mutig

zurückzuweisen; er suchte sie selbst in ihren Steppen auf und unternahm in eigener Person verschiedene Feldzüge. Djia-dsing hingegen war zu sehr mit seinem Harem und seinen Eunuchen beschäftigt, um sich um die Staatsgeschäfte bekümmern zu können.

Dschê-djiang und Fu-djien erhielten also keinen mit kaiserlichen Vollmachten ausgestatteten Vizekönig oder Generalgouverneur, „weil das Land im Frieden war“, wie die Zensoren dem Kaiser berichtet hatten. In der Tat verabscheuten die großen Familien jener Provinzen einen tatkräftigen Statthalter, weil ein solcher ihre Schmuggeleien nicht ungestraft durchgehen lassen konnte. So ging denn alles, was der tüchtige Dschu-huan geschaffen, elend zu Grunde. Die Disziplin im Heere und in der Marine war dahin. Expeditionen gegen die Seeräuber wurden keine unternommen, die Hafenanlagen wurden vernachlässigt, und die einst so tüchtigen Schiffe ließ man verkommen. Der Schmuggelhandel mit den Japanern blühte wie nie zuvor, und das angemaßte Handelsmonopol brachte den Reichen große Summen ein.

In Dschê-djiang bewiesen sich die Japaner den Magnaten zulieb weniger wild. Dafür hausten sie aber in andern Provinzen um so unmenschlicher. Im Jahre 1551 hatte besonders die Provinz 江 南 *Djiang-nan* zu leiden. Schon im zweiten Monate plünderte eine Räuberbande das Gebiet von 常 熟 *Tschang-schu;* eine andere warf sich auf die Stadt 江 陰 *Djiang-yin.* Aber der Mandarin 錢 錞 *Tsien-schuin,* wohl wissend, daß er vom Kaiser würde zum Tode verurteilt werden, falls die Stadt verloren ginge, verteidigte sich mit Mut und Geschick. Er schlug die Seeräuber zuerst bei 石 幢 *Sche-tschuang,* zwanzig Li östlich von obiger Stadt. Dann verfolgte er den Feind und schlug ihn abermals beim Flecken 華 墅 *Hua-schu,* sechzig Li südlich von Djiang-yin. Die Seeräuber zogen sich jetzt nach Osten zurück, um sich mit ihren Kameraden in Tschang-schu zu vereinigen. Nun waren sie mehr als tausendfünfhundert Mann stark und hofften, diesmal die Stadt Djiang-yin zu überrumpeln. Aber sie hatten sich verrechnet. Der kluge Mandarin war an seinem Posten, er verteidigte sich wacker. Während eines langen Monates machten die Japaner wütende Angriffe auf die Stadt; aber alles vergebens. Nachdem sie eine ziemliche Anzahl der ihrigen verloren hatten, mußten sie abziehen. Doch das war dem tapfern Tsien-schuin nicht genug. Er verfolgte die Flüchtlinge, schlug sie wiederum und tötete eine große Anzahl derselben. Unglücklicherweise geriet sein Pferd in eine morastige Stelle und blieb im Moraste stecken. Jetzt aber stürzten sich die Japaner auf ihren verhaßten

Besieger und töteten ihn mit zehn Lanzenstichen. Die Soldaten waren wütend über den Tod ihres Führers und wollten sich und ihn rächen. Sie stürmten also mit Wut auf die Japaner los und verjagten sie vom Gebiete der Unterpräfektur Djiang-yin.

Trotzdem kamen dieselben im siebten Monate desselben Jahres 1551 noch einmal und zwar in größerer Anzahl zurück. Sie wollten um jeden Preis der Stadt Herr werden und hofften, dies werde nun nach dem Tode ihres tüchtigen Oberhauptes möglich sein. Die zweimalige Niederlage schien ihnen eine wahre Schande; ein glorreicher Sieg und reiche Beute sollten sie dafür entschädigen.

Während vierzig Tagen stürmten sie gegen die Stadt, aber alle Angriffe wurden mit großem Mute zurückgeschlagen. Als die Belagerten sahen, daß sie die Stadt nicht lange mehr würden halten können, fanden sich zwei geschickte und mutige Taucher, welchen es in der Tat glückte, durch die Truppen der Belagerer unbemerkt durchzukommen und dem Statthalter in 蘇州 *Su-dschou* von der verzweifelten Lage der Stadt Bericht zu erstatten. Dieser schickte alsogleich tausend Mann kaiserliche Truppen, um im Rücken über die Japaner herzufallen. Sobald die Japaner von deren Ankunft hörten, machten sie sich eiligst davon. Man verfolgte sie und tötete noch eine Anzahl.

Selten hat eine Stadt sich mit solchem Mut und solcher Ausdauer verteidigt. Zum Lohne für seinen Heldenmut wurde der siegreiche Tsien-schuin zum Schutzgott der Stadt ernannt. Zu jener Zeit blühte in Japan der Sklavenhandel, da Portugiesen, Spanier und andere Europäer um schweres Geld Sklaven zu kaufen suchten. Selbst die Daimyo und ihre Verwandten hielten es nicht unter ihrer Würde und gegen ihr Gewissen, ganze Jagden auf Menschen zu machen. Als Tauschobjekte verlangten sie von den Europäern Waffen und dgl. Die Hauptzentren dieses schmählichen Handels waren Nagasaki und Hizado. Als die Bischöfe gegen diesen Menschenhandel auftraten, verweigerten die gewissenlosen Europäer den Gehorsam, während die christlichen Daimyo sich durchaus fügten. Ein großes Kontingent für den Sklavenhandel stellten auch die in zahlreichen Kriegen gemachten Gefangenen. Man konnte den Europäern nie genug Sklaven liefern.

Im Jahre 1551 nahmen die jetzt so zahlreichen Räuberbanden ihre Plünderungen in Dsché-djiang, Fu-djien, ja fast in allen Küstenprovinzen in gewohnter Weise wieder auf. Selbst der vorteilhafte Handel konnte einer solchen Menge von Räubern nicht genügen; die Lust nach Abenteuern trieb sie hinaus, ihr schnödes „Handwerk“ zu treiben.

Zahlreiche Banden plünderten das Gebiet von 奉化 *Fung-hua*, fünfzig Li südlich von der Präfektur Ning-buo. Die Bauern nahmen alle Reißaus und flüchteten ins Innere. Nicht, daß sie nicht Mut genug gehabt hätten, ihr Hab und Gut zu verteidigen: das wünschten sie von Herzen gern. Dazu aber brauchte es einige Kompagnien geschulter Soldaten, da Landleute nun einmal nichts von der Kriegsführung verstehen. Wo immer sie allein über die Japaner herfielen (und mochten sie auch noch so zahlreich und todesmutig sein), wurden sie geschlagen und oft bis auf den letzten Mann getötet. Übrigens sagt auch ein chinesisches Sprichwort: „Von den sechsunddreißig Rettungsmitteln ist die Flucht das allerbeste".

Im fünften Monate desselben Jahres fielen verschiedene Banden heimlich über die Unterpräfektur *Schui-ngan* 瑞安 her. Aber die Einwohnerschaft schlug mit Hülfe einiger Soldaten die Banditen zurück.

Andere Banden plünderten die Gebiete von 台州 *Tä-dschou*, 象山 *Siang-schan*, 定海 *Ding-hä* u. s. w. Fast die ganze Seeküste wurde von den Räubern heimgesucht. Während verräterische Subjekte den Feinden als Führer und Angeber dienten, boten nicht weniger gewissenlose reiche Familien ihnen Waffen und Unterkommen an und blieben so von Überfällen verschont. Die reiche Stadt 黃巖 *Huang-ien* wurde durch Verrat des dem Gefängnisse entsprungenen 鄧文俊 *Deng-wen-süin* überrumpelt und sieben Tage lang geplündert. Die Räuber fanden mehr Schätze, als sie fortschleppen konnten. Doch der Verräter, der mit seiner schweren Beute den abziehenden Japanern nicht hatte folgen können und deshalb weit hinter ihnen herging, fiel in die Hände der Beraubten und wurde von ihnen, wie das gewöhnlich geschieht, unter den gräßlichsten Martern umgebracht.

Als im siebenten Monate dieses Jahres 1552 drei Schiffe voll Räuber die Stadt Schang-hä angreifen wollten, wurden sie zurückgeschlagen und mußten sich begnügen, das Weichgebiet der Stadt und 浦東 *Pu-dung* zu plündern. Anderen kleinen Banden erging es ebenso auf der Insel 崇明 *Tschung-ming* und in den Häfen von 大倉 *Da-tsang*.

Die Jahre 1551 und 1552 zählten zu den unglücklichsten Jahren der Südprovinzen. Das Geschrei des unglücklichen Volkes drang bis zum Throne des Kaisers, der sich schließlich doch gezwungen sah, Maßregeln zur Verteidigung der Küstenprovinzen zu treffen. Er erließ aufs neue die strengsten Verordnungen. Kein fremdes Schiff sollte in einen Hafen zugelassen werden; die Hafenmeister

mußten alle Schiffe genau untersuchen, ob sich nicht ein Fremder, ein Spion der Seeräuber eingeschlichen.

Da haben wir den wahren Grund, weshalb der hl. Franziskus Xaverius nicht nach China eindringen konnte. Da Todesstrafe auf die Übertretung dieses kaiserlichen Erlasses gesetzt war, wagte niemand, ihn einzuschmuggeln. Auch die Portugiesen wußten wohl, welchen Gefahren ihr eigener Handel ausgesetzt sein würde, wenn Franz Xaver als Spion aufgegriffen würde. Daher ersuchten sie den Heiligen, zu warten, bis alle ihre Schiffe von 三山 *San-schan* (Sancian) abgezogen seien. Wie die Portugiesen jener Zeit bei ihren Reisen nach Japan sich mit den Piraten abgefunden, wird von den chinesischen Schriftstellern nicht gesagt. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten sie entweder von Piraten-Lotsen geführt worden und so gewissermaßen unter Piraten-Flagge geschifft sein, oder sie haben den Piraten eine gute Summe Geldes gezahlt, um ungehindert durchgelassen zu werden. Der hl. Franz Xaver fuhr auf einem Piratenschiff nach Japan. Der Pirat Avan, der Frau und Kind zu Malacca hatte, versprach dem Statthalter von Malacca, den Heiligen und seine sieben Genossen sicher nach Japan zu bringen. Aus den Briefen des Heiligen wissen wir, wie er dies Versprechen gehalten.

Versuchten Europäer in China einzudringen, so wurden sie ganz einfach ins Gefängnis geworfen. So wissen wir, daß der den Chinesen gut bekannte Louis d' Almeida mit P. Melchior Nunez im Jahre 1555 sich in das chinesische Gefängnis in Kuang-dung begaben, wo der portugiesische Edelmann Matthaeus de Britto seit langer Zeit an Händen und Füßen gefesselt und mit einem Halsblock belastet, ein trauriges Dasein führte. Sie konnten ihren Landsmann zwar trösten aber nicht befreien. Die chinesische Regierung ließ nicht so leicht mit sich sprechen. Kamen Kriegsschiffe mit Kanonen, welche sich Gehör erzwingen konnten, so war man natürlich freundlicher und nachgiebiger.

---

8. 王忬 Wang-yü wird zum Statthalter und Generalissimus der beiden Provinzen Dschê-djiang und Fu-djien ernannt.

Wang-yü war der Sprosse einer großen Familie in 太倉 *Tä-tsang* in Djiang-nan, welche auch jetzt noch Mitglieder in hohen Beamtenstellen hat. Sein Vater war Vizepräsident des Kriegs-Ministeriums in Nan-djing, bekleidete also eines der höchsten Ämter in den Central-Provinzen.

Wang-yü liebte die Studien und machte darin so große Fortschritte, daß er schon 1541 zum Doktor promovierte. Da sein Vater als ein rechtschaffener Mann bei Hofe in hoher Gunst stand, wurde der neue Doktor alsogleich in Bêi-djing angestellt. Wenige Jahre später, nachdem er Proben eines fähigen und diensteifrigen Beamten abgelegt, wurde er in das Zensoren-Kollegium gewählt. Als Zensor fürchtete er sich nicht, den Kaiser über das üble Betragen des Kronprinzen zu unterrichten. Der junge Prinz verließ nämlich in Gesellschaft einiger Eunuchen ohne Erlaubnis den kaiserlichen Palast und gab durch sein Betragen dem Volke Ärgernis. Der Kaiser dankte dem mutigen Zensor, der nicht gefürchtet, sich dem künftigen Herrscher verhaßt zu machen, und trug seitdem die größte Hochachtung gegen ihn. Der Kronprinz kam in einen innern bewachten Palast, die Eunuchen wurden exemplarisch bestraft. Bald darauf wurde Wang zum General-Intendanten aller kaiserlichen Salzminen in der Provinz 山西 *Schan-si* ernannt. Diesen gewinnreichen Posten überwies ihm der Kaiser zum Lohne für seinen eben erwähnten Freimut. Leider wurde er daselbst so krank, daß er um seine Entlassung einkommen und heimkehren mußte. Nachdem er wieder hergestellt war, wurde er zum Provinzial-Oberrichter in 湖廣 *Hu-kuang*, d. h. von 湖北 *Hu-bêi* und 湖南 *Hu-nan* ernannt. Da er sich in diesem hohen Posten ganz musterhaft bewiesen, wurde er in derselben Eigenschaft nach Bêi-djing berufen.

Als der gefürchtete Mongolen-Khan 俺答 *Ngan-da*, immer fortfuhr, die Provinz 山西 *Schan-si* zu plündern, bemerkte Wang-yü dem Kaiser, man würde gut tun, die Stadt 通州 *Tung-dschou* nahe bei Bêi-djing zu befestigen, denn die Mongolen seien schon so weit in der Provinz Dscheli vorgedrungen, daß sie nur mehr eine doppelte Tagereise von der Hauptstadt entfernt wären. In dieser Gefahr erbot er sich, dahin zu gehen und die Stadt zu schützen. Der Kaiser nahm mit großer Freude einen solchen Vorschlag an und schickte Wang-yü alsogleich nach Tung-dschou. Dieser befahl nun, alle Schiffe an dem westlichen Ufer anzulegen. Als nun nicht lange darauf von Osten her Mongolenhorden kamen, um die Stadt ganz unverhofft in der Nacht zu überrumpeln, so fanden sie keine Schiffe am Ufer, um überzusetzen und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Kaiser war ganz erstaunt über die Findigkeit seines Schützlings. Auf dessen Vorschlag hin ließ er auch noch die Hauptstadt durch eine starke Ringmauer mit Verteidigungstürmen befestigen. Ebenso wurden die andern Städte im Norden der Provinz in guten Verteidigungszustand gesetzt und auch die Signal-

Türme wieder hergestellt, um die Ankunft des Feindes bei Zeiten anzumelden. Da der Kaiser sich immer besser von der Klugheit und Tüchtigkeit Wang-ins überzeugte, so ernannte er ihn anfangs 1552 zum Gouverneur der Provinz 山東 *Schan-dung.*

Als aber die üblen Zustände von Dschê-djiang und den übrigen Küstenprovinzen dem Kaiser endlich doch einmal bekannt wurden, ernannte er im siebten Monat des Jahres 1552, nach kaum dreimonatlicher Verwaltung in Schan-dung den Wang-in zum Statthalter und Generalissimus jener Provinzen. Er verlieh ihm dieselben ausgedehnten Vollmachten, welche 朱紈 *Dschu-huan* besessen. Auch legte er ihm ans Herz, mit diesem verruchten Gesindel endlich einmal aufzuräumen. Leider unterschätzte man damals noch am kaiserlichen Hofe die Gefahr, die dem Reiche, ja dem Throne, von jenen Seeräubern drohte; man glaubte, es nur mit von Hunger getriebenem Gesindel zu tun zu haben.

Wang-in erwählte zu seinen Anführern im Kampfe mit den Seeräubern die zwei tüchtigen Feldherren 俞大猷 *Yü-da-yu* und 湯克寬 *Tang-k'o-k'uan.* Lu-tang, der früher die rechte Hand Dschu-huan's gewesen und gegen die Banditen immer so siegreich gekämpft hatte, lebte damals noch. Aus Furcht vor den Aristokratenfamilien wagte Wang-in vor der Hand nicht, diesen ihnen so verhaßten Offizier in seinen Dienst zu nehmen. Erst später, als er einsah, wie sehr er eines so tüchtigen Mannes bedürfe, trug er ihm ein Kommando an.

Wir werden im Laufe dieser Geschichte noch Gelegenheit haben, von Lu-tangs Siegen und Mißgeschick zu sprechen, ebenso auch von den Erfolgen und den ganz unverhofften Niederlagen des Statthalters. Hier nur einige Worte seines fernern Lebenslaufes und der schließlichen Ungnade des Kaisers. Der schlaue Wang-in hatte bald bemerkt, was für eine Löwenhöhle der Statthalterposten von Dschê-djiang sei. Er ließ daher seine Freunde Mittel und Wege suchen, um gelegentlich beim Kaiser seine Versetzung in einen nicht so augenscheinlich totbringenden Posten zu erwirken.

In der Tat wurde er 1554 als Statthalter und Generalissimus nach 山西 *Schan-si* versetzt, weil der Kaiser sich seiner ehemaligen Erfolge gegen die Mongolen erinnerte. Wie sehr Wang-in Grund hatte, sich über diese Versetzung zu freuen, zeigt das traurige Loos seines Nachfolgers 李天寵 *Li-tien-tschung.* Dieser war weniger Diplomat als er und verlor seinen Kopf. Im Kampfe mit den Mongolen hatte Wang-in wenig Erfolg. Er war eben kein Kriegsgenie, wie Djia-dsing geglaubt. Darum sank er von nun immer mehr in

der kaiserlichen Hochschätzung. Als 1559 noch Erdbeben die Provinz Schan-si heimsuchten, schien auch der Himmel selbst den unglücklichen Statthalter verworfen zu haben. Somit fiel er ganz in Ungnade des Kaisers, wurde in den Kerker geworfen und zur Rechenschaft gezogen. Während die augendienerischen Richter ihn zur Verbannung verurteilten, war der Kaiser gnädiger und begnügte sich, ihn heim zu schicken. Sein Sohn 王世貞 *Wang-sche-dscheng* war intimster Freund des 世蕃 *Sche-fan*, des berüchtigten Sohnes des Yen-sung, und hatte die Unklugheit gehabt, demselben blosstellende, gefährliche Familiengeheimnisse mitzuteilen, die dieser alsogleich seinem Vater verriet. Yen-sung war indiskret genug, dieselben auch dem Kaiser mitzuteilen, in der Absicht, seinen Rivalen ganz zu vernichten.

Als im Jahre 1555 ein anderer Rivale des Kanzlers, der Großmandarin 楊繼盛 *Yang-dji-scheng* auf Anstiften Yen-sung's war getötet worden, hatte 王世貞 *Wang-sche-dscheng* den thörichten und frivolen Einfall Trauerkleider anzulegen. Yen-sung verstand den Apolog und war rasend vor Wut. Wäre es auf ihn angekommen, so hätte er den jungen Mann alsogleich geköpft. Von da an verfolgte der in Ungnade gefallene Yen-sung die Familie des Wang-in. 1559 erreichte er bei Gelegenheit der Erdbeben endlich seinen Zweck. Der arme Günstling, der ja nichts anderes kannte als die Gnade seines Herrn, nahm sich seinen Fall so zu Herzen, daß er nicht lange nachher starb.

Selbst nach dem Tode wurde ihm, wie es bei unglücklichen Höflingen oft der Fall ist, seine Ehrentitel nicht zurückgegeben: er mußte ohne offizielles Zermoniell begraben werden. Seine Ehrentitel und die für die geleisteten Dienste schuldigen Auszeichnungen wurden ihm erst unter dem Kaiser 隆慶 *Lung-tsching* 1567 - 1572 aus besonderer kaiserlicher Gnade bewilligt. So kam die Familie wieder in Ansehen.

Sein Grab ist auf dem westlichen Teile des großen Kanales 楊林塘 *Yang-ling-tang*. Oft befahre ich diesen Kanal und habe auch bei den tüchtigsten Gelehrten jener Gegend. Nachforschungen angestellt. Aber diese Herren wissen nichts mehr von jenen gefallenen Größen. Die Familie Wang hat aber gewiß den Ort des Grabes genau in der Famielienchronik ingetragen: doch ist es schwer, zumal für einen Fremden, dieselbe einzusehen.

a. 俞大猷 Yü-da-yu.

Yü-da-yu ist ohne allen Zweifel der tüchtigste Feldherr, welchen China den Japanern entgegenstellen konnte. Die Seeräuber

fürchteten sich, mit ihm zusammen zu stoßen. Denn Yü-da-yu hat sie oft geschlagen; und selbst wenn er wegen verschiedener Ursachen sie nicht schlug, so zog er sich doch immer ehrenvoll aus dem Kampfe zurück, so daß er trotz Überzahl des Feindes nie eine eigentliche Niederlage erlitten hat. Auch die andern tüchtigen Feldherren, wie 盧鏜 *Lu-tang* und 湯克寬 *Tang-k'o-k'uan* anerkannten voll und ehrlich, daß Yü-da-yu ihnen überlegen sei, und ordneten sich deshalb gern demselben unter.

Yü-da-yu war aus 晉江 *Dsin-djiang* der Präfektur 建泉府 *Djien-tsüan-fu* in Fu-djien gebürtig. Er stammte aus einer armen Familie und hatte somit wenig Freunde und Beschützer. Und da er auch nicht ehrgeizig war, so ist sein späterer Ruhm hauptsächlich seinem Talente zuzuschreiben. In seiner Jugend zeigte er sich sehr wißbegierig und studierte eifrig die Klassiker, besonders des 易經 *I-djing,* aus dem er die Regeln der Kriegskunst kennen lernte. Aber es war ihm nicht genug, dieselben blos theoretisch zu wissen, sondern er ging auch zu einem tüchtigen Fechtmeister in die Lehre und übte sich im Pfeilschießen, Lanzenwerfen und Schwertfechten.

Nach dem Tode seines Vaters fiel ihm die Ernährung der Familie zu. Im Jahre 1555 begab er sich nach Bêi-djing, um dort nach bestandenem Examen in irgend einer Stellung Verwendung und Brot zu finden. Doch da er keine Empfehlungen und hohen Beschützer hatte, mußte er trotz seiner großen Befähigung noch froh sein, ein kleines Amt im Ministerium der Justizverwaltung zu erhalten. Weil er die Leute vom Prozessieren abhielt und ihre Zwistigkeiten uud drgl. friedlich beizulegen pflegte, so blieb er ein armer Schlucker.

Als nun 1542 der Mongolen-Chan 俺答 *Ngan-da* die Provinz 山西 *Schan-si* heimsuchte und furchtbar verwüstete, rief der Kaiser das Volk zu den Waffen. Alle, welche Mut und Geschicklichkeit hätten, sollten sich melden, er würde alle Verdienste gebührend zu belohnen wissen. Yü-da-yu glaubte die Gelegenheit gekommen, sich im Dienste des Kaisers auszuzeichnen. Er meldete sich also beim Kommando. Leider hatte er keine Empfehlungen, und so bot man ihm nur einen unbedeutenden Unteroffiziersposten an, den er aber nicht annahm. Mißvergnügt kehrte er, an seinem Glücke fast verzweifelnd, in seine Heimatsprovinz Fu-djien zurück und gewann seinen Lebensunterhalt, indem er als Fechtmeister junge Leute im Waffenhandwerk und in der Kriegskunst unterrichtete. Zu Hause war ihm das Glück günstiger. Er wurde zum Hauptmann des ganzen Militärs einer Unterpräfektur befördert. In dieser Stellung fand er

endlich Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Es glückte ihm nämlich, die japanischen Seeräuber in verschiedenen Angriffen zu schlagen, so daß er der Provinzialbehörde schließlich mehr als dreihundert abgeschlagene Köpfe von Seeräubern als Trophäe vorzeigen konnte. Daraufhin wurde er ein berühmter Mann. Durch Belohnungen und andere Auszeichnungen noch mehr angefeuert, bewies er einen noch regeren Eifer in Verfolgung des Feindes und vertrieb die Räuberbanden aus Fu-djien. Wegen dieser Erfolge wurde er nach Kuang-dung geschickt, woselbst er auch wieder verschiedene Räuberbanden besiegte, ja sogar in einem Zweikampfe persönlich mit eigener Hand einen sehr gefürchteten und unbesiegbar geglaubten Riesen tötete. Da er nun auch noch verstanden, die aufrührerischen Landleute wieder zu Ruhe und Geborsam zu bewegen, war Yü-da-yu wirklich ein berühmter Mann geworden. Somit rief ihn im Jahre 1549 der vielgenannte Statthalter und Generalissimus 朱紈 *Dschu-huan* in seinen Dienst. Da die Seeräuber nicht nur von der Meerseite in die Provinzen einfielen, sondern auch auf Umwegen durch Annam nach dem Innern von 廣東 *Kuang-dung* und 廣西 *Kuang-si* vordrangen, wurde Yü-da-yu beauftragt, diese Gegenden von dem Räubergesindel zu befreien. Es war dies keine leichte Aufgabe, da die Räuberbanden zahlreich waren und an dem Landvolke in Annam einen Rückhalt hatten. Aber Yü-da-yu schlug die vereinigten Banden von Japanern und Annamiten und schnitt 1200 Köpfe ab, welche er dem Statthalter von Kuang-dung vorzählte. Dieser bedeutende Sieg wurde aber dem Kaiser von 嚴嵩 *Yen-sung* verheimlicht, weil Yü-da-yu ihm nicht genehm war. Anstatt also Ehren und Auszeichnungen zu erlangen, wurde Yü-da-yu von Yen-sung nur mit einem Geschenke von fünfzig Unzen Silbers abgefertigt.

Als 王忬 *Wang-yü* 1552 Statthalter wurde, wählte er Yü-da-yu zu seinem ersten Feldherrn. Wir werden sehen, wie tüchtig derselbe in dieser Eigenschaft sich bewährt hat.

b. Der General 湯克寬 Tang-k'o-k'uan

stammte aus einer alten Soldatenfamilie in 丕州 *Bi-dschou* im Norden von Djiang-su, nahe an der Grenze von Schan-dung. Auch er widmete sich früh dem Kriegsdienste. Wegen seiner Tüchtigkeit stieg er bald von Stufe zu Stufe. Gegen die Seeräuber war er immer glücklich; mehr als achthundert derselben hieb er die Köpfe ab, die er dann als Siegestrophäen an den Statthalter ablieferte. Deswegen war er von 張經 *Dschang-djing* sowohl als auch von Wang-yü sehr geschätzt. Letzterer empfahl ihn auch dem Kaiser zu Gnaden,

Im Verlaufe dieser Geschichte werden wir noch öfter Gelegenheit haben, von seinen Siegen und seinem ruhmvollen Tode für's Vaterland zu reden.

c. Die Einfälle der Japaner unter Wang-yü.

Die Zeit der Statthalterschaft Wang-yü ist eine der unglücklichsten Perioden der chinesischen Geschichte. Die Seeräuber waren zahlreicher als jemals; einige chinesische Schriftsteller und Geschichtschreiber behaupten, daß sie im Jahre 1552 circa hunderttausend Mann stark gewesen seien. Doch scheint diese Zahl für jenes Jahr übertrieben. Gewiß ist, daß die Banden von Jahr zu Jahr wuchsen und ihre Einfälle immer fürchterlicher wurden, bis daß endlich im Jahre 1556 einer der gefürchtetsten Bandenführer, 徐海 *Sü-hä,* und schließlich (1557) die Seele aller Unternehmungen, der berüchtigte 汪直 *Wang-dschen,* gefangen und getötet wurde.

Die Raubzüge waren ein ganz profitables Geschäft und reich an Abenteuern. Was Wunder, daß die Zahl der Banditen immer mehr zunahm? Aus den verschiedensten Gegenden kam das Gesindel zusammen und schloß sich den Japanern an, so von Korea, von den Inseln Kiu-shiu, Formosa, den Philippinen und den Küsten von Annam; ja selbst aus dem eigenen Lande taten, wie wir schon früher sagten, viele mit; besonders war es die Provinz Fu-djien, welche die zahlreichsten und verwegensten Räuber stellte. 1552 waren sie so zahlreich, daß sie die ganze Meeresküste von Kuang-dung bis Schandung plündern und verwüsten konnten.

Leider verkannte man am Hofe die Gefahr, die dem Lande von jenen Banditen drohte, denn die Beamten waren oft so gewissenlos, beim Kaiser die Sache zu vertuschen oder wenigstens nicht wahrheitsgetreu darzustellen. Auch 嚴嵩 *Yen-sung* gehörte zu diesen Leuten, die den Kaiser mit solchen Nachrichten nicht beunruhigen, und besonders sich selbst keine Schwierigkeiten bereiten wollten. Er sprach nur im allgemeinen von Einfällen in die Seeprovinzen. Da es deren in China immer gegeben, war der Kaiser über solche Nachrichten auch nicht besonders erstaunt.

In Dschê-djiang ging es, wie fast immer, ärger her, als anderswo, weil diese Provinz Japan gerade gegenüber liegt; aber der Kaiser hoffte alles von der Tüchtigkeit seines lieben Wang-yü. Doch dieser hatte weder genügend Soldaten noch Geld; auch konnte er es nicht wagen, den Kaiser um beträchtliche Summen anzugehen, da der Schatz, wie immer, leer war, und kaum für den kaiserlichen Haushalt genügte. Auch wußte Wang-yü, wie erbost der Kaiser gegen

seinen Vorgänger 朱紈 *Dschu-huan* gewesen, weil derselbe so beträchtliche Summen unnütz für Soldaten und Marine ausgegeben habe.

俞大猷 *Yü-da-yu*, als der tüchtigste Krieger, hatte natürlich den schwierigsten Posten bekommen: er sollte die Provinz Dschê-djiang beschützen. Nun ist aber das Küstengebiet dieser Provinz sehr ausgedehnt; eine ziemliche Anzahl von Inseln erschwerte noch die Verteidigung, da der General nur eine geringe Anzahl von Seeschiffen hatte, welche kaum genügten, die größeren Häfen zu halten. Gleichwohl trug Yü-da-yu einige Vorteile über vereinzelte Räuberbanden davon. Denn er hatte es verstanden, die Landbevölkerung zu gewinnen und zu Unternehmungen gegen die Räuber auszubilden. Er brachte es selbst zu stande, pfiffige Bauern als sehr geschickte Spione zu benützen. Diese Bauern blieben einige Tage als rührige Mitglieder unter den Räubern und führten sie schließlich dem General in die Hände. Natürlich mußte er immer wieder auf neue Kniffe und Kriegslisten sinnen.

Zu Anfang des Jahres 1553 sollte er selbst auf Befehl des Statthalters Wang-yü einen großen Schlag gegen die Seeräuber ausführen. Der berüchtigte 汪直 *Wang-dschen* befand sich nämlich mit einer Flotte von japanischen Seeräubern im Hafen von 烈港 *Lie-djiang*, welcher fünfzig Li nordwestlich von der Insel 定海 *Ding-hä* liegt. Wang-dschen hatte versucht, diese Insel zu überraschen und zu plündern. Aber Yü-da-yu hatte so gut gewacht, daß jener Schlag mißlang. Der Räuberhauptmann, sich seiner Stärke bewußt, hatte sich begnügt, nach Lie-djiang zurückzuziehen, um eine gute Gelegenheit zu einem tüchtigen Schlage zu erspähen. Wang-yü glaubte schon, ihn in der Falle zu haben. Um sich dem Kaiser durch eine Heldentat zu empfehlen, wollte er um jeden Preis diesen berühmtesten Räuber zum Neujahrsfest nach Bêi-djing schicken. Der Statthalter rief also die besten Führer und tüchtigsten Truppen zusammen und befahl, man sollte den Feind gleichzeitig zu Lande und zu Wasser umzingeln und mit Übermacht angreifen, um so des Sieges sicher zu sein. Yü-da-yu hatte verschmitzte Landleute als Spione in das Lager des Wang-dschen geschickt, welche sich als getreue Freunde der Japaner erklärten. Diese hatten Befehl, bei den Japanern zu bleiben, bis zu einem allgemeinen Angriff der Kaiserlichen auf die Japaner. Alsdann sollten sie in dem Lager der Japaner Feuer anlegen, um die Verwirrung und den Schrecken möglichst groß zu machen. Während einer stürmischen Nacht überfiel nun Yü-da-yu das Lager des Feindes; die kaiserlichen Schiffe griffen ebenso unverhofft die japanische Flotte an: die Japaner waren

wirklich überrascht worden. Aber diese geübten und todesmutigen Krieger hatten sich unter der Leitung ihres unvergleichlichen Führers Wang-dschen bald von ihrem Schrecken erholt. Sie kämpften furchtlos und töteten viele Kaiserliche, mußten jedoch der Überzahl weichen, zumal das Feuer im Lager sie hart bedrängte. Sie schlugen sich zu ihren Schiffen durch und entkamen den Chinesen trotz aller Umzinglungen. Es ist dies die einzige Niederlage, wenn man's so nennen will, des famosen Wang-dschen. Yü-da-yu hatte den Sieg gewonnen, wurde aber gleichwohl vom Statthalter schwer getadelt, weil er den berüchtigten Führer nicht gefangen genommen. Um sich von den Strapazen der Belagerung und des strammen Kampfes zu erholen, machte Wan-dschen einen Abstecher nach 常熟 *Tschang-schu* und 江陰 *Djiang-in,* um daselbst zu plündern. Mit sechs Schiffen warf er sich auf den Hafen 福山 *Fu-schan*, vierzig Li nördlich von der Unterpräfektur Tschang-schu. Die kleine Garnison war bald geschlagen und vertrieben. So konnten die Seeräuber nach Herzenslust plündern und Schiffe mit Schätzen anfüllen. Als der tüchtige Unterpräfekt 王鈇 *Wang-fu* mit seinen gesammelten Streitkräften anlangte, suchten die Seeräuber das Weite, weil sie ja genug geraubt hatten und sich keineswegs der Gefahr eines Kampfes aussetzen wollten, denn sie kannten den unerschrockenen Mandarin Wang-fu sehr gut.

Die chinesischen Geschichtschreiber erzählen, der Mandarin von Tschang-schu hätte einen ausgezeichneten Scharfschützen mit Namen 李安 *Li-nyan* in seinem Gefolge gehabt, der sich drei Bandenführer aufs Korn genommen und alsogleich zu Boden gestreckt habe; daraufhin seien die Japaner erschreckt davon gelaufen.

Im vierten Monate 1553 empfing Wang-dschen neue Verstärkungen aus Japan; auf einmal kamen fünfzehn Schiffe japanischer Krieger an. Andere Banden, wie Chinesen, Malaien, Koreaner u. s. w. waren wohl tüchtig, um keck und schnell zu plündern, galt es aber den Feind anzugreifen, so waren doch die Japaner die tüchtigsten Krieger; auf sie konnte sich Wang-dschen verlassen. Als bald darauf noch größere Verstärkungen aus Japan anlangten, führte der listige Anführer einen längst gehegten Plan aus. Er eroberte alle befestigten Lager und kleinen Festungen der Chinesen längs der Meeresküste von Hang-dschou bis 鎮江 *Dschen-djiang*. So hatten die Kaiserlichen keine Stützpunkte mehr, während die Räuber immer mehr Plätze gewannen, wo sie ausruhen und ihre Beute sicher hinterlegen konnten. Einer der bedeutendsten dieser Lagerplätze war 柘林 *Dsche-lin*, siebzig Li südöstlich von 松江府 *Sung-djiang-fu.*

Hier hielten sich immer Tausende von japanischen Kriegern auf; hierhin gelangten gewöhnlich die aus Japan kommenden neuen Verstärkungen; von hier aus wurden gewöhnlich die großen Raubzüge unternommen. Außerdem hatten sie noch andere bedeutende Lager, wie 金山 *Djin-schan,* 南匯 *Nan-hui,* 川沙 *Tschuan-scha,* u. s. w. Alle lagen an der Meeresküste und waren zahlreich besuchte Märkte, wo die Seeräuber die unnötigen Kleidungsstücke und Lebensmittel vorteilhaft verkauften. Allerhand Handwerker wurden durch gewinnreichen Lohn angelockt, um für die Japaner zu arbeiten. So wurden Schiffe ausgebessert, neue gebaut, Pfeile geschnitzt, Waffen aller Art geschmiedet, Katapulte und Belagerungsmaschinen gebaut.

Im Sommer des Jahres 1553 plünderten sie die Städte 大倉 *Da-tsang,* 上海 *Schang-hä,* 南匯 *Nan-hui* und deren Gebiete, zumal 浦東 *Pu-dung.* Die Kaiserlichen waren zu wenig, um Banden von mehreren Tausenden anzugreifen. So beschränkten sie sich zumeist, die befestigten Städte zu besetzen und von da aus, wenn möglich, kleinere Banden zu überrumpeln. Die Städte verteidigten sich meist mit vielem Mute, wußten ja ihre Bewohner, was für ein Los sie erwartete, wenn die Räuberbanden sich der Stadt bemächtigten.

Aber die kaiserlichen Truppen reichten nicht aus, um die Städte auch nur mit einigen Hundert Mann zu besetzen. So kam im Sommer jenes Jahres 1553 der Bandenführer 蕭顯 *Siau-hien* mit seinen Leuten nach 劉家河 *Liu-djia-ho,* einem großen Hafen 70 Li südöstlich von Da-tsang, und konnte das Land ausplündern, ohne auch nur einen kaiserlichen Soldaten zu sehen. Hierauf wagte man es sogar, Da-tsang zu belagern. Die Stadt bekam keine Hilfe und fiel nach siebzehntägiger Belagerung in die Hände der Räuberbanden. Wütend über die hartnäckige Verteidigung, machten sie eine Anzahl der Bewohner nieder, führten andere gefangen mit sich und verbrannten alles, was sie nicht mit fortschleppen konnten.

Andere Banden plünderten 松江 *Sung-djiang,* 蘇州 *Su-dschou,* 嘉興 *Djia-hing,* kurz das ganze Delta. Die gefürchtetsten Bandenführer waren 林碧川 *Lin-bi-tschuan,* 沈南山 *Schen-nan-schan,* 三大王 *San-da-wang,* 六大王 *Liu-da-wang* und andere.

Im siebten Monate suchten die Räuber die Stadt 台州 *Tä-dschou* in Dschê-djiang zu überrumpeln. Es glückte ihnen nicht; vielmehr gelang es dem Yü-da-yu, sie in mehreren Scharmützeln zu schlagen. Auch seine Kriegsschiffe trugen mehrfach kleine Vorteile über die Seeräuber davon.

Aber bei einer Verfolgung der feindlichen Schiffe auf's hohe Meer war die kaiserliche Flotte unglücklich. Mit vollen Segeln

hatte sie den fliehenden Feind übermütig verfolgt und durch aus Katapulten geschleuderte große Steine viele Japaner getötet. Aber die Kaiserlichen hatten dadurch allzugroßen Lärm gemacht und die Meeresdrachen*) erschrekt. Diese fuhren vor Furcht und Schrecken auf und verursachten so den Schiffbruch mehrer großer chinesischer Kriegsschiffe. So wenigstens besagte der offizielle Bericht über das Unglück an den Kaiser.

Bei den Einfällen der Japaner in das Gebiet von Su-dschou hatte der Ortsmandarin 任環 *Jen-huan* wieder Gelegenheit, sich auf's vorteilhafteste auszuzeichnen.

Jen-huan war aus der Provinz Schan-si gebürtig und hatte sich von Jugend auf ausgezeichnet. Im Jahre 1544 hatte er das Doktor-Examen mit Auszeichnung bestanden und war als ein tüchtiger Gelehrter sofort in die Verwaltung gekommen, worin er alle auf ihn gesetzten Hoffnungen übertraf. Von der Provinz 貴州 *Kui-dschou* wurde er nach 揚州 *Yang-dschou* versetzt, also mitten in eine von den Japanern heimgesuchte Gegend. Weil vorher viele feige Mandarine geköpft worden waren, befanden sich damals die Statthalter in großer Verlegenheit, tüchtige Lokalmandarine zu finden. Das war der Grund, warum Jen-huan auf den gefährlichen Posten von 蘇州 *Su-dschou* versetzt wurde.

Kaum war er in seiner neuen Stellung angekommen, so kamen auch schon japanische Banden von 嘉興 *Djia-hing* herüber. Jen-huan griff sie mutig an, tötete einige und verjagte die anderen. Durch seine umsichtigen und erfolgreichen Anordnungen und Angriffe hatte er bald das vollste Vertrauen seiner Soldaten und der Landleute gewonnen. Wo er war, glaubte man sich vor Besiegung sicher. Als 1552 die Japaner gegen 大倉 *Da-tsang* anstürmten, eilte Jen-huan dieser Stadt zu Hilfe, griff den Feind mutig an und kämpfte in den ersten Reihen so tapfer, daß er drei gefähliche Säbelhiebe erhielt. Schon betrauerte man ihn als tot, aber der wackere Mann erholte sich wieder zur größten Freude seiner Mannschaften.

Zum Lohne für solche Beweise seiner Tüchtigkeit und seines unerschrockenen Mutes wurde er zum General aller kaiserlichen Truppen in 蘇州 *Su-dschou* und 松江 *Sung-djiang* ernannt. Das Delta des Yang-dse-djiang gegen so zahlreiche Räuberbanden zu beschützen, war keine kleine Aufgabe. Denn gerade auf dieses Gebiet schienen die Japaner und ihr tüchtigster Bandenführer 汪直

*) Diese Meerdrachen sind wirsche Unholde und ganz unberechenbar. Begegnet man ihnen in üblen Stunden, so ist man verloren, wie die Chinesen fest glauben.

Wang-dschen es abgesehen zu haben. Zwar kamen Yü-da-yu, Lu-tang, Tang-k'o-k'uan und andere tüchtige Generäle dem bedrängten Delta zu Hülfe, aber die Räuberbanden waren zu zahlreich und mit ihren Schiffen allzu beweglich, um zurückgeschlagen werden zu können. Jen-huan kämpfte mit ungebrochenem Mute während der ganzen Zeit des Statthalters 王忬 *Wang-yü*, d. h. 1552—1554, im Gebiete des Deltas. Die Japaner fürchteten und haßten ihn dermaßen, daß sie einen Preis auf seinen Kopf setzten. Trotz alldem warf sich Jen-huan immer als einer der ersten ins Handgemenge. Man erzählte sich, er sei schon mehrmals von den Japanern getötet worden, aber er sei immer wieder vom Himmel zum Leben erweckt worden, um das chinesische Vaterland gegen die Japaner zu beschützen.

Im letzten Jahre der Statthalterschaft des Wang-yü, d. h. im Jahre 1554, warfen sich die Japaner mit neuer Wut auf das Delta. Gleich im ersten Monate fielen zahlreiche Banden über 常熟 *Tschang-schu*, 大倉 *Da-tsang* her und wollten um jeden Preis diese Städte nehmen. Aber der wackere Mandarin von Tschang-schu, mit Namen 王鈇 *Wang-fu*, den wir ja schon kennen, ward noch von Jen-huan unterstützt, so daß die Räuber trotz aller wütenden Angriffe die Stadt nicht mehr nehmen konnten.

Andere Banden verwüsteten 嘉定 *Djia-ding*, 華亭 *Hua-ting*, Schang-hä und ganz 浦東 *Pu-dung*. Zwei höhere Offiziere waren bei der Verteidigung von Schang-hä so schwer verwundet worden, daß sie an ihren Wunden starben. Trotz solcher Tapferkeit ward Schang-hä, welches damals noch wenig befestigt war, von den Japanern genommen und ausgeplündert. Wie immer warf man sich mit besonderer Wut auf die Tribunale der Mandarine und verbrannte sie.

Die Stadt Da-tsang war genommen und verwüstet worden. Von da gingen die Räuberbanden zum Angriffe auf 崑山 *Kuin-schan* über. Mehr als siebentausend Japaner auf mehr als sechzig Schiffen belagerten unter der Leitung des berüchtigten Führes 阿八王 *Ngo-ba-wang* die Stadt. Der Ortsmandarin 祝乾壽 *Dschu-tchien-schou* war ein tüchtiger Mann, welcher die Bevölkerung zu tapferer Verteidigung ermunterte. Die Ankunft der Japaner war so unverhofft erfolgt, daß er nicht einmal Zeit gehabt, den Statthalter in Su-dschou zu benachrichtigen. Nun aber hielten die Japaner so gut Wache, daß niemand durchkommen konnte. Wer immer ankam, wurde gefangen und zu Belagerungsarbeiten gezwungen oder getötet. Schließlich aber fand der Mandarin einen tüchtigen Taucher, der es wagte, das Schreiben des Mandarins nach Su-dschou zu

befördern. In solchen Fällen schrieb man auf feinstes Papier und umhüllte das zusammengerollte Schreiben mit einer tüchtigen Masse Wachs. Der mutige Taucher war glücklich genug, durchzukommen; aber um die Strecke von siebzig Li zu machen, hatte er acht Tage und acht Nächte schwerster Mühen aushalten müssen: er hatte eben kein anderes Versteck gehabt, als das Wasser mit einigen Überresten von Schilfrohr.

Der Statthalter 屠 *Du* war hocherfreut über diese mutige Tat. Alsogleich beorderte er den Stadtkommandanten 梁 鳳 *Liang-fung,* mit seinen Mannschaften der bedrängten Stadt Kuin-schan zu Hilfe zu eilen. Dieser ging mit seinen Leuten bis 眞 義 *Dschen-i,* zwanzig Li westlich von Kuin-schan, und bezog daselbst ein Lager. Schon diese weite Entfernung verriet, welcher Mut Liang-fung beseelte. Die Japaner fielen unverhofft über ihn her und schlugen ihn ganz schimpflich. Sie erbeuteten 燕 尾 鏃 *Ien-wêi-dsu,* d. h. Pfeile, deren Spitzen den Schwalbenschwänzen glichen; 佛 狼 機 *Fu-lang-dji,* europäische Maschinen, welche man von Malaien oder Arabern erworben hatte; 鉛 錫 大 銃 *Ien-si-da-tschung,* d. h. große Maschinen, womit man vermittels Pulvers große Kugeln aus weiter Entfernung auf den Feind werfen konnte. Es handelt sich augenscheinlich um Katapulte, mit welchen man große Steine, und um Kanonen, womit man Blei und Eisenkugeln auf den Feind schleudern konnte. Kubilä-Chan hatte schon Katapulte, welche von Mohammedanern bedient wurden. Kanonen bei den Chinesen werden hier zum ersten Male erwähnt. 汪 直 *Wang-dschen* besaß jedoch schon seit mehreren Jahren einige Kanonen auf seinen großen Raubschiffen.

Trotz erneuten und noch schrecklicheren Angriffen, als bisher, hielt der wackere Ortsmandarin die Stadt. Schließlich wurde Jen-huan dem bedrängten Kuin-schan zu Hilfe geschickt: er vermochte aber nichts mit seinen wenigen Leuten gegen die Überzahl der Japaner.

Wie die Japaner um jeden Preis Kuin-schan erobern wollten, so lag auch den Chinesen sehr am Herzen, diese Stadt zu halten, weil sie ein wichtiger Knotenpunkt des Deltas ist. So zogen schließlich von allen Seiten kaiserliche Truppen zusammen, um über die Japaner mit Übermacht herzufallen. Letztere hatten schon einen ihrer tüchtigsten Führer 二 大 王 *Orl-da-wang* verloren, welcher lebendig gefangen unter den entsetzlichsten Peinen zu Tode gemartert wurde. Die Belagerung hatte schon fünfundvierzig Tage lang gedauert, ohne daß Hoffnung war, sich derselben baldigst zu bemächtigen. Somit hielten sie's für klug, abzuziehen und ihre große

Beute in Sicherheit zu bringen. Auf sechzig Schiffen waren sie nach Kuin-schan gekommen. Beim Abzug waren mehr als dreihundert Schiffe mit allerhand Schätzen bis zum Untersinken beladen. Diese kehrten über 劉家河 *Liu-djia-ho* und den Yang-dse-djiang nach 柘林 *Dsche-lin,* ihrer famosen Festung, zurück.

Während derselben Zeit hatten andere Banden das Gebiet von 松江 *Sung-djiang*, andere die Gebiete von Su-dschou und dem großen See 太湖 *Tä-hu* geplündert, ohne daß kaiserliche Truppen imstande gewesen wären, sie daran zu hindern. Als ihre Schiffe mit Leuten voll beladen waren, zogen sich die Japaner über 吳江 *U-djiang* und den südlichen Kaiserkanal ebenfalls nach Dschê-lin zurück. Zwar gab es unterwegs auf den engen Kanälen einige Scharmützel, wobei etliche unvorsichtige Japaner getötet wurden. Im Ganzen aber hatten die Japaner nur wenige Leute verloren und eine bis dahin unerhörte Beute gemacht. Diesen Erfolg schrieben sie dem listigen Wang-dschen zu, der es verstanden, die Kaiserlichen anderswo zu beschäftigen, während seine Banden ungestört plünderten.

Die kaiserlichen Truppen schlugen sich bei Gelegenheit sehr tüchtig, wie wir schon des öftern gesehen. Denn sie hatten wirklich mehrere fähige Führer. Aber es waren ihrer zu wenig, und die unerhörten Strapazen rieben sie schnell auf. Jen-huan selbst unterlag nach zwei Jahren fortwährender Reisen und beschwerlicher Kämpfe den Strapazen. Sein Rücken war ganz von giftigen Geschwüren bedeckt, welche die Ärzte nicht heilen konnten. So starb er kaum vierzig Jahre alt noch im Jahre 1554. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde er vom Kaiser mit posthumen Ehren und Titeln ausgezeichnet und erhielt in Su-dschou, als dessen Schutzgott er ernannt wurde, einen Tempel. Auch sein Sohn wurde wegen der außerordentlichen Verdienste des Vaters mit großen Titeln und Gütern vom Kaiser belohnt. Jen-huan ist einer der wenigen Beamten, welche von Djia-dsing wahrhaft kaiserlich belohnt wurden, während viele wegen ihrer Nachlässigkeit und Feigheit geköpft wurden.

---

9. Politischer Mischmasch zu Bêi-djing.

王忬 *Wang-yü* war trotz allen guten Willens und redlicher Bemühung in seinen Unternehmungen unglücklich gewesen. Es war ihm nicht geglückt, die Japaner zu besiegen, noch weniger, sie zu vernichten, wie der Kaiser von ihm gehofft. Im Gegenteil waren

die Seeräuber niemals mächtiger gewesen, als gerade während seiner Statthalterschaft. Glücklicherweise hatte er weder 崑山 *Kuin-schan* noch 台州 *Tä-dschou* an die Japaner verloren. Gingen Städte verloren, so kostete es in der Regel den Mandarin den Kopf.

Wang-yü war klug genug, um einzusehen, daß man unter den obwaltenden Umständen niemals Herr der Japaner werden würde. Dazu hätten nach seiner Vertrauten Schätzung hunderttausend Mann kaum genügt. Da er überzeugt war, daß der Kaiser sich nicht dazu verstehen würde, eine so große und kostspielige Armee in die Küstenprovinzen zu schicken, so suchte er aus dieser Löwenhöhle bei Zeiten herauszukommen. Auf seinen Wunsch schlugen seine einflußreichen Freunde am kaiserlichen Hofe ihn für 山西 *Schan-si* vor, wo er ja ehedem glücklich gegen die Mongolen gekämpft hatte. Das war in der Tat auch das einfachste und sicherste Mittel, aus Dschê-djiang heraus zu kommen, ohne den Kopf verloren zu haben.

Ein wie wenig beneidens- und begehrenswerter Posten die Statthalterei von Dschê-djiang gewesen, beweist uns die Tatsache, daß nach den Berichten der Geschichtsschreiber, der Kaiser seit 1554—1561, also innerhalb sieben Jahren, nicht weniger als zehn Statthalter dorthin geschickt habe, um die Japaner zu vertilgen.

Einige dieser Herren, welche über die dortigen Zustände auf dem laufenden waren, suchten unter allerhand Vorwänden das Damoklesschwert abzuwehren. Jene dagegen, welche diese Würde annahmen, wurden sämtlich vom Kaiser entweder zum Tode verurteilt oder wenigstens ihres Amtes entsetzt und von jeder andern Beamtenstelle ausgeschlossen.

Im fünften Monate 1554 ernannte der Kaiser 李天寵 *Li-tien-tschung* zum Statthalter von 浙江 *Dschê-djiang* und 張經 *Dschang-djing* zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen im Süden. Sehen wir uns diese beiden ebenso unglücklichen wie hochgestellten Herren ein wenig näher an.

a. Der Statthalter Li-tien-tschung

war der Sprosse einer großen Familie aus 孟津 *Mung-dsin* in der Provinz 河南 *Ho-nan*. Er hatte ausgezeichnete Studien gemacht und sich auch in der Verwaltung so tüchtig bewährt, daß er in das Kollegium der kaiserlichen Zensoren aufgenommen wurde. Da er auch als ein tüchtiger Kriegsmann galt, so wurde er als zweiter Kommandant aller kaiserlichen Truppen in 徐州府 *Sü-dschou-fu* ernannt. Als nun im Jahre 1553 japanische Banden 通州 *Tung-*

dschou und 如 臯 *Ju-kau* im Norden des Yang-dse-djiang plünderten und verwüsteten, wurde Li-tien-tschung vom Kaiser beauftragt, das Land won jenem Gesindel zu säubern. Da damals jene Banden gerade nicht zahlreich waren, so konnte Li leicht ihrer Herr werden. Seine Freunde bauschten nun diese unbedeutenden Scharmützel zu großen Siegen auf und stellten den Truppenführer als ein militärisches Genie dar. Daraufhin wurde er vom Kaiser mit Titeln und Ehren aufs reichlichste belohnt und als neuentdecktes Kriegsgenie schließlich zum Statthalter von Dschê-djiang ernannt.

Kaum auf seinem Posten angelangt, berichtete er an den Kaiser einen großen Sieg über die Japaner, weil seine Soldaten einigen der bei der Plünderung des Gebietes von 紹 興 府 *Schau-hing-fu* beteiligten Räubern die Köpfe abgeschlagen hatten. Bald darauf aber fielen zahlreiche Banden von Seeräubern über die Ebene von 嘉 興 府 *Djia-hing-fu* her und verwüsteten mörderisch das ganze Gebiet mit all seinen Unterpräfekturen. Sämtliche gegen sie ausgezogenen kaiserlichen Truppen wurden geschlagen; die Mandarine nahmen Reißaus. Infolgedessen stieg der Unwille und Zorn der Bevölkerung aufs höchste.

Unglücklicherweise kam gerade 趙 文 華 *Dschau-wen-hua* als spezieller kaiserlicher Visitator nach Dschê-djiang. Als großer Günstling des Kaisers glaubte er, sich seinem hohen Gönner verbindlich zu machen, indem er in schmarotzerischem Eifer den armen Li-tien-tschung als einen faulen und inhabilen Menschen darstellte, der sich mehr mit der Weinflasche, als mit den Regierungsgeschäften abgebe, die Staatseinkünfte verschleudere, ganz unfähigen Freunden und Günstlingen wichtige Posten anvertraue, Stellen und Ämter um Geld verkaufe, u. s. w. Daraufhin wurde Li-tien-tschung alsogleich abgesetzt und ihm wegen Hochverrat der Prozeß gemacht. Mit ihm kam auch eine Anzahl anderer Mandarine ins Gefängnis, weil sie vor dem Feinde geflohen.

Anstatt Li-tien-tschung wurde 楊 宜 *Yang-i*, ein guter Freund von Dschau-wen-hua, zum Statthalter von Dschê-djiang ernannt. Yang-i war der Sprößling einer großen Familie und erfahrener Höfling. Als Statthalter der Provinz 河 南 *Ho-nan* und in andern hohen Würden hatte er sich ziemlich gut bewährt, weil er eben mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt.

Nach Dschê-djiang versetzt, kam er mit einer großen Anzahl nördlicher Soldaten, zumeist aus Schan-dung gebürtig, um alle Japaner in Bälde zu vertilgen. Diese Soldaten drangsalierten wohl das Volk, zeigten aber wenig Mut, um gegen die Japaner vorzugehen.

Alsbald schickte er Spione nach Japan, um genaue Nachrichten über die Seeräuber und deren Leiter einzuziehen und zu erforschen, ob etwa die japanische Regierung solche Einfälle kenne und billige, oder gar selbst anordne. Wenn es die Umstände erheischten, sollten dieselben sich als Gesandte ausweisen und ihre Beglaubigungsschreiben vorzeigen. Ihr Chef tat dies vor dem Daimyo von 豐後 *Fung-hou*, der in Oita residierte. Dieser Daimyo schickte als Gesandten einen Bonzen an Yang-i, um ihm für sein freundliches Schreiben zu danken. „Wenn unlängst“, schrieb er, „verschiedene Banden losen Gesindels von hier nach China abgegangen sind, so kommt dies von den Bösewichten, die aus China nach Japan gekommen sind, um schlechte Subjekte anzuwerben und durch die schönsten Versprechungen zu verlocken. Chinesen sind die Verführer und Leiter dieser angeworbenen Banden . . .“ Daraufhin empfahl er dem Statthalter Yang-i, die Küsten besser bewachen zu lassen, damit ähnliche Verführer nicht nach Japan kämen; er seinerseits werde das Möglichste tun, um solche Unternehmungen zu hintertreiben.

Um seine Vollmacht zu zeigen, setzte Yang-i ganz nach Willkür sowohl Zivil- als Militärbeamte ein und ab, je nachdem sie zahlten. Er trieb es mit dem Stellenhandel so arg, daß selbst sein Freund Dschau-wen-hua ihm zürnte. Denn dieser war sich seiner hohen Würde als kaiserlicher General-Inspektor aller Küstenprovinzen doch gar zu gut bewußt und wollte auch seine Schäfchen scheeren. So kam es denn, daß er bei seiner Rückkehr nach Bêi-djing seinen ehemaligen Freund Yang-i beim Kaiser als Gelderpresser verklagte. Zur Strafe für sein ungesetzliches Vorgehen wurde Yang-i, nachdem er nur einige Monate Statthalter gewesen, ins Exil geschickt.

b. Der Generalissimus 張經 Dschang-djing

entstammte einer großen Familie aus 福州府 *Fu-dschou-fu* in der Provinz Fu-djien. Schon 1517 hatte er sein Doktor-Examen mit Auszeichnung bestanden. Als man ihm die Würde eines Unterpräfekten in 嘉興 *Djiu-hing* anbot, verweigerte er deren Annahme als seiner hohen Fähigkeiten unwürdig, deren er sich gar sehr bewußt war. Acht Jahre hierauf wurde er durch Vermittlung mächtiger Freunde seiner Familie nach Bêi-djing berufen. Hier wußte er sich seinen Vorgesetzten für verschiedene hohe Ämter zu empfehlen. Ja, wegen seines Verwaltungstalentes und seiner Gelehrsamkeit wurde er sogar in das Kollegium der kaiserlichen Zensoren aufgenommen. Auch erhielt er verschiedene hohe Ämter am kaiserlichen Hofe und war überhaupt beim Kaiser in hoher Gunst.

Nachdem er im Jahre 1537 ins Kriegsministerium berufen worden war, wurde er bald darauf als Höchstkommandierender nach der Provinz Kuang-dung geschickt, um in jenem unruhigen Gebiete wieder geordnete Zustände herzustellen. In diesem Amte bewies er sich als ein durchaus tüchtiger und tatkräftiger Mann, denn er hatte bald Ordnung geschaffen. Der Kaiser war so zufrieden, daß er ihn bald darauf in derselben Eigenschaft nach der Provinz 四川 *Se-tschuan* sandte, denn auch dort hatte das Räuberwesen überhand genommen, so daß eine geordnete Regierung unmöglich war. Leider hatte Dschang-djing in dieser Provinz weniger Erfolg, weil seine Unterbeamten ihm nicht kräftig genug beistanden. Ja, man verklagte ihn sogar bei Hofe, daß er seine Pflicht nicht tue, viele unnütze Ausgaben mache und auch beträchtliche Summen beiseite geschafft habe, besonders während seines Kommandos in Kuang-dung.

Über diese verleumderischen Anklagen war Dschang-djing so erbost, daß er sich vom Kaiser die Entlassung erbat. Nachdem er so üble Erfahrungen gemacht, wollte er den Staatsdienst für immer verlassen, um einzig den Wissenschaften zu leben. Aber der Kaiser wußte ihn zu besänftigen, verlieh ihm höhere Titel und Würden und bezeigte öffentlich, wie hoch er ihn schätze, ja sogar liebe. So wurde er denn zum Beweise besonderen Vertrauens 1533 zum Finanz-Minister in Nan-djing ernannt. Bald darauf übertrug ihm der Kaiser das Oberkommando über alle kaiserlichen Truppen der Provinz Djiang-nan, wo die Japaner mehr als je zuvor wieder ihr Unwesen trieben. Er sollte im Einverständnisse mit dem Statthalter von Dschê-djiang mit den Seeräubern vollständig aufräumen.

Wir haben oben gesehen, wie wenig Erfolg 王忬 *Wang-yü* während seiner Amtsverwaltung gegen die Japaner gehabt. Als der Kaiser über die großen Schwierigkeiten mit den zahlreichen Räubern der Küstenprovinzen endlich ein wenig mehr aufgeklärt war, hielt er mit seinen Ministern und Staatsräten lange Beratungen über die notwendigen Mittel und Wege, um endlich einmal dauernden Frieden und Ruhe in den Küstenprovinzen herzustellen.

Hierbei stellte sich nun heraus, daß das Vorgehen 朱紈 *Dschu-huans* denn doch das beste gewesen. Aber wo sollte man den rechten Mann finden, der nach dem Vorbilde Dschu-huans Flotte und Heer organisieren und gegen die Eindringlinge führen könnte? Man schlug Dschang-djing vor. Sehr zufrieden über diesen Vorschlag übertrug Djia-dsing seinem Günstlinge in früheren Zeiten kaum gewährte Vollmachten: alle kaiserlichen Truppen, nicht nur von Dschê-djiang und Fu-djien, sondern auch die von Djiang-nan,

Schan-dung und 湖廣 *Hu-kuang* wurden ihm unterstellt. Dies geschah im fünften Monate des Jahres 1554, als 王忬 *Wang-yü* nach der Provinz Schan-si versetzt zu werden das Glück gehabt. Es war ein gefährlicher Posten, welchen Dschang-djing im Andenken früher errungener Lorbeeren und im Bewußtsein hoher kaiserlicher Gunst antrat. Aber dieser tatkräftige Mann hatte keine Furcht. Leider sollte aber auch er wieder einmal erfahren, daß, wer sich auf Menschen verläßt, wirklich verlassen ist.

Derselbe 趙文華 *Dschau-wen-hua*, welcher Li-tien-tschung gestürzt, brachte auch Dschang-djing zum Falle. Nachdem wir diesen famosen Höfling schon parmal zu erwähnen Gelegenheit gehabt, müssen wir uns ihn, der auch in den Kriegsunternehmungen gegen die Japaner eine (wenngleich nur indirekte, aber doch nicht unbedeutende) Rolle gespielt, etwas näher ansehen.

c. 趙文華 Dschau-wen-hua.

寧波 *Ning-buo* in Dschê-djiang ist die Heimat dieses Mannes, der, nachdem er 1529 Doktor geworden, wegen seiner eminenten Wissenschaft alsobald im kaiserlichen Staats-Kollegium in Bêi-djing angestellt wurde. 嚴嵩 *Yen-sung,* der damals auch Mitglied dieses Kollegiums war, gewann den jungen Gelehrten so lieb, daß er ihn seinen Sohn nannte. Dschau-wen-hua war klug und geschmeidig; in verzweifelten Lagen kam er niemals in Verlegenheit. So glaubte denn Yen-sung, an ihm eine Stütze und ein tüchtiges Werkzeug seiner ruhm- und ränkesüchtigen Pläne gefunden zu haben.

Als nun gegen Mitte des Jahres 1554 der Kaiser in betreff der Schwierigkeiten, welche in den Küstenprovinzen zu überwältigen waren, den Rat seiner Minister einholte, ermangelte Dschau-wen-hua nicht, seine hohe Staatsweisheit leuchten zu lassen. Er schlug dem Kaiser sieben Mittel vor, welche ganz unfehlbar allem Unglück abhelfen sollten.

Oben haben wir schon mit Staunen gesehen, daß die Meeresdrachen mit der chinesischen Kriegsmarine unzufrieden waren und manches Schiff versenkten. Es kam also sehr viel, ja alles darauf an, diese Meeresungeheuer zu versöhnen, dem chinesischen Geschwader geneigt und den Japanern feindlich zu machen. Dazu gibt es aber kein besseres Mittel, als wenn der Kaiser einen freundlichen Brief an jene grimmigen Meeresherrscher schreibt und sie seiner innigsten Liebe und Freundschaft versichert. Denn alle Gottheiten, sei es zu Lande oder Wasser, buhlen um die Gunst und Gnade des Sohnes des Himmels. So schlug denn Dschau-wen-hua als erstes

und wirksamstes Mittel vor, der Kaiser möge jenen Meeresdrachen ein feierliches Opfer darbringen, während welchem sein Brief an sie abgesandt, d. h. verbrannt werden solle.

Zweitens sollte der Kaiser verordnen, daß sämtliche Knochenüberreste gefallener oder verstorbener Soldaten aufs sorgsamste beerdigt würden; auch sollten dem Volke weniger Fronarbeiten aufgebürdet werden.

Drittens sollte man die Flotte und deren Besatzung in besseren Stand setzen.

Viertens: Damit der Staatssäckel nicht gar zu sehr in Anspruch genommen werde, schlug Dschau-wen-hua vor, alle Besitzer des Deltas zu reicherer Beisteuer heranzuziehen. Alle die, welche mehr als hundert Morgen Land besäßen, sollten nach dem Verhältnisse ihres Besitzes um ein beträchtliches Mehr besteuert werden.

Fünftens: Die reichen Kaufleute und Grundbesitzer sollten nach dem Verhältnisse ihres Reichtumes patriotische Spenden darbringen, um so ihre Vaterlandsliebe und ihren Diensteifer für den Kaiser zu beweisen. Nach Beendigung des Krieges sollten sie dann auch nach dem Maßstabe ihrer Verdienste gebührend belohnt werden. Diejenigen aber, welche Land des Fiskus in Pacht hätten, sollten ihren Pachtzins für drei Jahre im voraus bezahlen. Auf diese Weise werde dem Staatsschatze erfolgreich aufgeholfen werden.

Sechstens solle man fähige Männer auswählen, um die Soldaten gut auszubilden.

Siebtens solle man sich bemühen, japanische Dolmetscher in Dienst zu nehmen, selbst wenn man schweres Geld dafür zahlen müßte, um sie als Spione im Nachrichtendienste zu verwenden.

Diese Ratschläge schienen dem Kaiser äußerst weise und auch leicht ausführbar. Alsobald beriet er sich mit seinem Großkanzler Yen-sung, der dann sofort seinen Gesinnungsgenossen Dschau-wen-hua als den geeignetsten Mann bezeichnete, der imstande wäre, all diese weisen Vorschläge auch auszuführen.

So wurde denn Dschau-wen-hua zum speziellen kaiserlichen Delegaten der Küstenprovinzen ernannt. Zuerst mußte er im Auftrage und Namen des Kaisers den Meeresdrachen die großen Opfer darbringen. Als er dann daran ging, den Staatssäckel zu füllen, soll ihm, wie die Fama erzählt, manches Stück Silber an den Händen kleben geblieben sein, so daß er sich ein ganz fabelhaftes Vermögen erworben habe. Wer immer gut mit ihm stehen wollte, mußte reiche Geschenke darbringen. Dschang-djing, der mächtige Generalissimus und zugleich auch ein tüchtiger und stolzer Gelehrter,

glaubte, nicht nötig zu haben, Dschau-wen-hua den Hof zu machen, war er ja überzeugt, auch in der Gunst des Kaisers zu stehen. Dschau-wen-hua mochte das wohl gemerkt haben. Denn in Zukunft suchte er verschiedene Anlässe, um Dschang-djing zu diskreditieren. Gegen die Soldaten desselben war er auffallend freigebig in Verleihung von Auszeichnungen und Geschenken, um dadurch all ihre Sympathie von ihrem tapfern Oberbefehlshaber abzulenken und für sich selbst zu gewinnen. Zudem suchte er den Dschang-djing auch in Bêi-djing herabzusetzen, indem er einen Verlust von vierzehn Soldaten in einem kleinen Gefechte mit den Räubern zu einer großen Niederlage desselben aufbauschte. So verwandelte sich dann die einfache Abneigung im Herzen Dschang-djing's in tödlichen Haß.

d. Die Kriegstaten unter Dschang-djing 1554—1555.

Seit dem für die Seeräuber so glücklichen Jahre 1552 wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1554 waren es sicher mehr denn hunderttausend Mann, welche China heimsuchten. Nach so unerhörten Erfolgen führten die eigentlichen Leiter jener Einfälle nichts Geringeres im Schilde, als die Dynastie der Ming zu stürzen und sich an ihre Stelle zu setzen. Es schien ihnen leicht, sich des Yang-dse-djiang zu bemächtigen und so China in zwei Teile zu trennen. Wenn dann einmal alle Ausfuhr nach dem Norden und zumal nach der Hauptstadt auf dem Kaiserkanal und auf offener See abgeschnitten wäre, müßte selbst die Hauptstadt wegen Mangels an Lebensmitteln sich ergeben. Im Norden arbeiteten die Mongolen durch ihre zahlreichen Einfälle ins Land am Sturze der Ming. Doch waren sie weniger politisch, als die Japaner; denn nach Empfang reicher Geschenke und ergiebiger Razzia ließen sie sich immer bestimmen, wieder abzuziehen ohne ihre Übermacht auszunützen.

Als Dschang-djing im Sommer 1554 nach den Südprovinzen kam, befanden sich allein im 浦東 *Pu-dung*, d. h. im Gebiete östlich von Schang-hä, nicht weniger als zwanzigtausend Seeräuber. In 川沙 *Tschuan-scha* hatten sie eine fast so große Festung als in 柘林 *Dschê-lin*. Kleinere Festungen und Lager hatten sie an allen günstig gelegenen Häfen längs des Meeres und dem Ästuar des Yang-dse-djiang. Von diesen Festungen aus unternahmen sie Züge ins Innere. 大倉 *Da-tsang*, 崇明 *Tschung-ming*, 蘇州 *Su-dschou*, 通州 *Tung-dschou*, 太州 *Tä-dschou*, selbst 淮安府 *Huä-ngan-fu* im Norden wurden, wie wir wissen, besucht und ausgeplündert. In Dschê-djiang wurde zumal die fruchtbare Ebene von 嘉興 *Djia-hing* und 湖州府 *Hu-dschou-fu* heimgesucht.

Dschang-djing hatte schnell die kriegerischen Talente und den patriotischen Eifer der uns schon bekannten Generäle Yü-da-yu, Lu-tang, Tang-k'o-k'uan u. s. w. erkannt und schenkte ihnen sein ganzes Vertrauen. Tang-k'o-k'uan mit nur dreihundert Kaiserlichen und einer Anzahl freiwilliger Bauern war fähig gewesen, an die tausend Schiffe der Seeräuber auf dem 黃浦 *Huang-pu* in Schach zu halten und größere Plündereien zu verhindern. Lu-tang seinerseits war ihm allerdings zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen. Tang-k'o-k'uan hatte das Glück gehabt, fast die ganze Bande des berühmten Räuberhaüptmanns 劉三 *Liu-san* zu vernichten. Yü-da-yu kämpfte im Gebiete von Su-dschou. Aber alle diese Generäle hatten zu wenig Leute, um mit Kraft und Erfolg die Japaner angreifen zu können: sie errangen nur kleine teilweise Erfolge. Um diesem Übel abzuhelfen, zog Dschang-djing zahlreiche Truppen aus den verschiedenen ihm unterstellten Provinzen zusammen und ließ sich angelegen sein, selbige gut auszubilden und kriegstüchtig zu machen. Unterdessen fuhren die Japaner fort zu plündern. Mehr als dreitausend Räuber hatten Su-dschou geplündert und schifften mit Schätzen reich beladen nach ihrer Festung 柘林 *Dschê-lin*, um daselbst ihre Beute zu bergen. Der Mandarin von 吳江 *U-djiang* griff sie an. Die Japaner, welche zahlreicher waren, als man geglaubt, warfen sich wütend auf die Stadt, nahmen sie, plünderten sie aus und legten dann Feuer an. Solche Taten jagten natürlich allen Leuten vor den Japanern Furcht und Schrecken ein.

Eine andere Bande Japaner kam mit ihren reich beladenen Schiffen in die Nähe von 平望 *Ping-wang,* einem großen Marktflecken am Kaiserkanal, und traf dort eine ziemliche Anzahl kaiserlicher Truppen. Alsogleich beeilte sich der japanische Führer, sehr beträchtliche kostbare Geschenke an den chinesischen Befehlshaber und seine Leute zu senden. Letztere verstanden den Wink und zogen sich bescheiden zurück, auf daß die Japaner mit ihrem Raube gemütlich heimkehren könnten. So schmähliches Verfahren seitens chinesischer Anführer war nicht sehr selten; diese Herren wollten eben Geld machen. Es ist selbstverständlich, daß die Japaner und ihre Raubgenossen niemals ihr Unwesen hätten ungestraft treiben können, wenn die chinesischen Mandarine immer ihre Pflicht getan hätten. Die Japaner waren so gut auf dem laufenden, daß sie einzig Yü-da-yu, Lu-tang und Tang-k'o-k'uan fürchteten: denn diese nahmen keine Geschenke an, sondern fielen mutig über den Feind her. Der leider zu früh verstorbene 任環 *Jen-huan* war ebenfalls ein mutiger und unbestechlicher Gegner der Japaner;

wo er sie nur traf, griff er sie sogleich an. Deswegen hatte er den Beinamen 任拚命 *Jen-ping-ming* von den Japanern erhalten, d. h. der General Jen, der sich immer auf Leben und Tod wehrt. Hatten die Japaner eine Schlappe erlitten, so ließen sie ihre Wut darüber gewöhnlich am Volke aus, das sie unbarmherzig und ganz unnötig niedermetzelten.

Von den neu herbeigezogenen Truppen des Generalissimus wußten viele nichts von Ebbe und Flut und ließen sich, von den witzigen Japanern verlockt, in unzeitige Gefechte ein und wurden dann von denselben niedergemacht. Selbst die Soldaten aus Fu-djien wurden in Djiang-nan und teilweise auch in Dschê-djiang nicht selten von den Japanern gründlich angeführt, weil die Seeküste letzterer Provinzen von jener Fu-djiens ganz verschieden ist. Die Schulung dieser Truppen war somit nicht leicht. Aber ehe seine Leute gut ausgebildet wären, wollte Dschang-djing sich durchaus nicht in einen aussichtslosen Kampf einlassen, der nur entmutigend auf dieselben gewirkt hätte.

Als nun der Kaiserliche Delegat Dschau-wen-hua den Generalissimus zu einer tüchtigen Expedition gegen die Japaner anzufeuern suchte, gab ihm dieser seine Gründe an, warum er noch warten wolle: er müsse eben noch mehr Truppen heranziehen, tüchtig schulen und an das Land und den Feind gewöhnen. In der Tat hatten die Kaiserlichen mit vereinten Kräften an verschiedenen Orten die Räuber mit Erfolg angegriffen, so bei 吳淞 *U-sung*, wo sie elf Schiffe derselben versenkten und zweihundertvierundfünfzig Räuber töteten. Bei Su-dschou hatten sie den berüchtigtsten Bandenführer 阿八王 *Ngo-ba-wang* zurückgeschlagen und auch die Stadt 嘉定 *Djia-ding* gegen zahlreiche Räuberbanden siegreich verteidigt. Vielfach waren die Seeräuber besser bewaffnet als die Kaiserlichen. So hatten sie z. B. schon einige Flinten, 鳥銃 *Niau-tschung*, durch welche sie heillosen Schrecken und Verwirrung unter den Kaiserlichen anrichteten, und sie zwangen, Reißaus zu nehmen. Dschang-djing suchte seine Leute besser zu bewaffnen und eine Anzahl Flinten und Kanonen für sie zu besorgen. Darum zögerte er noch immer mit seinem Angriffe.

Die ärgsten Verwüstungen wurden in jener Zeit in Djiang-nan und dem benachbarten Dschê-djiang von den Seeräubern angerichtet. Während diese aber in Djiang-nan manchmal ziemlich derbe Schläge von den Kaiserlichen erhielten, waren sie in den Gefilden von Dschê-djiang gänzlich Meister und konnten nach Herzenslust rauben, ohne irgendwie beunruhigt zu werden. So kam es,

daß sie siebzehnmal Djia-hing-fu*) heimsuchten und verschiedene Gebiete durchaus verwüsteten und verbrannten.

In der Provinz Kuang-dung waren es zumeist Räuber aus Fu-djien und Annam, welche das Land plünderten. Manchmal aber ging es denselben übel, da das Landvolk sich den Soldaten angeschlossen hatte und sein Eigentum mutig verteidigte. So hatte man in jenem Jahre bis an eintausendzweihundert Seeräuber totgeschlagen, mehrere Bandenführer gefangen und unter wilden Todesqualen hingerichtet.

Was dem Höchstkommandierenden Dschang-djing am meisten zu Herzen ging, war die gänzliche Unerfahrenheit seiner Binnenlandsoldaten mit dem Seewesen. Die Soldaten im Delta des Yang-dse-djiang mußten verstehen, das Ruder zu führen, wissen, wann die Flut kommt und geht, wann sie groß und gefährlich ist, u. s. w. Die Unkenntnis dieser Regeln, welche die Seeräuber aufs genaueste kannten, kam den Kaiserlichen sehr teuer zu stehen. Sie verloren dadurch nicht nur ziemlich viele Leute, sondern auch viele Waffen und manche Schiffe.

Gleich im ersten Monate des Jahres 1555 führte 徐海 *Siü-hä*, einer der geschicktesten und einflußreichsten Führer, zahlreiche Banden von 柘林 *Dschê-lin* aus zum Angriffe nach Dschê-djiang. Um nichts zu fürchten zu haben, hatte er sich aller Schiffe der Chinesen bemächtigt. Somit war er Herr des Meeres und konnte seine Leute ohne alle Gefahr nach der Festung Dschê-lin bringen, auch neu angekommene Räuber leicht herbeiziehen, um größere Züge zu unternehmen. Denn fortwährend kamen neue Seeräuber, sei es aus Japan, sei es aus Korea, Formosa u. s. w., welche insgesamt nach Dschê-lin sich begaben und von da nach verschiedenen Gegenden verteilt wurden. Siü-hä plünderte die Ebene von Djia-hing und Hu-dschou; andere Banden verwüsteten das Gebiet von Sung-djiang, Da-tsang und Su-dschou. Von Su-dschou gingen zahlreiche Banden auf den 太湖 *Tä-hu* und plünderten von da die dichtbevölkerte und reiche Umgegend. Auch zu Lande drang man vor nach 常熟

*) Während ihrer Einfälle in Djia-hing ereignete es sich, daß die Japaner sich auch an den Bienenkasten vergriffen. Wütend ob solchen Hausfriedensbruch warfen sich diese liebenswürdigen Tierchen über die unwirschen Angreifer und zerstachen sie ganz mörderisch. Diese Erzählung hatte mich zuerst stutzig gemacht, weil ich nicht glauben konnte, daß die Bienen und ihr Treiben den Japanern damaliger Zeit unbekannt gewesen sein sollten. Nun aber lese ich im P. Trois, der wenige Jahre nach dem hl. Franziscus Xaverius nach Japan kam, daß zu seiner Zeit (1553) die Japaner die Bienen nicht kannten. Somit ist obiges Abenteuer, welches die Chinesen erzählen, keine Erfindung, um sich etwa über die Japaner, als über ein ungebildetes Volk, lustig zu machen.

Tschang-schu, 無錫 *U-si*, 江陰 *Djiang-in*, 常州 *Tschang-dschou* u. s. w., um sich schließlich zu vereinigen und den gemachten Raub in Sicherheit zu bringen. Wieder andere Banden besuchten die Insel 崇明 *Tschung-ming*, wurden aber daselbst übel empfangen. Der Mandarin, ein mutiger und entschlossener Mann, hatte das Landvolk unter die Waffen gerufen und führte es selbst in den Kampf. Er ward dabei schwer verwundet und starb an seinen Wunden, ein Umstand, welcher das Volk nur um so mehr zum Kampfe gegen die Seeräuber begeisterte und sie so zum Siege führte.

Der kaiserliche Delegat Dschau-wen-hua drang verschiedenemale in Dschang-djing, doch endlich einmal einen entscheidenden Schlag gegen die Japaner auszuführen. Dschang-djing kannte diese todesmutigen und erfahrenen Krieger, welche ihm noch zu Anfang des Jahres 1555 mehrere seiner besten Feldherren aus Schan-dung geschlagen und getötet hatten. Auch fürchtete er seine lieben Chinesen, welche imstande waren, für Geld alles zu verkaufen und zu verraten. Ja selbst den Dschau-wen-hua hielt er für fähig, ihn den Japanern zu verraten und dann beim Kaiser anzuklagen. Und in der Tat schrieb derselbe an den Kaiser: „Dschang-djing gibt sich dem Nichtstun hin, während die Japaner das Land ausrauben; er vergeudet fabelhafte Summen ganz unnütz, drückt das Volk mit ungeheuren Abgaben und Fronarbeiten, u. ä.“

嚴嵩 *Yen-sung*, den der Kaiser ob dieser Anklage befragte, unterstützte die Verleumdung seitens seines Freundes noch und vernichtete Dschang-djing ganz in der Gunst des Kaisers. „Es ist“, sagte er, „ein Mensch, welcher das Vertrauen und die Vollmacht Ew. Kaiserlichen Majestät gänzlich mißbraucht, den Feind ruhig gewähren läßt, aber das Volk aussaugt und bedrängt. Seine Berichte und Klagen über die Schwierigkeiten der Kämpfe mit den Japanern haben einzig den Zweck, ihn recht lange in jener hohen Stellung zu belassen, und sich als den notwendigen Mann beim Kaiser anzupreisen“.

Während diese Dinge in Bêi-djing vor sich gingen, hatte Dschang-djing ein Meisterstück ausgeführt. Mit Hilfe seiner treuen Generäle Yü-da-yu, Lu-tang und Tang-k'o-k'uan hatte er die Japaner bei 王江涇 *Wang-djiang-djing*, dreißig Li nördlich von Djia-hing-fu, mörderisch aufs Haupt geschlagen und die ganze große Bande vernichtet. Fast sämtliche Schiffe der Japaner wurden versenkt oder verbrannt, die Besatzung entweder ertränkt, verbrannt oder sonst getötet. Zweitausend Köpfe lebendig Gefangener zeigte er als Trophäe vor. Kurz, dieses war der größte Sieg, den die

Chinesen jemals über die Japaner davongetragen. Bis dahin hatte man als größten Sieg den von Dschang-schu gefeiert, der zweihundertachtundachtzig Köpfe heimbrachte.*) Was war aber dies gegen den großen Sieg bei Wang-djiang-djing? Noch jetzt feiert man denselben als ein großes Ereignis.

Kaum war der Sieg erfochten, als Dschau-wen-hua sich beeilte, an den Kaiser zu berichten, er habe unter dem besonderen Schutze der Schutzgötter des Kaiserhauses und in Anbetracht der großen Tugenden seiner Majestät des Kaisers mit Hilfe des tüchtigen Generals Hu-dsung-hien einen glänzenden Sieg bei Wang-djiang-djing erfochten. Kurz, der Elende schrieb sich selbst den Sieg zu; und Yen-sung war gewissenlos genug, auch seinerseits diese infame Lüge zu bekräftigen.

Dschang-djing hatte natürlich auch seinen Bericht an den Kaiser abgeschickt und hoffte für solchen Dienst gebührende Belohnung. Während er ganz der Siegesfreude lebte, kamen endlich die kaiserlichen Briefe an, welche ihn schmählich absetzten, zu Ketten und Gefängnis verurteilten, während er sich in Bêi-djing noch außerdem wegen Hochverrat zu verantworten habe. Sein treuer General Tang-k'o-k'uan, welcher dem Dschau-wen-hua besonders verhaßt war, wurde ebenfalls ins Gefängnis und in Ketten geworfen und mit andern nach Bêi-djing abgeführt.

Die Freunde des Dschang-djing versuchten den Kaiser aufzuklären; aber das verleumderische Zeugnis seines infamen Kanzlers Yen-sung und seines diesem gleichgesinnten Delegaten Dschau-wen-hua galt ihm mehr als alle Gegenvorstellungen. Weil aber Dschang-djing selbst sich sehr gut verteidigte und dadurch seine Verleumder und auch den Kaiser in Verlegenheit brachte, wurde letzterer um so unwilliger, so daß er auf dem hochpeinlichen Prozesse gegen Dschang-djing und Li-tien-tschung bestand. Und um für die Zukunft allen und jedem die Lust zu benehmen, ihn, den unfehlbaren Kaiser, eines Bessern belehren zu wollen, vernichtete er mit einem Pinselstriche an die fünfzig Mandarine, die er in die unterste Volksklasse degradierte, wodurch sie lebenslang aller, selbst der kleinsten, Ämter ganz unfähig erklärt wurden. Das sei, wie er bemerkte, noch ein purer Gnadenakt, denn eigentlich hätten sie den Tod verdient.

Da kann man wieder sehen, wie weit der Neid und die Eifersucht einen Menschen bringen können. Mag der unschuldigste

*) Denn den weit größeren Sieg des Yü-da-yu über die verbündeten Japaner und Annamiten in Kuang-dung (1200 Räuberköpfe) hatte, wie wir oben gesehen, der eifersüchtige Yen-sung dem Kaiser ja verheimlicht.

Ehrenmann um Ehre und Leben kommen, den Neider und Eifersüchtigen läßt das kalt; wenn nur seiner Leidenschaft Genüge geleistet wird, dann liegt ihm am Wohl und Wehe seiner Mitmenschen nichts. Zugleich haben wir aber auch wieder ein ganz horrendes Beispiel von den Folgen blinden Vertrauens, das hohe Herrschaften auf Augendiener und Schmeichler setzen. Blindes Vertrauen macht auch den Verstand und die Vernunft blind. Darum „Trau', schau', wem!"

e. Die dreiundfünfzig japanischen Räuberhelden.

In die Zeit, von der wir soeben sprechen, fällt ein Faktum, das in der chinesischen Geschichte und Literatur viel Aufsehens macht, nämlich der abenteuerliche Zug von dreiundfünfzig japanischen Räuberhelden bis ins Innere Chinas nach 徽州府 *Huêi-dschou-fu.* Ohne auf die romantische Ausschmückung seitens der Literaten Rücksicht zu nehmen, wollen wir einfach die historische Wahrheit reden lassen.

Wie wir schon oben andeuteten, gingen die Seeräuber, durch ihre Erfolge übermütig gemacht, mit dem Gedanken um, die herrschende Dynastie 明 *Ming* zu stürzen. Durch Eroberung der Küstenprovinzen allein ging das nicht; das Innere mußte auch unterworfen werden. Darum unternahmen dreiundfünfzig kühne Japaner einen abenteuerlichen Zug von 杭州 *Hang-dschou* aus längs des Flusses 浙江 *Dschê-djiang* bis nach den Gebirgen von Huêi-dschou. Sie wollten den Lauf der Flüsse, die Berge und deren Engpässe und Durchgänge erforschen, die Wasser- und Landwege kennen lernen. Von Huêi-dschou drangen sie durch die Berge bis an den Yang-dse-djiang und kehrten über 蕪湖 *U-hu*, Nan-djing, Tschang-dschou, U-si nach ihren Festungen am Yang-dse-djiang zurück. Bis dahin hatte noch keine Bande einen so verwegenen Mut an den Tag gelegt. Diese Hand voll Leute zog ins Innere von China und erforschte das Land auf eine Strecke von mehr als dreitausend Li. Sie raubten nicht, sondern zogen ruhig ihres Weges dahin. So durchzogen sie sieben Präfekturen und achtzehn Unterpräfekturen: überall staunte man sie an und wußte nicht, was das Erscheinen dieser Leute zu bedeuten habe. Am meisten waren die Mandarine in Verlegenheit. Sie schickten Eilboten nach allen Seiten hin, um die Abfahrt der dreiundfünfzig Männer zu melden und ihre mutmaßliche Ankunft in dieser oder jener Stadt anzukündigen. In Nan-djing hatte man versucht, sie umzubringen. Aber siehe da! diese wenigen Leute schlugen sich mit der Wut einer gereizten

Tigerin und jagten allen Angreifern einen heillosen Schrecken ein. Doch der Statthalter von Nan-djing, 曹邦輔 *Tsau-bang-fu,* hatte Befehl gegeben, sie überall auszuweisen und wo möglich zu töten. Schließlich hatte das Häuflein keinen Führer mehr, um die Festungen am Yang-dse-djiang auf kürzestem Wege zu erreichen. Sie schlugen sich also nach langen Irrfahrten bis nach U-si, wo sie sich auf dem 惠山 *Huêi-schan,* einem Berge, fünf Li westlich von der Stadt, festsetzten und von ihren Strapazen ein wenig ausruhen wollten. Sie wurden aber von einer Menge kaiserlicher Truppen von allen Seiten dermaßen drangsaliert, daß ihres Verbleibens daselbst nicht länger war. Da sie nun nicht wußten, wo ihre Festung 白茅港 *Bêi-mau-djiang* lag, flohen sie während der Nacht längs des Kaiserkanales und gelangten am folgenden Tage nach dem großen Marktflecken 滸墅 *Hu-schu,* dreißig Li nordwestlich von Su-dschou. Dort erwartete sie eine wahre Armee kaiserlicher Truppen unter der Leitung der tüchtigsten Generäle Yü-da-yu und anderer, von denen sie bald umzingelt wurden. In dem klaren Bewußtsein, daß sie sich doch nicht mehr retten könnten, wollten sie ihr Leben aber nicht so leichten Kaufes hergeben. Mit verzweifelter Wut und Tapferkeit wehrten sie sich und hauten manchen Kaiserlichen nieder, bis sie selbst endlich der Überzahl erlagen. So geschehen im neunten Monate des Jahres 1555.

Tsau-bang-fu, wohl wissend, daß Dschau-wen-hua sich die Siege anderer anzueignen pflegte, schickte sofort den schnellsten Eilboten direkt nach Bêi-djing ab, um diesen großen Sieg dem Kaiser mitzuteilen. Der erste Bote wurde immerdar als der echte Siegesbote betrachtet und erhielt kaiserlichen „Botenlohn". Dschau-wen-hua kam diesmal zu spät und erhielt nichts. Djia-dsing selbst sah seinen Siegesbericht etwas mißtrauisch an, während Tsau-bang-fu in der kaiserlichen Gunst stieg. Natürlich konnte Dschau-wen-hua diesen üblen Streich nicht vergessen und suchte dem Tsau-bang-fu eine Falle zu stellen, um ihn beim Kaiser der Nachlässigkeit anklagen zu können. Doch gelang es ihm nicht, denn Tsau-bang-fu war vorsichtig und hatte auch Freunde in der Hauptstadt.

Es ist unglaublich, wie sehr man diesen Sieg über dreiundfünfzig Japaner aufgebauscht hat. Nach den Berichten der chinesischen Geschichtschreiber wäre China, hätte es nicht diesen außerordentlichen, wunderbaren Sieg davongetragen, einfach verloren gewesen. Denn diese dreiundfünfzig Japaner wären für das nächste Jahr 1556 ebenso viele verhängnisvolle Bandenführer geworden, welche China ganz sicher an den Rand des Verderbens gebracht

hätten. Dank den außerordentlichen Tugenden Seiner Majestät des Kaisers hat aber der Himmel Erbarmen geübt und diese dreiundfünfzig giftigen Vipern vernichtet. . .

Nun; habeat sibi.

Kehren wir jetzt wieder in die Räubergebiete, die wir in Begleitung der dreiundfünfzig Helden für kurze Zeit verlassen haben, zurück.

Dschau-wen-hua gelüstete es nach Ruhm; er wollte daher, bevor er nach Bêi-djing zurückkehrte, auch noch einen großen Sieg gewinnen. Er vereinigte also eine große Anzahl kaiserlicher Truppen und griff die Japaner an. Doch Mars und Bellona hatten sich gegen ihn verschworen: er wurde nämlich bei 軏橋 *Tschuan-tchiau* in Sung-djiang-fu schmählich geschlagen.

Obwohl nun die Gefilde von 紹興 *Schau-hing*, Ning-buo, Hang-dschou, Djia-hing in der Provinz Dschê-djiang von zahlreichen Banden verwüstet wurden; obwohl 淮安 *Huă-ngan* im Norden des Yang-dse-djiang und selbst die Provinz Schan-dung von andern Banden heimgesucht wurden; obwohl sechs- bis neuntausend Japaner den Pu-dung und Schang-hă plünderten und andere Banden Su-dschou aufs ärgste verwüsteten und in 常熟 *Tschang-schu* den tapfern 王鈇 *Wang-fu* an der Spitze seiner Leute getötet hatten, errötete Dschau-wen-hua doch nicht, an den Kaiser zu berichten, daß das Land infolge seiner entscheidenden Siege über die Japaner nunmehr beruhigt sei. Er bat also demütigst, nach Bêi-djing zurückberufen zu werden, um Seiner Majestät an einem anderen Orte mit mehr Nutzen dienen zu können.

Da der Kanzler 嚴嵩 *Yen-sung* die Bitte unterstützte, rief der Kaiser den Dschau-wen-hua zurück und ernannte ihn zum Lohne für seine hohen Verdienste zum Präsidenten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Außerdem verlieh er ihm noch den hohen Rang des 太子大保 *Tä-dse-da-bau*, d. h. des Lehrers des Kronprinzen. Yen-sung hatte gewünscht, daß sein lieber „Sohn“ Dschau-wen-hua auch noch Geheimsekretär des Kaisers geworden wäre. Doch ging Djia-dsing auf diesen Wunsch zum Glück nicht ein. Da, wie das Sprüchwort sagt, Lügen kurze Beine haben, so konnte der schmähliche Betrug Dschau-wen-huas nicht lange verborgen bleiben. Und in der Tat kam bald eine Hiobspost über die andere aus dem Süden nach Bêi-djing, zumal aus Dschê-djiang und Djiang-nan. Der Kaiser wurde schließlich ganz mißstimmt, unterließ es aber, den Betrüger sofort zur Rechenschaft zu ziehen und verdientermaßen zu strafen. Um so eifriger aber wurde der Prozeß gegen Dschang-djing und Li-tien-tschung betrieben.

Es ist wahrlich empörend und jeder Gerechtigkeit Hohn sprechend, daß der kurzsichtige Kaiser sich verleiten ließ, so verdienstvolle Ehrenmänner des Todes schuldig zu erklären. Er war der einzige, der von ihrer Unschuld nichts wußte, aber auch nichts wissen wollte. So sehr hatten Yen-sung und Dschau-wen-hua ihn geblendet.

Endlich nahm sich der kaiserliche Zensor 楊繼盛 *Yang-dji-scheng* das Herz und verfaßte ein Memorandum, worin er dem Kaiser zehn große Verbrechen und fünf kleine Vergehen des Kanzlers Yen-sung auseinandersetzte. Leider übergab der Eunuche, der dieses Memorandum dem Kaiser überbringen sollte, dasselbe nicht diesem, sondern dem Kanzler. Natürlich war's jetzt um den treuen Zensor geschehen. Auch sein Name kam mit denen des Dschang-djing und Li-tien-tschung auf die Totenliste. Djia-dsing war so voreingenommen, daß er das Todesurteil seiner treuesten Diener unterzeichnete. Alle Schritte der Freunde des Yang-dji-scheng zu dessen Rettung wurden überwacht und vereitelt, alle Bittschriften unterdrückt. Im zehnten Monate des Jahres 1555 wurden die Opfer der Verleumdung zur Richtstätte geführt und enthauptet.*)

Wer denkt beim Tode dieser Ehrenmänner nicht an das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn?“ Und wenn's mit dem zeitlichen Unglück, in das die Welt ihre treuen Diener nicht selten stürzt, noch getan wäre! Doch nein; das größte Unheil bricht oft erst nach dem Tode über solche Unglückliche herein, in dem Falle nämlich, wenn sie über dem Dienste ihres irdischen Herrn den des allerhöchsten Herrn Himmels und der Erde vernachlässigt oder ganz vergessen haben.

Außer dem Tode dieser drei Ehrenmänner hat nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber der ehrlose Yen-sung auch noch den Ruin von sechzehn Großmandarinen auf dem Gewissen, welche er aus Eifersucht an den Bettelstab brachte. Die Zahl der durch ihn abgesetzten oder in ganz untergeordnete Stellen degradierten Mandarine ist nach historischen Berichten ganz fabelhaft groß. So lange er in Gunst war, entfernte er alle Mandarine, welche es nicht mit ihm und seinen Freunden hielten, und schreckte vor keinem Verbrechen zurück, wenn er nur Gefahr für seine Existenz argwöhnte. Der alte Tor verlangte sogar von Dschau-wen-hua, daß dieser seine und seiner Freunde erlogenen Siege über die Japaner vor dem

*) Um seine Familie nicht in seine Ungnade zu verwickeln, dichtete der unglückliche Yang-dji-scheng, bevor er zur Richtstätte geführt wurde, schöne Verse zum Lobe der Güte und Tugend des vielgeliebten und vielverehrten Kaisers.

Kaiser der weisen Anleitung des klugen Kanzlers verdanke, der ihn mit allen Kriegsregeln der alten Helden aufs genaueste unterrichtet habe. „Asinus asinum fricat“ sagt der Lateiner. Indem wir dieses Dictum acceptieren, wollen wir von einer weiteren Kritik des eingebildeten Yen-sung diesmal abstehen.

f. Der Generalissimus 胡宗憲 Hu-dsung-hien.

Nachdem Dschang-djing in der Mitte des Jahres 1555 abgesetzt worden war, ernannte der Kaiser den Großmandarin 周珫 *Dschou-dung* zu seinem Nachfolger. Dieser Herr war der Sprößling einer großen Familie in 應城 *Ying-tscheng*, einem Orte der Präfektur 德安府 *Dei-ngan-fu* in der Provinz 湖北 *Hu-bêi.* Er hatte eine ruhmvolle Laufbahn hinter sich, war damals Vizepräsident des Kriegs-Ministeriums und eine beim Kaiser wohlangeschriebene Persönlichkeit. Diese Ernennung aber mißfiel dem Kanzler 嚴嵩 *Yen-sung* und seiner Sippe, die einen der ihrigen in jener hohen Stellung wünschten. Dschau-wen-hua überreichte deshalb dem Kaiser ein langes Memorandum, in dem er den Neuernannten ganz gehörig verdonnerte und als einen treulosen Beamten darstellte. Alsogleich wurde Dschou-dung abgesetzt, ob seiner Treulosigkeit im Staatsdienste aller Titel und Würden beraubt und in die letzte Klasse des Volkes versetzt, d. h. unter das Gesindel und den Abschaum der menschlichen Gesellschaft. Er war nur vierunddreißig Tage Vizepräsident und Generalissimus gewesen. An seine Stelle trat nun Hu-dsung-hien, der ein großer Verehrer Yen-sungs und ein intimer Freund seines Sohnes, sowie des Dschau-wen-hua war.

Hu-dsung-hiens Familie war eine der reichsten und mächtigsten in 績溪 *Dsi-tchi*, einer Unterpräfektur von 徽州府 *Huêi-dschou-fu* im südlichen 安徽 *Ngan-huêi,* dem Vaterlande des Kaisers 朱熹 *Dschu-hi.*

Nachdem er sein Doktorexamen im Jahre 1538 mit Glanz bestanden hatte, wurde er sofort mit der Verwaltung verschiedener Posten in Schan-dung und Dschê-djiang betraut. Weil er sich in diesen Ämtern auszeichnete, wurde er ins Kollegium der kaiserlichen Zensoren gewählt. Yen-sung hatte bald die Tüchtigkeit des neuen Zensors erkannt und gab sich deshalb Mühe, ihn für sich zu gewinnen. Hu-dsung-hien war seinerseits auch begierig, eine ruhmreiche Laufbahn zu machen und hielt die Freundschaft und Gunst des mächtigen Kanzlers als ein wirksames Mittel zur Erreichung seines Zweckes. Darum schloß er sich ihm und seiner Sippe an. Yen-sung verfehlte nicht, seinen neuen Verehrer dem Kaiser als einen

tüchtigen Beamten und ausgezeichneten General vorzuschlagen, von dem man hoffen könne, daß er mit den Japanern in Bälde aufräumen werde.

Hu-dsung-hien bewies sich in der Tat sehr tüchtig, tüchtiger, als seine hohen Gönner selbst geahnt. Mit seiner Ankunft in Dschê-djiang traten die Kriegsunternehmungen in ein ganz neues Stadium. Er ermutigte die Generäle zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Japaner. Letztere befuhren mit ihren bewaffneten kleinen Schiffen selbst die inneren Kanäle und zumal den „Großen See" Tä-hu. Die Kaiserlichen schleuderten Feuerbrände gegen diese Schiffe, konnten dieselben aber nicht in Brand stecken, da sie ganz mit dicken Fellen überzogen und mit nassen Teppichen bedeckt waren. Schon erzählte man sich, die Japaner besäßen Zauberformeln, vermöge welcher sie sich und ihre Schiffe unverwundbar machen könnten. Doch Hu-dsung-hien hatte Leute, welche solchen Zauber zu zerstören wußten und den Soldaten wieder Mut machten. Man erzählte, daß die Kaiserlichen bei der Verteidigung der Festung 三山 *San-schan* in 紹興 *Schau-hing* Pfeile und große Steine auf die Japaner abgeschossen, aber keinen einzigen hätten verwunden können. Als nun jemand behauptete, man müsse einen Hund töten und dessen Kopf auf den Feind schleudern, dann wäre das Zaubermittel wirkungslos, ließen sich die Mannschaften durch diesen Hokuspokus so animieren, daß sie den Feind mutig angriffen und wirklich auch einige Vorteile davon trugen. Bei 陸涇壩 *Lu-djing-ba,* dreißig Li östlich von Su-dschou, bohrten sie fünfunddreißig Schiffe der Japaner in den Grund und töteten an die achthundert Mann. Bei 吳江 *U-djiang* südlich von Su-dschou überraschten sie eine große Bande Japaner und töteten derselben an die tausend; auf der Insel 馬蹟山 *Ma-dsi-schan* im Tä-hu überrumpelten sie eine andere Bande und töteten an hundertfünfzig Mann. Lu-tang seinerseits machte auf den Inseln des Yang-dse-djiang Jagd auf die Japaner und tötete deren an vierhundert. Als aber Hu-dsung-hien seine Mannschaften anfeuerte, die große Festung 柘林 *Dschê-lin* zu nehmen, mißlang dies Unternehmen vollständig, indem die Kaiserlichen schmählich zurückgeschlagen wurden und eine große Anzahl ihrer Mannschaften verloren. Infolgedessen waren sie für eine Zeitlang ganz entmutigt. Um sich für diesen Angriff zu rächen, überfielen die Japaner wieder einmal Schang-hä und plünderten es aus. Hierauf vergifteten die Chinesen die Brunnen der Festung Dschê-lin. Es gewährte ihnen große Freude, zu erfahren, daß an die tausend Japaner an dem vergifteten Wasser gestorben seien.

Hu-dsung-hien gab sich alle erdenkliche Mühe, um zu erfahren, wer der eigentliche Anführer der Japaner wäre. Gefangene verrieten ihm schließlich, daß 汪直 *Wang-dsche* alle Fäden der Oberleitung in Händen habe, Zeit und Ort der einzelnen Ausfälle, sowie die Anzahl der Mannschaften bestimme, denen er auch die schlauesten Mittel und Kniffe angebe, wie sie die Chinesen teils täuschen oder überrumpeln, teils angreifen oder allmählich aufreiben sollten.

Es wird der Mühe wert sein, daß wir uns mit diesem Manne etwas näher bekannt machen.

g. 汪直 Wang-dsche, der große Räubergeneral,

hieß mit seinem Ehrennamen 五峯 *U-fung* = „die fünf Berggipfel" und war aus 徽州府 *Huêi-dschou-fu* im südlichen Ngan-huêi zu Hause, also ein Chinese, und zwar aus einer nicht grade begüterten Familie. Regelmäßige Studien scheint er nicht gemacht zu haben; aber er war klug, höflich und munter. Böse Streiche ließ er sich trotz seines abenteuerlichen Charakters nicht zu Schulden kommen. Darum war er von seinen Altersgenossen und Freunden, unter denen 葉宗滿 *Ye-dsung-man*, 徐惟學 *Sü-wêi-hüo*, 謝和 *Siê-huo*, 徐海 *Sü-hä* und andere waren, geliebt.

All diese jungen Leutchen waren à la Robinson voll der abenteuerlichsten Pläne. Den Zwang der Gesetze und Moral haßten sie und wollten sie abschütteln. Freie Männer wollten sie sein, die nach keinem Menschen etwas zu fragen kätten. So drängte es sie denn hinaus ins stürmische Leben, um ihr Glück zu erjagen. Wang-dsche, dessen Überlegenheit sie kannten, sollte ihr Führer sein. Doch Wang-dsche besann sich lange, ehe er einen Entschluß faßte. Schließlich gab ein Traum seiner Mutter den Ausschlag. „In der Nacht vor seiner Geburt", erzählte sie, „fiel ein schöner Stern in meine Arme, und ein Mann von hehrer Statur sagte erklärend zu mir: „Es ist der Stern 弧矢 *Hu-sche* = Bogen und Pfeil." Während derselben Nacht fiel ein reichlicher Schnee, daß alle Bäume und Sträucher ganz vom gefrorenen Schnee bedeckt waren."

„Ich habe nun mein Orakel," rief Wang-dsche aus. „Der Stern, der sich in Eure Arme geworfen, bedeutet, daß ich kein Alltagskind bin. Die Bäume, welche des Morgens vom gefrorenen Schnee hell glänzten, bedeuten, daß meine Laufbahn von kriegerischem Glanze erhellt sein wird."

Nun war er vollkommen überzeugt, daß ihn der Himmel zu großen Taten auserwählt habe. Er verließ also mit seinen intimsten

Genossen seine Vaterstadt und begab sich nach Hang-dschou und Ning-buo, in welchen Seestädten zu jener Zeit (1530) ein reges Leben herrschte. Aus Vorliebe für ein abenteuerliches Leben nahmen sie Dienst auf Handelsschiffen. Bald hatten sie Erfahrung und auch ein kleines Vermögen gesammelt, um sich selbständig zu machen. Wang-dsche baute ein großes Schiff, einen Fünfmaster, und trieb einen ausgedehnten Handel nach Japan, nach dem Königreiche Siam und schließlich auch mit den Portugiesen. Dabei gewann er ein ungeheures Vermögen; ja, in fünf bis sechs Jahren war er vielfacher Millionär geworden, freilich nicht allein durch ehrlichen Handel, sondern auch durch Schmuggel. Überall war er als der „große Kaufmann“ bekannt.

h. Wang-dsche fängt kriegerische Unternehmungen an.

Wer hätte geglaubt, daß ein so angesehener reicher Mann wie Wang-dsche schließlich noch Räubergeneral würde? Und doch haben wir an ihm ein ganz frappantes Beispiel, wie unzuverlässig der Charakter eines Menschen ist, der seinen Leidenschaften keine Zügel anlegt.

Wang-dsche verabscheute anfangs das Räuberwesen der Japaner. Auf seinen Reisen war er immer stark bewaffnet für den Fall, daß er und sein Schiff einmal von Piraten angefallen würde. Da er mit Hülfe seiner verwegenen Schiffsmannschaft, unter denen sich nicht immer grade die besten Elemente befanden, wie z. B. ein 陳東 *Tschen-dung*, ein 徐海 *Sü-hä*, ein 門多郎 *Men-duo-lang* u. ä., stets siegreich alle Angriffe der Seeräuber abgewehrt hatte, bekam er schließlich selbst Lust an solchen Abenteuern. Während er sich bisheran nur gegen Angriffe verteidigt hatte, ging er von jetzt ab selbst auf Raubzüge aus, bei denen ihm die oben Erwähnten als Bandenführer dienten. So war denn der reiche Großkaufmann zum Räuberhauptmann resp. Räubergeneral geworden.

Sein erstes Unternehmen war ein Rachezug. Der Mandarin von 黃巖 *Huang-ien,* sechzig Li südlich von der Präfektur 台州府 *Tä-dschou-fu* in Dschê-djiang, hatte in einer Angelegenheit seine Kaufleute ungerecht behandelt. Wang-dsche wurde darüber ganz wütend und schwor blutige Rache. Er rief alle seine Leute zusammen, lud noch einen Haufen Gesindel ein und zog in aller Stille gegen Huang-ien, das er überrumpelte. Nachdem er das Tribunal des Mandarins verbrannt hatte, ließ er seine Bande weidlich plündern, dann zog er wieder ab. Alles das geschah im Laufe

zweier Tage, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Seine Leute waren überglücklich ob der so geschickten Leitung und der reichen Beute, die sie in so kurzer Zeit gemacht.

Natürlich wurde Wang-dsche von der Obrigkeit zur Rede gestellt. Er ging persönlich hin, um sich gegen so „infame Verleumdungen“ zu verteidigen. Beim Verhöre beteuerte er, daß er von der ganzen Sache nichts gewußt, daß vielmehr freche Japaner, die auch seine Feinde seien, ein so verruchtes Unternehmen gewagt und ihm schließlich diese Untat aufbürden wollten. Durch Bestechungen glückte es ihm, den Präfekten von seiner Unschuld zu „überzeugen.“ Da ihm diese Verstellung so gut gelungen war, verlegte er sich in Zukunft öfters darauf, durch keckes Auftreten den Unschuldigen zu spielen und die Beamten zu hänseln. — Hören wir, wie ihm das im Jahre 1547 gelang.

In Kuang-dung lebte damals ein Kaufmann 陳恩盼 *Tschen-ngen-pän,* der von demselben Kaliber wie Wang-dsche und diesem als Nebenbuhler verhaßt war. Der Statthalter der Provinz hatte auf den Kopf desselben einen Preis gesetzt — gewiß eine für Wang-dsche zu verlockende Gelegenheit, um, wie man sagt, „zwei Fliegen mit einem Klapp zu schlagen.“ Nachdem er seinen Nebenbuhler heimtückisch ermordet hatte, war Wang-dsche noch so dreist, das Haupt desselben dem Statthalter zu überbringen und den ausgesetzten Preis einzufordern. Auch erbat er sich mit Rücksicht auf dieses „Verdienst“ von der Regierung das Privilegium, Handel mit den Fremden treiben zu dürfen. Freilich erhielt er dasselbe nicht, da Djia-dsing unter den schwersten Strafen diesen Handel verboten hatte. Trotzdem kam Wang-dsche immer wieder auf jenes Privilegium zurück. Er erklärte sich als den demütigsten und gehorsamsten Diener Seiner Majestät des Kaisers, nur möge man ihm zum Lohne seiner außerordentlichen Dienstleistungen doch seine Bitte gewähren.

Bei seinen häufigen Besuchen in Japan hatte Wang-dsche mit verschiedenen tonangebenden Persönlichkeiten der Inseln Yoto 五島 *U-dau,* d. h. den fünf Inseln nordwestlich von Nagasaki, Streit bekommen. Seine Bemühungen, die Sache gütlich beizulegen, schlugen fehl. Schimpf und Drohungen waren die Antwort seiner Gegner. Da er nun diese Menschen für fähig hielt, ihre Drohungen auch auszuführen, und ihn bei nächster Gelegenheit zu töten, änderte Wang-dsche schließlich seine Taktik. Er wandte sich an den chinesischen Admiral 海防將官 *Hä-fang-dsiang-kuan* und benachrichtigte ihn, daß auf jenen Inseln Yoto ein gefährliches Räubernest sich

befinde, welches auszuheben von größter Wichtigkeit sei. Er bot sich also dem Admiral an, mit Hilfe einiger Kriegsschiffe auf eigene Faust, oder wenn diese nicht zu haben seien, wenigstens im offiziellen Auftrage des Admirals und im Namen des Kaisers jene Räuberbande zu vernichten. Auf den zweiten Teil des Angebotes ging der Admiral gerne ein.

Wang-dsche hatte seine Expedition seit langem vorbereitet und führte sie mit seiner gewohnten Klugheit aufs glücklichste aus. Die Räuber wurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet, was ihm bei den Japanern nicht wenig Ehre eintrug.

Nun kam er noch zum chinesischen Admiral und verlangte die einem so großen Dienste entsprechende Belohnung. Der Admiral schickte ihm zweihundert Säcke Reis. Wang-dsche ward so unwillig über eine derartige Engherzigkeit, daß er vor aller Augen den Reis ins Meer werfen ließ. Das war das Zeichen eines offenen Bruches mit der Regierung. Anfangs hielt Wang-dsche sich wohlweislich noch etwas zurück und tat äußerlich noch freundlich mit den Beamten.

i. Die Mannschaften und Banden des Wang-dsche.

Schon seit langen Jahren wußte Wang-dsche, daß die Japaner die tüchtigsten Seeleute und zumal ganz unerschrockene Krieger waren. So nahm er denn soviel als möglich Japaner unter seine Mannschaften auf. Freilich boten sich auch Koreaner, Malayen, und zumal Chinesen und Annamiten an und wurden auch angenommen, weil man eben China auf der ganzen Länge der Meeresküste heimsuchen wollte; aber der Kern seiner Truppen bestand aus Japanern. Galt es, einen wichtigen Schlag auszuführen, so wählte Wang-dsche seine Japaner und stellte sich selbst an ihre Spitze: alsdann war man sicher, daß das Unternehmen gelingen würde. Die Geschichtschreiber haben uns genau überliefert, daß nur drei Zehntel der Mannschaften echte Japaner waren; die übrigen sieben Zehntel bestanden aus Koreanern, Malayen, Annamiten und Chinesen, zumal aus der Provinz Fu-djien*.) Letztere bildeten manchmal mehr als

*) Als man den japanischen Bandenführer 董二 *Dung-örl* gefangen hatte, verbot Hu-dsung-hien ihn übel zu behandeln; im Gegenteil, er machte ihm Hoffnung auf Entlassung, wofern er nur die schuldigsten Chinesen angebe. „Ihr Japaner", sagte er, „seid Ausländer, auf die der Kaiser keine Macht beansprucht; im Gegenteil, er will mit Japan im Frieden leben". Dung-örl ließ sich seine Geheimnisse entlocken. Nachdem er alles verraten hatte, wurde er trotzdem unter den grausamsten Peinen umgebracht. Dies alte chinesische System ist noch jetzt in Gebrauch.

die Hälfte der Banden. Zum Rauben, Plündern und Feueranlegen waren sie sehr geschickt und willig; galt es aber, einen kühnen Streich auszuführen, so hielten sie nicht stand, zumal wenn keine Japaner sich bei ihnen befanden. Kurz, die Japaner bildeten das zuverlässigste Element, wie Führer und Mannschaften einstimmig zugestanden. Aber alle Räuberbanden wurden einfach 倭子 *Wo-dse,* d. h. „Japaner (eigentlich ein Spitzname = Zwerge)" genannt, weil sie sich alle japanisch kleideten, und so bei ihren Einfällen den Chinesen um so größeren Schrecken einjagen wollten. Ihre Kriegsfahnen und Waffen waren ebenso echt japanisch. Die Bandenführer trugen rote Kleider und vergoldete eiserne Helme, wozu zu Zeiten großer Gefahr noch ein fester Panzer kam. Die gemeinen Seeräuber trugen gelbe Turbane.

Allgemeine Regel war, daß man zuerst eine Anzahl Chinesen fing und in die ersten Linien stellte, auf daß sie ihren Landsleuten von der Gegenwehr abrieten und versicherten, es seien ja keine Seeräuber, sondern gute Freunde, die vorüberreisten. Hauptsächlich aber geschah es, um im Falle eines Angriffes die eigenen Leute zu schonen und statt dessen die Gefangenen töten zu lassen, sowie um sie als Führer in die reichen Flecken und Familien zu gebrauchen. Wer sich nicht fügte, wurde ohne weiteres niedergehauen. Ein anderes Prinzip war, daß man urplötzlich über die Ortschaften oder Truppen herfiel und die Leute vor Schrecken gewissermaßen lähmte und widerstandsunfähig machte.

Anfänglich hatte Wang-dsche auch die Küsten von Japan heimgesucht und ausgeplündert. Aber die Japaner verteidigten sich mit Mut und Ausdauer; auch war in Japan nicht viel zu rauben. China war bei weitem reicher und ergiebiger für die Seeräuber; oft leisteten auch die Chinesen nicht den geringsten Widerstand. „Die Flucht ist das beste Rettungsmittel", sagt ein altes chinesisches Sprüchwort. Gewöhnlich befolgten sie auch diesen alten Rat. Kam Wang-dsche nach chinesischen Häfen, so war er gewöhnlich als Chinese gekleidet und verwünschte in den derbsten Ausdrücken die Seeräuber, um glauben zu machen, er habe mit denselben nichts zu tun. So täuschte er viele Jahre hindurch die Chinesen. Schmuggel treibend spionierte er aus, wo die kaiserlichen Truppen sich befänden, um darnach seine Pläne zu machen. Dann wechselte er die Kleider und fiel unversehens über die reichen Flecken her.

Wang-dsche baute auch große Seeschiffe, welche mehr als zweitausend Mann fassen konnten und richtete sie auf die Art von Festungen ein, hinter denen man sicher kämpfen konnte. Auch

traf er alle Vorsichtsmaßregeln, damit brennende Pfeile sie nicht anzündeten. Selbstrollende Türme und Kavallerie befanden sich auf diesen Schiffen.

Seit 1549 war Wang-dsche fast beständig auf Raubzügen. Dieselben gelangen ihm durchweg; so kam es, daß er im Laufe der Zeit ein großer Mann wurde, der über sechsunddreißig Inseln, japanische wie chinesische, herrschte und eine ungeheure Flotte mit achtzig- bis hunderttausend Mann zur Verfügung hatte. Überall hieß er 老船主 *Lau-tschuan-dschu*, d. h. „der große Schiffsherr", oder auch 徽王 *Huêi-wang,* = „der König von Huêi" (seiner Heimat).

Bei solchen Erfolgen ist es nicht zu verwundern, daß Wang-dsche und Konsorten sich mit dem Plane beschäftigten, die morsche Dynastie der Ming zu stürzen und selbst das große Staatsschiff zu lenken. Sowohl in China als auch in Japan schienen ihnen die Umstände günstig.

In Japan hatten unter 義植 *Yoshi-tane,* dem zwölften Shogun des Hauses Ashikaga, die Bürgerkriege von 1490—1520 gewütet. Eigentlicher Herr im Lande war Hosokawa Taka-kuni, der den 義晴 *Yoshi-haru* einsetzte, sich selbst aber alle Autorität behielt. Die furchtbaren Bürgerkriege zwischen seiner Partei und der seines Vorgängers Yoshi-tane dauerten fünfundzwanzig Jahre lang, von 1521—1545. Schließlich sah sich Yoshi-haru gezwungen, zu Gunsten seines Sohnes Yoshiteru abzudanken.

義輝 *Yoshiteru* (1545—1565), der vierzehnte Shogun, war ebenso schwach, wie sein Vorgänger: die großen Daimyo waren und blieben Meister und führten unausgesetzt Bürgerkriege. Besonders waren die großen Daimyo 三好 *Miyoshi,* Herren von Awa, den letzten Shogun der Ashikaga feind. Miyoshi Yoshitsugu und Matsunaga Hisahide hatten schon einmal im Jahre 1558 den Shogun aus seiner Hauptstadt Kyoto vertrieben. 1565 griffen sie denselben aufs neue an. Yoshiteru legte aus Verzweiflung Feuer an seinen Palast und gab sich, kaum dreißig Jahre alt, den Tod. Somit war Japan unter den letzten Ashikaga ein Herd von Bürgerkriegen; alles verarmte und verwilderte. Darum suchten viele Japaner, darunter selbst solche aus hohen und höchsten Familien, in China ihr Glück zu machen.

So hatte Wang-dsche Gelegenheit, sich japanischer Inseln zu bemächtigen und sie lange Jahre in Besitz zu halten, ohne daß die japanische Regierung sich darum bekümmern konnte. Der sogenannte Shogun hatte eben gar keine Macht, und die großen Daimyo suchten sich nur gegenseitig zu vertilgen; selbst die Bonzen

wurden Krieger und ergriffen eifrig Partei für ihre Freunde. Es war eben eine „kaiserlose und schreckliche Zeit“, wo nur Willkür und brutale Gewalt herrschte, die zwar viel zerstörte aber nichts aufbaute.

Wang-dsche nahm alle, die zu ihm kamen, gerne auf und gab ihnen Gelegenheit, durch abenteuerliche Unternehmungen sich zu bereichern, so daß sie schließlich ihre Freude an diesem vielbewegten Leben hatten.

Übrigens finden wir bald nach Wang-dsche einen ähnlichen Abenteurer in der japanischen Geschichte. Yamada Nagamasa (1578 — 1633) war auch ein reicher Kaufmann, der über eine ganze Flotte von Handelsschiffen und zahlreiche Mannschaften verfügte. Er hatte seinen Hauptsitz auf Formosa und war seiner Zeit auch eine Art „König des Meeres.“ Im Jahre 1618 zog er mit seinen zahlreichen Banden dem Könige von Siam zu Hilfe und vertrieb die Rebellen, welche dessen Hauptstadt bedrohten. Zum Danke gab ihm der König von Siam seine Tochter zum Weibe und verlieh ihm den Titel eines Vizekönigs. Nagamasa nahm ein trauriges Ende; er wurde nämlich vergiftet.

Solche abenteuerliche Figuren begegnen uns immer wieder in der Geschichte. Gleich Meteoren glänzen sie einige Zeit am Himmel in vollstem Licht, um bald darauf für immer zu verschwinden.

j. Hu-dsung-hiens Unterhandlungen mit Wang-dsche (1555).

Sobald 胡宗憲 *Hu-dsung-hien* sicher wußte, daß der Chinese *Wang-dsche* 汪植 die Seele jener furchtbaren Einfälle in China war, sann er auf Mittel, diesen Mann ins Garn zu locken oder wenigstens aus Japan vertreiben zu lassen. Er schrieb also ein langes Memorandum an den Kaiser, in dem er demselben vorschlug, eine Gesandtschaft an den König von Japan zu schicken und diesen zu bitten 1. die japanischen Untertanen, welche nach China kämen, um das Land auszuplündern, strenge nach den Gesetzen zu bestrafen; 2. die chinesischen Untertanen, welche als Räuber in Japan eine Zufluchtstätte suchten, den chinesischen Behörden auszuliefern oder sie doch wenigstens des Landes zu verweisen.

Der Ministerrat war mit diesem Vorschlage im allgemeinen einverstanden und empfahl ihn dem Kaiser zur Beachtung; nur meinte er, der Kaiser solle nicht selbst offiziell eine Gesandtschaft schicken, sondern der Generalissimus sollte das einfach in seinem Namen privatim tun. So sähe es wenigstens nicht aus, als ob China eines leidigen Räubergesindels halber noch die Hülfe Japans ansprechen

müsse; zudem könnten die Gesandten bei dieser Gelegenheit an Ort und Stelle auch Erkundigungen über Land und Leute einziehen und nach Wang-dsche und Konsorten sich erkundigen und fahnden. Daraufhin schickte Hu-dsung-hien zwei tüchtige und kluge Literaten aus Dschê-djiang hin. Es waren dies 蔣洲 *Dsiang-dschou* und 陳可願 *Tschen-k'o-yüan.* Als Beweise ihrer hohen Würde erhielten sie ein ziemlich zahlreiches Gefolge.

Schon bevor Hu-dsung-hien den Oberbefehl übernommen, hatte man die Mutter, Frau und Kinder Wang-dsche's in das Gefängnis von 金華府 *Djin-hua-fu*, einer Stadt in Dschê-djiang, vierhundertfünfzig Li südlich von Hang-dschou, gebracht. Wang-dsche wollte anfangs die Stadt erstürmen. Weil aber dabei seine Familie von den Behörden unfehlbar sofort umgebracht worden wäre, stand er von diesem Racheakte ab.

Hu-dsung-hien wollte mit Hülfe dieser Familie dem schlauen Räubergeneral eine Falle legen. Er ließ den Gefangenen in seiner Residenz Hang-dschou eine gute Wohnung einräumen und für ihren Unterhalt sorgen, weil, wie er freundlich herablassend bemerkte, sie ja seine Landsleute aus Huêi-dschou wären. Als seine Gesandten nach Japan abgingen, riet er ihnen außerdem, einen schönen Brief an Wang-dsche zu schreiben und demselben zu erzählen, wie gut und ehrenvoll sie von ihrem Landsmanne Hu-dsung-hien gehalten würden; es sei jetzt an der Zeit, nach China zurückzukommen, denn Hu-dsung-hien werde alles ins reine bringen und vom Kaiser volle Verzeihung für ihn erlangen. Die Gesandten kamen im elften Monate des Jahres 1555 in 五島 *Go-to* an und gaben sich als die offiziellen Leiter internationaler Kaufmannsgilden aus. Man wollte eben Japaner wie Chinesen täuschen und glauben machen, der Handel sei wieder frei gegeben, wofern nur die abscheulichen Plünderungen aufhörten. Sie hatten bald Gelegenheit, 汪滶 *Wang-ngan*, den Adoptivsohn des Wang-dsche, zu sprechen. Diesem setzten sie das Ziel ihrer Reise auseinander: sie wollten den König von Japan besuchen, um ihn zu ersuchen, die Einfälle in China abstellen zu lassen.

Der verschmitzte Wang-ngan gab ihm zur Antwort: „Es gibt in Japan keinen Shogun mehr, denn dieser und seine Minister sind im letzten Aufstande umgekommen. Jetzt kennt man nur mehr Daimyo, deren Zahl aber so groß ist, als die der Inseln und Provinzen des Landes. So viele Daimyo zu besuchen ist äußerst schwer und übrigens ganz unnütz, weil sie keine Macht besitzen, um jene Einfälle abstellen zu können. Die meisten der Seeräuber sind Leute aus Kiu-shiu und eigentlich auch keine professionellen Freibeuter

Sie rächen sich an China nur deswegen, weil es den Freihandel aufgehoben hat, den sie mit Gewalt wieder herstellen wollen. Bewilligt China den Freihandel, so werden die großen Kaufleute den Kaiser aufs kräftigste unterstützen, um die Seeräuber gänzlich zu vertilgen. Übrigens haben wir hier den „König des Meeres“, der über alle diese Fragen offiziellen Bescheid geben kann“.

Wang-ngan versprach, daß Wang-dsche, denn dieser war damit gemeint, morgen kommen werde und somit die Gesandten Gelegenheit haben würden, mit ihm, wenn sie wollten, sich zu verständigen.

In der Tat kam Wang-dsche am folgenden Tage zu ihnen. Er zog auf wie ein Fürst: ein großer Tam-tam kündete ihn von weitem an, zahlreiche Hofbediente trugen allerhand Fahnen und Ehrenabzeichen, endlich kam er selbst. Es war ein stattlicher, ehrfurchtgebietender, selbstbewußter Mann, dessen Kleidung ebenso kostbar und prächtig war, wie die eines Königs. Die Haare trug er nach japanischer Art auf dem Scheitel des Kopfes mit einer zierlichen Spange zusammengehalten. Nachdem er sich an einem Tische niedergesetzt, unterhielt er sich mit seinen Genossen aufs freundlichste. Man erzählte verschiedene Abenteuer und sprach dabei dem Weine gut zu. Bei Übergabe der mitgebrachten Briefe sagten die beiden Abgesandten zu Wang-dsche: „Wir bringen Briefe und Nachrichten von Ihrer Mutter und Familie, sowie Briefe und Grüße von Ihrem Freunde und Landsmanne Hu-dsung-hien, der sich außerordentlich für Sie interessiert“.

Wang-dsche antwortete: „So, so; die große Exellenz, der Generalissimus, hat Sie also nicht hierher geschickt, um mich zu fangen, weil ich aus jenem Lande der verhaßten Tyrannei und des verknöcherten Bureaukratismus entflohen bin“. Auf die Mitteilung hin, daß er in dem Verdachte und unter der Anklage stehe, Räuberbanden nach China geführt zu haben und mit ihnen das Land geplündert zu haben, gab er zur Antwort: „Das ist durchaus unwahr. Ich selbst habe von den Räuberbanden zu leiden und strenge alle meine Kräfte an, jenes Gesindel auszurotten. Was ich will, das ist der Freihandel, wie er ehemals bestanden. Wird derselbe bewilligt, so bin ich alsogleich der gehorsamste Untertan Seiner Majestät des Kaisers“.

蔣洲 *Dsiang-dschou* schickte seinen Begleiter 陳可願 *Tschen-k'o-yüan* nach China zurück, um Hu-dsung-hien von allem genaue Nachrichten zu geben. Dieser schrieb ein langes Memorandum an den Hof und bat um Verhaltungsbefehle.

Das Kriegs-Ministerium gab die vom Kaiser bestätigte Antwort. „Wang-dsche ist nur ein Privatmann ohne irgend welche Autorität und ohne irgend welches Amt. Seine Antwort hat somit gar keinen offiziellen Wert. Spricht er von Unterwerfung, so muß er diese dadurch betätigen, daß er die Waffen niederlegt und die feindlichen Untertanen gegen China nie mehr unterstützt. Übrigens spricht er nicht einmal in klaren Worten von Unterwerfung, noch gesteht er reuevoll seine vorhergehenden Missetaten ein: er fordert nur Freihandel und zwar das Monopol dieses Freihandels für sich und seine Freunde. Er, ein einfacher Privatmann, nimmt sich heraus, Unterhandlungen mit der Staatsregierung zu versuchen, als wenn er eine gebietende Macht wäre. Einem solchen Manne kann man keinen Glauben schenken. Das beste Mittel, mit solchen Leuten zu verhandeln, ist ein tüchtiges, schlagfertiges Heer, das fähig ist, alles Gesindel ins Meer zu werfen. Übrigens sollen die Mandarine von Dschê-djiang es auch mit dem Wang-dsche nicht verderben, ihm vielmehr freundliche Briefe schreiben, Hoffnung auf Amnestie und große Würden und Ehrenämter machen, wofern er sich nur aufrichtig unterwirft und kräftig dazu beiträgt, die Seeräuber auszurotten."

Der kaiserliche Hof gab dann die Weisung, den Räuberführern die schönsten Versprechen auf Titel und Ehrenämter zu machen, mit Geld und Geschenken nicht zu sparen, Zwietracht und Eifersucht unter ihnen auszustreuen, falsche Briefe und Spione möglichst klug anzuwenden, um diese Leute zu fangen und zu vernichten. Jedes Mittel wurde gutgeheißen, wofern es nur zum Ziele führe.

Selbstverständlich waren Wang-dsche und Konsorten schlau genug, den Pferdefuß herauszufinden und auch ihrerseits die Gesandten hinters Licht zu führen.

Dsiang-dschou besuchte auch den Daimyo von 豐後*) *Fung-hou* und teilte ihm die Wünsche der kaiserlichen Regierung mit.

*) 豐州 *Fung-dschou* (von den Japanern Hoshu ausgesprochen) umfaßte die zwei Provinzen 豐前 *Fung-tsien* = Buzen, deren Hauptstadt Kokura, und 豐後 *Fung-hou* = Bungo, deren Hauptstadt Oita 大分 *Da-fen* war.

In jeder Provinz war eine Anzahl größerer und kleinerer Daimyo; von den letzteren waren manche nur Herren eines Schlosses und seiner Umgebung. Gab es schlechte und gewissenlose unter den mehr als dreihundert Daimyo jener kaiserlosen Zeit, so gab es auch gute unter ihnen. So war Otome Sorin, der Daimyo von Bungo, ein vortrefflicher Fürst, der den hl. Franziskus Xaverius im Jahre 1550 sehr freundlich aufnahm. In glücklichen Kriegen hatte er fünf japanische Provinzen erobert. Er regierte von 1528–1587 und wurde 1578 getauft, bei welcher Gelegenheit er zu Ehren seines vielverehrten ersten Meisters den Namen Franziskus annahm. Sein Sohn, ihm ganz unähnlich an Kopf und Energie,

An den Daimyo von 山口 d. h. *Yamaguchi,* schickte er einen Bonzen ab, um diesem Fürsten die Befehle seines kaiserlichen Herrn mitzuteilen, nämlich, daß die Daimyo 1. ihre Untertanen von Einfällen in China abhalten; 2. die in ihr Gebiet geflüchteten chinesischen Seeräuber an China ausliefern und 3. etwaige gefangene chinesische Untertanen freigeben sollten. Diese Daimyo bezeigten sich sehr freundlich gegen Dsiang-dschou. Sie siegelten ihre offiziellen Schreiben mit den königlichen Siegeln, welche aus China gekommen waren, sandten reiche Geschenke und einige gefangene Chinesen zurück und entschuldigten sich wegen der Räubereien ihrer Untertanen; kurz sie waren ganz freundlich und bezeigten auf alle Weise ihr Bestreben, mit der chinesischen Regierung auf freundschaftlichem Fuße zu leben.

Hu-dsung-hien gab dem Kaiser von allem genauen Bericht. „Es ist nun schon das zweite Jahr, daß Dsiang-dschou in Japan ist, und nur möglich gewesen, zwei Daimyo zu besuchen, ihnen die Befehle Ew. Majestät mitzuteilen. Andere Daimyo haben zwar Geschenke geschickt, aber keinen Brief; wieder andere haben zwar Briefe geschickt, aber dieselben tragen nicht das offizielle Siegel. In vielen Punkten weichen also diese Fürsten von den ehemals festgesetzten Regeln ab. Indes scheinen alle guten Willen zu haben, mit China auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, wie teils die Geschenke und Briefe, teils die befreiten Gefangenen bezeugen. Kommen Gesandte von Japan nach China, so wird man aufs freundlichste mit ihnen verkehren müssen, um diesen guten Willen zu erhalten und zu bestärken; man muß die Daimyo veranlassen, den Shogun zu bewegen, hinfür dem Kaiser zu gehorchen

---

verlor zuerst die von seinem Vater gemachten Eroberungen. Wegen seines feigen Betragens im Kriege gegen Korea, wurde er von Hideyoshi, dem damaligen Herrn und Meister von Japan, aller Besitzungen beraubt (im Jahre 1593). Er hatte seinem Namen Konstantin, auf den er 1587 getauft worden, wenig Ehre gemacht.

In Yamaguchi regierte 1550 der Dai-myo O-uchi Yoshitaka, welcher auch den hl. Franziskus Xaverius sehr freundlich aufnahm. Leider entleibte sich dieser tüchtige Krieger schon 1551 bei Gelegenheit eines unglücklichen Krieges. Seitdem verfolgte ein böses Geschick die Familie der O-uchi, welche im Jahre 1569 gänzlich vernichtet wurde.

In 山口 *Yamaguchi* hatte der hl. Franziskus Xaverius eine blühende Christengemeinde gegründet. Im Jahre 1555 zählte dieselbe mehr als zweitausend Christen. In anderen Städten dieser großen Insel Kiushiu befanden sich ebenfalls blühende Christengemeinden von zweihundert bis fünfhundert Christen.

Unter den Daimyo waren dreißig Christen, welche im Verlaufe eines Jahrhunderts die hl. Kirche erbauen oder durch ihr unwürdiges Betragen entehren sollten.

und die drei mitgeteilten Wünsche wirklich zu erfüllen; geschieht dies, dann sind freundliche Beziehungen zwischen beiden Ländern wieder möglich. Die Vorschläge des Hu-dsung-hien wurden vom Kaiser höchlichst belobt und als Grundsätze erklärt, nach welchen man im Verkehre mit den Japanern handeln müsse.

Aber trotz aller Freundlichkeiten und aller feierlichen Versprechen auf gänzliche Verzeihung und Aussichten auf Würden hütete sich der kluge Wang-dsche, nach China zu gehen, um seinen Freund und Gönner Hu-dsung-hien zu besuchen. Nach langen Beratungen mit seinen intimsten Freunden entschloß er sich, kluge und erfahrene Führer nach China zu schicken, um die Gesinnungen des Hu-dsung-hien und der Regierung zu erforschen. Er wählte 葉宗滿 *Ye-dsung-man,* 王汝賢 *Wang-ju-hien* und seinen Adoptivsohn Wang-ngan, obwohl letzterer ein wenig zu vertrauensselig und zu enthusiastisch war, weil er hoffte, nun endlich einmal mit Ehren und Gütern reich bedacht ins Vaterland heimkehren und eines ruhigen freudigen Lebens genießen zu können.

k. Die schrecklichen Einfälle und Kriege des Jahres 1556.

Während Wang-dsche mit den chinesichen Behörden schön tat, um sie glauben zu machen, er gehe schließlich doch auf den Leim, hatte er ganz andere Pläne im Kopfe. Seine besten Bandenführer, voran sein intimer Freund 徐海 *Sü-hă*, sollten mit verdoppelter Wut in China einfallen. Sü-häs Programm war, Hang-dschou und 湖州 *Hu-dschou* in Dschê-djiang zu nehmen, um dann über 寧國府 *Ning-kui-fu* nach Nan-djing vorzudringen und diese südliche Hauptstadt im Verein mit andern Banden zu nehmen. Alsdann würde es wieder Zeit sein, sich gemeinschaftlich zu beraten. Sein Sohn und die beiden intimen Freunde Ye-dsung-man und Wang-ju-hien, scheinbar abgeschickt um zu verhandeln, sollten hauptsächlich ausspionieren, ob Hu-dsung-hien ein kluger, tüchtiger Mann sei, der sich dem furchtbaren Ansturme dieses Jahres gewachsen zeige, ob er genügend Truppen und Geld habe, um mit Erfolg Krieg zu führen.

Weil nun Wang-dsche an die hunderttausend Seeräuber hatte, ließ er die ganze Küste von Kuang-dung bis Schan-dung angreifen, um die chinesische Regierung ganz ratlos zu machen.*) Für die

*) Die Portugiesen benutzten die schwierige Lage Chinas, um sich der Halbinsel Makau zu bemächtigen. Später wurde diese Angelegenheit freundschaftlich mit China beigelegt. Portugal bezahlte an China alljährlich fünfhundert Taël als Steuer oder Ehrengeschenk und blieb der Bundesgenosse Chinas in

wichtigeren und schwierigeren Posten hatte er die besseren Bandenführer ausgewählt. Den schwersten Posten erhielt Sü-hä in Dschê-djiang. Denn dort sollte der Hauptschlag gegen den Generalissimus selbst ausgeführt werden, der an der Spitze zahlreicher Truppen stand. Sü-hä erhielt zu seinem Zwecke dreißigtausend Mann auserlesener Truppen mit den zwei ausgezeichneten Bandenführern 陳東 *Tschen-dung* und 麻葉 *Ma-ye.*

Diesmal zeigten die Seeräuber überall eine unerhörte Wut; sie drangen weiter ins Innere ein als je zuvor. So fuhren zahlreiche Banden den Yang-dse-djiang hinauf und plünderten 無爲州 *U-wêi-dschou,* 廬州府 *Lu-dschou-fu* in der Provinz Ngan-huêi. 丹陽 *Dan-yang,* 鎭江 *Dschen-djiang* und 揚州 *Yang-dschou* wurden besetzt, um Meister des Yang-dse-djiang und des Kaiserkanals zu sein. Mehr als siebzig Schiffe von Seeräubern plünderten 無錫 *U-si,* 常州 *Tschang-dschou* und 江陰 *Djiang-yin.* Eine andere Flotte von über fünfzig Schiffen überrumpelte Schang-hä und hatte schon die Plünderung begonnen, als sie von den Kaiserlichen angegriffen und vertrieben wurde. In 松江府 *Sung-djiang-fu* schlug man sich mörderisch, denn die Kaiserlichen hatten sich allmählich doch an den Krieg gewöhnt. Auch führte Hu-dsung-hien mit Erlaubnis des Kaisers ein neues System in der Verteilung der Belohnungen ein. Bis dahin mußte jeder Soldat, welcher eine Belohnung beanspruchte, den Kopf des getöteten Feindes vorzeigen. Mit dem Abschneiden und Überbringen des Kopfes aber verlor man viel Zeit; zudem wurde die Linie durchbrochen und Lücken verursacht, so daß der Feind in die Reihen einbrechen konnte. So hatte man sogar schon gewonnene Schlachten wieder verloren, weil die lohnbegierigen Soldaten mit dem Kopfabschneiden beschäftigt und nicht darauf bedacht waren, den errungenen Sieg zu sichern und auszunutzen. Nach Hu-dsung-hiens neuer Methode sollte von nun an jeder Truppenteil, welcher den Feind zurückgeschlagen hatte, besonders belohnt werden; hatte sich der eine oder der andere vor den Augen des Truppenteils noch besondere Verdienste erworben, so hatte dieser Anspruch auf eine besondere Belohnung. Solche Verdienste ganzer Truppenteile konnten den Führern nicht verborgen bleiben, ebensowenig wie Großtaten einzelner Leute vor den Augen aller Genossen.

Mehr als sechzig Schiffe Seeräuber waren nach 大倉 *Da-tsang* vorgedrungen. Aber sie gerieten in einen Hinterhalt und wurden

den Kriegen gegen die Seeräuber. Nur der stolze 乾隆 *Tchien-lung* (1736—1796) war auf dem Punkte, die Schwäche Portugals seinerseits zu benützen, um die Portugiesen zu verjagen. Aber kluge Diplomaten wußten die Sache beizulegen.

alle von den Kaiserlichen und den angeworbenen Bauern entweder ertränkt oder niedergehauen. Andere Banden waren glücklicher und konnten ungestört die Ebene zwischen 常熟 *Tschang-schu* und Da-tsang ausplündern, wobei die zwei großen Marktflecken 沙頭 *Scha-tou* und 橫經 *Hung-djing* besonders verwüstet wurden.

Andere zahlreiche Banden plünderten 海門 *Hä-men,* 通州 *Tung-dschou,* 如皋 *Ju-kau,* wandten sich dann nach Norden, plünderten 高郵 *Kau-yu,* 寶應 *Bau-ing,* 淮安 *Huä-ngan* und vereinigten sich dort mit den zahlreichen Banden, welche 廟灣 *Miau-wan**) besetzt hatten. Jene nördlichen Banden bestanden aus Japanern, weil es galt, einen wichtigen und schwierigen Schlag auszuführen. Man sollte nämlich bis nach 鳳陽府 *Fung-yang-fu* vordringen und daselbst das berühmte Grab des großen Gründers der Dynastie Ming, des Kaisers 洪武 *Hung-u,* zerstören, um so gewissermaßen das Vorzeichen zu liefern, daß es mit der Dynastie aus sei.

Das Kaisergrab 皇陵 *Huang-lin* befindet sich zwölf Li südwestlich von der Stadt Fung-yang und ist nach allen Regeln der Geomancie von den berühmtesten Geomanten ausgewählt worden, weil von diesem Grabe das Schicksal der ganzen nachfolgenden Dynastie abhinge. Nördlich vom Grabe liegt der Berg 萬歲 *Wan-suëi,* d. h. „der Berg von zehntausend Jahren“ = von ewiger Dauer. Alle Hügel der Umgegend stellten in der Phantasie der abergläubigen Gaukler aufs vollkommenste die Sonne, den Mond und andere Sterne vor. Somit konnte es nach ihrer Aussage im ganzen Reiche für ein Kaisergrab keinen zweiten so günstigen Ort geben. Als die Japaner das Grab zerstören wollten, machten die Mandarine ihrerseits ungeheure Anstrengungen, sie daran zu hindern, wußten sie ja, daß die Zerstörung des Grabes sie alle den Kopf kosten würde. Die Japaner konnten nur bis 泗州 *Se-dschou,* etwa zweihundert Li vom Grabe entfernt, vordringen. Weiter kamen sie nicht, weil die Behörden ihnen mit allzuviel Truppen sich widersetzten. So mußten sie also von ihrem Vorhaben abstehen und sich zurückziehen.

Nirgends aber war der Krieg wütender als in der Ebene von 嘉興 *Djia-hing,* wo Sü-hä mit seinen vortrefflich geübten und todesmutigen Banden die Kaiserlichen hart bedrängte und fast immer schlug. Weil es galt, einen wichtigen Schlag zu führen, hatte er auserlesene Japaner aus 大隅 *Osumi* von Kiushiu erhalten, welche 辛五郎 *Sin-u-lang,* der eigene Bruder des Daimyo von Osumi, als

*) Miau-wan ist ein großer Marktflecken, hundertachtzig Li nordöstlich von Huä-ngan und vermittelt die Verbindung mit dem Meere.

Unterfeldherr anführte. Sü-hä plünderte und verwüstete das Gefilde von Ning-buo und Schau-hing und bedrohte Hang-dschou. Da aber letztere Stadt von einer Unmasse kaiserlicher Soldaten besetzt war, wandte sich Sü-hä mehr nach Norden in die Ebene von Djia-hing-fu. Um Lebensmittel zu gewinnen, galt es, noch nicht ausgeplünderte Marktflecken zu nehmen. Darum wandten die Räuber sich nach 武鎮 *U-dschen*, einem großen Marktflecken, neunzig Li südöstlich von 湖洲府 *Hu-dschou-fu;* doch war derselbe von zahlreichen Soldaten besetzt. Sü-hä stellte darum seine Mannschaften in einen Hinterhalt und schickte einige Hundert seiner Leute wie zum Überfall nach U-dschen. Nach geringem Widerstande mußten diese fliehen. Die unklugen Kaiserlichen folgten in Masse den Flüchtlingen nach und gerieten so in den Hinterhalt. Mehr als tausend von ihnen wurden niedergemacht, die übrigen zersprengt. Dieser schlaue Streich brachte Sü-hä und seinen Leuten reiche Beute an Lebensmitteln und Waffen ein.

Bald darauf griff Sü-hä die Kaiserlichen an, die unter der Leitung des großen und ehrenwerten Literaten 阮鶚 *Yuen-ngo* standen. Dieser war kaiserlicher Provinzial-Examinator und Haupt aller Literaten von Dschê-djiang. Als die Japaner die Ebene von Schau-hing verwüsteten und Hang-dschou bedrohten, wollten viele Landleute in die Stadt Hang-dschou fliehen, um ihr Leben zu retten, aber die Torwachen ließen die Bauern nicht hinein. Als Yuen-ngo dies hörte, ergriff er ein großes Schwert, ging zum Stadttore und bedrohte die Wache mit dem Tode, wenn sie nicht alsogleich öffnete. Daraufhin ließ man denn die Flüchtlinge ein.

趙文華 *Dschau-wen-hua* teilte dem Kaiser diese lobenswerte Tat seines Freundes mit. Sofort wurde dem Retter und Beschützer des Volkes die Statthalterschaft von Fu-djien überwiesen. Da nach chinesischer Anschauung ein großer Gelehrter selbstverständlich auch ein großer Kriegsmann ist, so übertrug man in diesem Jahre (1536) *Yuen-ngo* 阮鶚 eine kleine Abteilung der kaiserlichen Armee. Trotz aller Wissenschaft wurde er von Sü-hä mörderisch geschlagen und in die Stadt 桐鄉 *Dung-hiang*, sechzig Li westlich von Djia-hing, gedrängt. Von vier Seiten belagert, hatte er keine Hoffnung auf Entkommen; und weil die Stürme sich tagtäglich wiederholten, war es klar, daß er mit dem Reste seiner Truppen bald in die Hände der Japaner fallen und niedergemacht werden würde.

Das war eine schlimme Lage für Hu-dsung-hien, welcher nördlich von Hang-dschou zum Schutze seiner Hauptstadt kampierte. Denn es war klar, daß Sü-hä nach dem Siege über Yuen-ngo auch

Hang-dschou angreifen und erobern würde. Und wenn Yuen-ngo getötet worden wäre, hätte Hu-dsung-hien wohl Grund gehabt, für sein eigenes Leben zu fürchten. Zudem war Yuen-ngo ebenso wie Dschau-wen-hua zugleich mit Hu-dsung-hien zum Doktorat befördert worden. Somit mußten sie nach chinesischen Begriffen als die intimsten Freunde sich gegenseitig mit Rat und Tat, ja sogar mit eigener Lebensgefahr, beistehen. Hu-dsung-hien war also gezwungen, seinen bedrängten Kollegen Yuen-ngo aus der Klemme zu ziehen. Den Sü-hä anzugreifen wagte er nicht. So suchte er denn auf diplomatischem Wege zum Ziele zu kommen und schickte den uns von Japan aus schon bekannten 陳可願 *Tschen-k'o-yuen* an Sü-hä ab, um mit ihm über den Frieden zu verhandeln. Der verschmitzte Tschen log dem Räuberhauptmann nun vor: „Hu-dsung-hien meint es gut mit Ihnen und will Sie retten. Wünschen Sie Ehrenämter? wünschen sie Geld? Sie sollen alles erhalten, was Sie wünschen. Auch der Kaiser meint es gut mit Ihnen und schätzt Ihr Feldherrntalent sehr hoch, darum möchte er Sie an die Spitze einer Armee stellen. Unterwerfen Sie sich, so wird Ihnen der Kaiser gnädigst wie ein guter Vater verzeihen".

童華 *Dung-hua* kam seinerseits auch noch und sprach: „Wang-dsche, Ihr alter Waffenfreund, hat das sicherste Mittel zum Heile seiner selbst und seiner Familie schon ergriffen. Er erhält Würden und Titel und ist ein gemachter Mann. Lassen sie selbst diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, um sich zu unterwerfen und so Ehren und Reichtum zu erlangen. Oder wissen sie etwa nicht, daß unter Ihren Leuten, ja selbst unter Ihren sogenannten Freunden, sich die ärgsten Verräter verstecken"?

Sü-hä war gerade ein wenig unpäßlich, und so war das Lagerleben ihm doppelt verdrießlich. Er antwortete somit sehr freundlich „Ich habe immer gewünscht mich dem Kaiser zu unterwerfen; nur schulde ich den Japanern ungeheure Summen. Man versprach ihm große Summen, um alle seine Schulden zu bezahlen und dazu noch große Besitztümer. War Sü-hä wirklich gewillt, sich zu unterwerfen? oder wollte er nur große Summen Geldes gewinnen? Es ist unmöglich das eine oder andere zu behaupten.

Für den Augenblick schickte ihm Hu-dsung-hien reiche Geschenke und vor allem auch mehrere schöne Kebsweiber, welche unterrichtet waren, den Sü-hä gut zu unterhalten und zu beschäftigen, um ihm so das Kriegshandwerk zu verleiden. Sü-hä wurde in der Tat verführt. Er schlug seinen Freunden vor, die Belagerung aufzuheben. Als Tschen-dung und Ye-man nichts davon

hören wollten, sondern darauf bestanden, den Feind zu vernichten, um sich dann auf Hang-dschou zu werfen, zog Sü-hä mit seinen Truppen ab. Da blieb den beiden andern Bandenführern nichts übrig, als auch ihrerseits abzuziehen. Yuen-ngo war also durch diesen diplomatischen Schachzug des Hu-dsung-hien gerettet. Überdies war zwischen den bisher so engbefreundeten Bandenführern Zwietracht und Eifersucht ausgebrochen, wodurch nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Mannschaften dem Tod und Verderben entgegen liefen.

Sü-hä wartete und wartete auf die feierlich versprochenen Summen Geldes; aber vergebens. Höchst unzufrieden, sich so getäuscht zu sehen, fing er wieder an, zu plündern. Als man ihm daraufhin vorhielt, warum er, nachdem er seine Unterwerfung doch schon schriftlich erklärt und den Kaiser um Verzeihung gebeten habe, wieder anfange, das Land zu plündern, gab er zur Antwort: „Man hat mir Geld versprochen, aber nichts gegeben; ohne Geld kann ich nicht bestehen.“

„Wenn es sich nur um Geld handelt“, sagten die Unterhändler, „so sollen Sie dessen haben, soviel sie wünschen, wofern Sie nur ihr Versprechen halten und zum Beweise Ihrer aufrichtigen Unterwerfung nun auch helfen, die Seeräuber zu bekämpfen“. Daraufhin kam man überein, daß Sü-hä die Räuberbanden von Schang-hä und dem Pu-dung vernichten sollte, um das versprochene Geld zu erhalten. In der Tat fiel Sü-hä mit seinen Japanern über die Räuberbanden von 朱涇 *Dschu-djing* her, tötete an die dreitausend Räubergesellen, erbeutete aber zu seinem Leidwesen weder die in Dschu-djing aufgehäuften Schätze, noch die Schiffe, deren er so sehr bedurfte, um freie Hand zu haben. Von seinem Gönner Hu-dsung-hien bekam er aber immer noch kein Geld, weil jener Herr vorschützte, noch keines erhalten zu haben; sobald er solches erhalten habe, werde er nicht ermangeln, ihm sofort große Summen zu schikken. Für den Augenblick sende er ihm, was er grade zur Hand habe, verschiedene kostbare Sachen.

Unterdessen hatte *Ye-ming* 葉明, der dritte Bandenführer dem Hu-dsung-hien auch einen argen Streich gespielt. Der Generalissimus hatte alle Vorbereitungen getroffen, eine schöne Konkubine zu heiraten und sollte sie bald abholen lassen. Ye-ming hatte von der Sache Kunde erhalten. Er ließ also das Siegel des Generalissimus nachmachen, schrieb einen Brief und setzte das Siegel darauf. Mit diesem falschen Briefe schickte er eine Anzahl kluger Chinesen zum Vater der Braut und holte diese für sich ab.

Hu-dsung-hien war über diesen Schabernack natürlich sehr aufgebracht, auch schon deswegen, weil er darob weidlich ausgelacht wurde. Um sich zu rächen, suchte er Sü-hä wider Ye-ming aufzuhetzen. Er ließ falsche Briefe in die Hände von Sü-hä fallen, als wenn Tschen-dung und Ye-ming sich schriftlich verbunden hätten, denselben bei nächster Gelegenheit gebunden auszuliefern. Ohne von diesem falschen Briefe ein Wort zu verlieren, kamen die Unterhändler wieder zu Sü-hä, um ihn zu bewegen, jene zwei Bandenführer an Hu-dsung-hien zu überliefern. 董華 *Dung-hua* sagte ihm: „Tschen-dung und Ye-ming, werden Sie bei nächster Gelegenheit dem Generalissimus ausliefern, um sich die Gunst und Gnade des Kaisers sowie Ehrenämter zu erwerben. Aber Hu-dsung-hien verabscheut beide Männer, er wünscht vielmehr, daß Sie der kaiserlichen Gnade teilhaftig werden. Besuchen Sie doch einmal seine Exzellenz; gewiß Sie werden sich mit ihm verständigen können“.

Nach langen Unterhandlungen kam man überein, daß Sü-hä am zweiten Tage des achten Monates Hu-dsung-hien und seinen Stab in 平湖 *Ping-hu,* einer Unterpräfektur achtzig Li südöstlich von 嘉興府 *Djia-hing-fu*, besuchen würde, um seine Fehler einzugestehen und die kaiserliche Amnestie zu erhalten. Sü-hä, die chinesische Beamtenwelt und ihr ränkevolles Verfahren wohl kennend, begab sich schon am ersten des achten Monates zum Besuche nach Ping-hu, um die Herren in ihren verräterischen Vorbereitungen gegen ihn zu überraschen. Er wandte natürlich die größten Vorsichtsmaßregeln an: mehrere hundert auserlesene gut bewaffnete Krieger begleiteten ihn bis ins Stadttor, wo sie seine Rückkehr abwarten mußten. Sü-hä selbst hatte den besten Panzer angelegt, den er mit den bei solchen feierlichen Besuchen üblichen Staatskleidern zu bedecken suchte.

Hu-dsung-hien und sein Stab bereiteten Sü-hä den besten und ehrenvollsten Empfang; man zerfloß ganz in Liebenwürdigkeiten und Ehrenbezeugungen. Schließlich kniete Sü-hä vor der Ehrentafel Seiner Majestät des Kaisers, welche die Inschrift 萬歲 *Wan-suêi* (= zehntausend Jahre = ewiges Leben) trug, demütig nieder und bekannte, daß er sich gegen Seine Majestät den Kaiser grob verfehlt habe und jetzt demütigst um Verzeihung und Gnade bitte. Hu-dsung-hien erhob sich von seinem Sitze, trat zu Sü-hä hin, legte ihm seine Hand aufs Haupt und sagte: „Allerdings haben Sie gegen Ihr Vaterland und den Kaiser vielfach und schwer gesündigt. jetzt aber gewährt Ihnen der Kaiser vollen Nachlaß für alle Ihre

Vergehen. Beweisen Sie sich dankbar für solche Gnade und Güte, denn ein zweitesmal würden Sie eine solche Gnade nicht mehr erhalten.“

Sü-hä erhob sich von der Erde, um die neun üblichen Kniefälle vor der Ehrentafel, wie vor dem Kaiser in eigenster Person zu machen und auf diese Weise seinen Dank zu bezeigen.

Der Unterhändler 董華 *Dung-hua* war für die Dauer des Besuches als Geisel im Lager der Japaner geblieben. Als Sü-hä zurückkam, teilte er seinen Freunden die Eindrücke des Besuches mit. „Es ist alles Lüge und Falschheit; sobald sie können, werden Sie uns mit allen nur möglichen Mitteln verderben.“ Er wünschte sich Glück, aus der Löwenhöhle mit heiler Haut heraus gekommen zu sein. Doch wollte er nicht alsogleich wieder plündern und alle Unterhandlungen gewaltsam zerschlagen. Da nun seine Leute keine Lebensmittel hatten, schickte er zweihundert Unzen Gold an seinen Freund und Gönner Hu-dsung-hien und bat ihn, Reis, Mehl, Wein u. s. w. zu schicken. Die Chinesen waren gewissenlos genug, diese Lebensmittel zu vergiften. Außerdem schickte Hu-dsung-hien einen geheimen Brief an 陳東 *Tschen-dung* und Genossen: „Sü-hä hat Euch verraten und wird Euch bei der ersten Gelegenheit gebunden der kaiserlichen Regierung ausliefern“. An Sü-hä aber schrieb er. „Nächstens werde ich, wie wir vereinbart, Tschen-dung und seine Banden angreifen. Stellen Sie dessen Streitkräfte östlich vom Flusse, die Ihrigen aber westlich, damit kein Irrtum möglich sei“.

Nun hatte Hu-dsung-hien so viele Truppen zusammen gezogen, daß alle Welt sehen mußte, es gelte einen Kampf auf Leben und Tod. Sü-hä war sich wohl bewußt, daß man ihn trotz aller Versicherungen und verbindlichen Worte nicht verschonen würde. Somit war er entschlossen, sich von seinem alten Freunde nicht zu trennen. Zwar kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen den drei gewaltigen Führern, aber im Angesichte einer solchen Masse feindlicher Truppen einigten sie sich wieder. Eine Feldschlacht konnten sie bei der so großen Übermacht des Feindes nicht wagen. Sie zogen sich also in die Festung 沈家庄 *Schen-djia-dschuang* östlich von Ning-buo zurück, wo die Japaner vielen Vorrat an Waffen und Lebensmitteln hatten. Hu-dsung-hien folgte ihnen auf dem Fuße und schloß die Festung alsogleich ein. Da er selbst einige Kanonen hatte, setzte er den Japanern fürchterlich zu. Diese fochten wie Löwen, vermochten aber doch nichts gegen die erdrückende Übermacht, zumal nachdem ein Teil der Ringmauer

eingestürzt war und immer neue Massen Kaiserlicher eindrangen. Schließlich gebot Hu-dsung-hien: „Ein jeder Soldat nehme ein Bündel Stroh und lege überall Feuer an.“ Der Wirrwarr stieg aufs höchste. Die Kaiserlichen machten alles nieder, selbst den dreihundert Leuten, welche von dem vergifteten Reis genossen hatten und krank darnieder lagen, gaben sie den Todesstoß.

Als Sü-hä bemerkte, daß alles verloren sei, warf er sich in den Fluß und ertränkte sich. Hu-dsung-hien wollte durchaus den Kopf des Sü-hä haben, er fürchtete nämlich, daß dieser erschreckliche Feind wieder auferstehe, wenn ihm der Kopf nicht abgeschnitten würde. Die Weiber des Sü-hä gaben schließlich den Ort an, wo er in den Fluß gesprungen. Man fand auch wirklich den Leichnam und schnitt ihm zur größten Beruhigung des Generalissimus den Kopf ab.

Verschiedene Banden von Japanern standen außerhalb der Festung in Schlachtordnung und erwarteten todesmutig den Angriff. Hu-dsung-hien hatte Furcht, diese gewaltigen Krieger anzugreifen: er hätte wohl Tausende seiner Leute opfern müssen. Er griff also wieder zu diplomatischen Kniffen. „Ihr seid Japaner“, ließ er ihnen sagen; mit den Ausländern führt der Kaiser nicht Krieg. Ich werde euch Pässe geben, damit ihr unbehelligt heimkehren könnet.“ Die Japaner gaben sich dessen zufrieden, da hier ja nichts mehr zu gewinnen war. Dem General 盧鏜 *Lu-tang* aber gebot Hu-dsung-hien: „Halten Sie sich am Ausgange des Hafens in das Meer. Wenn die Japaner ankommen und ihre Pässe vorzeigen, so lassen Sie alle bis auf den letzten Mann töten.“

Als nun die Japaner ankamen, hielt Lu-tang sie an. Die Japaner zeigten ihre Pässe, welche vom Generalissimus unterzeichnet waren. „Ach“, rief er aufs freundlichste aus, „Ihr seid Freunde, Ihr werdet vom Höchstkommandierenden allen Generälen als ehrenwerte Leute empfohlen. Als solche muß ich euch doch auch in etwas bewirten; kommet mit mir ins Tribunal, da werden wir uns ein wenig stärken.“ Die Japaner nahmen mit Vergnügen diese freundliche Einladung an und begaben sich auf kleine Schiffe, da große nicht in die zum Tribunale führenden kleinen Kanäle einlaufen konnten.

Seinem Sohne hatte Lu-tang befohlen: „Du wirst Sorge tragen, daß alle Japaner auf den kleinen Schiffen, welche auf Umwegen und weit von einander geführt werden müssen, insgesamt getötet werden. Ist dies geschehen, dann hissest du zwei Laternen an deinem Hauptmaste auf. Alsdann werde auch ich mit meinen Gästen aufräumen.“

So wurden denn alle meuchlerisch umgebracht. Nur 徐洪 *Sü-hung,* der Bruder des Sü-hä, 陳東 *Tschen-dung* und 葉明 *Ye-ming,* die zwei berühmten Bandenführer, 辛五郎 *Sin-u-lang*, der Bruder des Daimyo von Osumi, wurden lebendig nach Bêi-djing geschickt. Sü-hung wurde enthauptet und sein Kopf ebenfalls an den Kaiser ausgeliefert.

Die Freude in der Hauptstadt war ungeheuer: Dankopfer und große Festlichkeiten, wurden angeordnet. Der Kaiser benachrichtigte in dem Ahnentempel seine Ahnen offiziell von diesem so wichtigen Siege. Hu-dsung-hien wurde mit Ehren und Ruhm gekrönt. Auch Lu-tang, der eigentliche Sieger, wurde mit Ehren und Geldgeschenken ausgezeichnet.

Der offizielle chinesische Geschichtschreiber schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Man muß in Wahrheit eingestehen, daß Hu-dsung-hien, der solcher Kriegslisten fähig war, kein gewöhnlicher Mensch genannt werden darf; er war vielmehr ein Geist, welchen der Himmel zum Heile des teuren Vaterlandes China gesandt hat.“ —

l. Fortsetzung der Kämpfe.

胡宗憲 *Hu-dsung-hien* hatte natürlich seinen Sieg über 徐海 *Sü-hä* sehr aufgebauscht, um seine vermeintlichen Verdienste ans Licht zu stellen. Darum glaubte man in Bêi-djing auch, daß nunmehr der Krieg beendet und der Sieg gewonnen sei. Doch konnte davon keine Rede sein. Gewiß war der Erfolg Sü-häs und seiner Banden, ungefähr an die zwanzigtausend Mann umgebracht zu haben, kein kleiner; aber man war weit davon entfernt, die Japaner vernichtet zu haben. In den verschiedenen Provinzen raubten und plünderten noch an die achtzigtausend Mann. Auf diese hatte die Niederlage des Sü-hä einen niederschlagenden Eindruck gemacht; aber keineswegs waren sie entmutigt. Verschiedene Banden in Dschê-djiang waren darob nur um so racheglühender geworden. Hu-dsung-hien mit seinen zahlreichen Truppen war vollauf beschäftigt, um den Feind zurückzudrängen. In Djiang-nan, wo die kaiserlichen Truppen eine erdrückende Übermacht bildeten, hatten die Seeräuber ihre liebe Not, zu rauben und zu plündern; manchmal wurden kleine Banden von nur einigen hundert Mann bis auf den letzten Mann gänzlich vernichtet. Aber andere größere Banden waren desto glücklicher. So plünderten und verwüsteten zahlreiche Banden das Gebiet von 溫州府 *Win-dschou-fu* in Dschê-djiang, also unter den Augen des Generalissimus, ohne daß dieser der Banden Herr werden konnte.

Die Seeräuber waren daselbst kühn und glücklich genug, einer ziemlichen Anzahl von Seeschiffen sich zu bemächtigen, worauf sie nur um so freiere Hand zum Rauben hatten.

Der große Gelehrte 阮鶚 *Yuen-ngo*, der trotz aller Gelehrsamkeit von den Japanern bei 桐鄉 *Dung-hiang* mörderisch geschlagen worden war, hatte das Unglück, von diesen Feinden aufs neue belästigt zu werden. Er wurde in seiner Hauptstadt 福州 *Fu-dschou* von den Japanern belagert uud hart bedrängt. Um sich von dem lästigen Feinde zu befreien, machte er schöne Worte und gab reiche Geschenke. Doch all die vielen empfangenen Seidenstoffe und die Tausende von Unzen Goldes hatten nicht vermocht, die Japaner zum Abzuge zu bewegen. Darum schickte Yuen-ngo ihnen sechs Schiffe voll von Gold, Silber, Edelsteinen, Seidenstoffen und allerhand anderen kostbaren Sachen. Damit konnten sich die Japaner schon zufrieden geben: stand es ihnen ja frei, ein anderes Mal wieder zu kommen, um Nachlese zu halten. Daß sie dies nicht vergaßen, werden wir später sehen.

Dieses feige Verhalten kam aber trotz aller mächtigen Freunde in Dschê-djiang und Bêi-djing zu Ohren des Kaisers, der dem großen Gelehrten den Prozeß wegen Vaterlandsverrat machen ließ. Weder der Kanzler 嚴嵩 *Yen-sung,* noch 趙文華 *Dschau-wen-hua* und Hu-dsung-hien, die doch des Kaisers Gunst besaßen, wagten Fürbitte einzulegen. Sie kannten ja ihren Herrn allzugut und wußten, daß sie von demselben nichts Gutes, wohl aber vielleicht ihre eigene Verstoßung zu erwarten hätten. So wurde denn Yuen-ngo aller seiner Würden und Titel beraubt und in die letzte Klasse des Volkes versetzt.

Überdies machte der Kaiser aufs neue öffentlich bekannt, wer immer den 汪直 *Wang-dsche* oder andere Hauptbandenführer fangen würde, sollte mit der Würde eines 伯 *Bêi,* d. h. mit dem dritten Range in der Hierarchie chinesischer Würdenträger, etwa unserem „Graf" gleich, ausgezeichnet werden und dazu noch ein Geschenk von zehntausend Unzen Goldes erhalten.

Solche Versprechen, selbst aus dem Munde des Kaisers, nahmen die Chinesen nicht zu ernst, wohl wissend, wie viel Lügen und Heuchelei darin steckten; gleichwohl beweisen solche öffentliche Kundgebungen des kaiserlichen Hofes, wie sehr Djia-dsing wünschte, die Japaner und ihre Räubergenossen endlich los zu werden. In den Provinzen Kuang-dung und Schan-dung dauerten die Kriege ebenso fort, waren aber weniger blutig und hartnäckig als in Dschê-djiang und Djiang-nan.

m. Dschau-wen-hua fällt in Ungnade (1557).

Die Freude des Sieges über die Banden des Sü-hä war, wie gesagt, ungeheuer am kaiserlichen Hofe. Natürlich rühmte sich der ehemalige kaiserliche Delegat 趙文華 *Dschau-wen-hua,* der ja immer von Siegen prahlte, die er gar nicht erfochten, auch dieses Sieges. Er brachte feierliche Opfer dar, um dem Himmel für diese ganz besondere Gnade zu danken. Auch rühmte er dabei die Kriegskunst des alten Kanzlers 嚴嵩 *Yen-sung,* der sich gewürdigt, ihn die Geheimnisse der Kriegskunst zu lehren, infolgedessen er selbst dann auch ein so unübertrefflicher Kriegsmann geworden. Über alles aber erhob er die Verdienste und Tugenden des Kaisers, welche dem Himmel gleichsam Gewalt angetan und diesen unvergleichlichen Sieg errungen hätten.

Für diese elende Schmeichelei stieg er noch höher in der kaiserlichen Gunst. Auch sein Sohn erhielt kaiserliche Auszeichnung. Dschau-wen-hua mißbrauchte wiederum die hohe kaiserliche Gnade in egoistischer Weise. Er und sein intimer Freund 世蕃 *Sche-fan*, der Sohn des alten Kanzlers Yen-sung, verkauften Ämter und Würden an den Meistbietenden; selbst der ärgste Verbrecher war sicher, mit heiler Haut durchzukommen, wofern er nur diesen Herren gut bezahlte.

Aber siehe da! urplötzlich zieht sich an dem Horizonte seines Glückes ein gefährliches Gewitter zusammen. Eines Tages nämlich hatte der Kaiser seinem teuren Günstling Dschau-wen-hua kostbare Geschenke geschickt und erwartet, daß derselbe alsogleich kommen würde, um unter Thränen der Rührung nach alter Sitte demütigst zu danken. Aber Dschau-wen-hua kam nicht, weil er bei Ankunft der kaiserlichen Geschenke gerade betrunken danieder lag. Er hatte nämlich bei seinem so häufigen Verkehre mit Sche-fan von diesem das Trinken gelernt. Infolge der Trunkenheit hatte er also die kaiserlichen Geschenke nicht mit der gebührenden Ehrerbietung nach den Vorschriften der alten Riten empfangen, was natürlich ein Kapitalverbrechen war.

Die Chinesen sagen: „禍不但行 *Huo-bu-dan-hing*“ = „Ein Unglück kommt nicht allein“. So ging's auch unserm Dschau-wen-hua. Verschiedene Vorfälle erregten noch mehr den Unwillen des Kaisers.

Djia-dsing lebte, wie wir schon gesagt, ganz im Banne der Dauisten, welche vorgaben, das Geheimnis zu besitzen, Unsterblichkeitspillen bereiten zu können. Gewöhnlich besorgte Dschau-wen-hua diese kostbaren Medizinen für den Kaiser. Nun hatte er aber einmal

es unterlassen, seinem hohen Gönner dieselben zu besorgen. Der Kaiser schickte daher einen Eunuchen, um sie holen zu lassen. Aber o weh! auch zu Hause hatte Dschau-wen-hua keine dieser Pillen.

Als Minister der öffentlichen Arbeiten war Dschau-wen-hua mit Sche-fan beauftragt worden, die Ringmauern der Hauptstadt Bêi-djing in guten Stand zu setzen. Schon ein Jahr war verstrichen, ohne daß die Arbeiten ausgeführt worden waren. Ferner hatte er im kaiserlichen Palaste eine Ehrenpforte aufrichten lassen, die durchaus nicht nach dem Geschmacke des Kaisers war.

Als innerhalb der kaiserlichen Residenz ein Palast abgebrannt war, zeigte Dschau-wen-hua nicht den gewünschten Eifer, denselben wieder aufzubauen, trotzdem die Haremsdamen und Eunuchen schon die Tage zählten, nach welchen sie in jenen neuen Palast würden übersiedeln können. Dieselben lagen nun dem Kaiser in den Ohren und klagten über die Fahrlässigkeit des Ministers.

Eines Tages bestieg nun der Kaiser einen der Türme seines Palastes, um sich ein wenig zu erholen. Von da aus bemerkte er einen neuen hohen und schönen Palast und fragte seine Umgebung, was das für ein Palast sei. „Das ist der Palast des Herrn Ministers Dschau-wen-hua“, antwortete man ihm. „Mit dem Baue seines Palastes ist er dermaßen in Anspruch genommen, daß er keine Zeit hatte, weder die Festungsmauern der Hauptstadt auszubessern, noch den Bau des kaiserlichen Palastes zu überwachen. Ja, was noch ärger ist, das Material für den kaiserlichen Palast wird von ihm zum Baue seines eigenen Palastes verwandt, weil er es eilig hat, ihn in Bälde zu beziehen . . .“

Selbstverständlich erregte diese Mitteilung den gerechten Zorn des Kaisers. Der Minister wurde in Anklagezustand versetzt. Sobald dies bekannt wurde, regnete es von Anklagen aller Art gegen den bis dahin unantastbaren Günstling des Kaisers. Jetzt erst erfuhr Djia-dsing, welchen Mißbrauch Dschau-wen-hua mit seiner Macht und Stellung getrieben. Kein Mensch wagte es, ein gutes Wort für den Angeklagten einzulegen. Yen-sung, der „Vater“ des Dschau-wen-hua, hielt sich mäuschenstill, vor Furcht zitternd, daß nicht auch sein wirklicher Sohn und schließlich er selbst noch in die Ungnade des Kaisers verwickelt würden; denn Sche-fan war in der Tat ärger als Dschau-wen-hua.

So wurde der ehemalige Günstling aller Würden und Güter beraubt und in die unterste Klasse des gemeinen Volkes degradiert; aus Gnade wurde, da er selbst schon zu alt war, sein Sohn an die äußerste Grenze des Reiches verbannt.

Diese Schicksalsschläge sowie allerhand Krankheiten schmetterten den ehemals so stolzen und mächtigen Minister vollends nieder. Kein Mensch besuchte oder tröstete ihn in seinem Elende. Schließlich starb er an der so schmerzlichen Wassersucht, wobei sein Leib sogar platzte und die Eingeweide hervorkamen. Wir sehen hier wieder das Wort des Dichters bewahrheitet:

„Donec felix eris, multos numerabis amicos;
Tempora si fuerint nubila, solus eris".

Ebenso ruft das tragische Ende dieser gefallenen Größe uns wieder einmal recht eindringlich die alte Wahrheit zur Beherzigung zu: „Gottes Mühlen mahlen langsam, langsam aber trefflich fein; was durch Langmut er versäumte, holt durch Streng' er wieder ein".

Glaubst du's auch, werter Leser?

n. Weitere Schicksale und Ende des Wang-dsche (1557).

Wie wir oben gesagt, leugneten die Abgesandten des 汪直 *Wang-dsche* alle Beziehungen zu den Japanern und Seeräubern ab. 胡宗憲 *Hu-dsung-hien* gab sich den Schein, als glaube er dies ganz und gar. Bei jeder Gelegenheit verkündete er laut: „Wang-dsche ist kein Seeräuber, noch weniger Anführer derselben. Er ist Kaufmann und ein etwas stolzer Herr, der sich mit den Verordnungen des Kaisers nicht zufrieden gibt und trotz aller Verbote fortfährt, mit den Fremden Handel zu treiben. Darin hat er zwar Unrecht, aber dies ist auch alles, was man ihm vorwerfen kann. Käme er nun, um diesen Fehler einzugestehen, so würde ihm der Kaiser nicht nur Verzeihung angedeihen lassen, sondern selbst eine hohe Würde verleihen, da er ein tüchtiger Kopf ist und dem Staate große Dienste leisten könnte".

Alle Beamten in Ning-buo hatten strengen Befehl, nur in diesem Sinne zu sprechen. Auch das Volk sagte, Wang-dsche sei kein Räuber, sondern nur ein etwas stolzer Kaufmann, der, nachdem er so riesige Summen gewonnen, nur ein wenig zu selbstbewußt sei; jetzt aber sei der Kaiser gesonnen, den Handel wieder frei zu geben und, was noch besser sei, er werde den Wang-dsche, einen so erfahrenen Mann, an die Spitze der Kaufmannsgilde setzen, in welchem Falle der Handel sich ganz außerordentlich entwickeln werde". Es war dies die von den Beamten künstlich gemachte öffentliche Meinung, um die Abgesandten des Wang-dsche zu täuschen.

Diese gingen in der Tat in die öffentlichen Versammlungslokale, um die Gerüchte und Meinungen des Volkes zu hören. Da nun das Volk ganz so wie die Beamten sprach, waren sie hocherfreut

und ermangelten nicht, Wang-dsche von dieser günstigen Meinung in Kenntnis zu setzen. Nach wiederholten Berichten glaubte Wang-dsche schließlich selbst fast an die Aufrichtigkeit der Beamten und des Volkes.

Auch seine Leute, die von Hu-dsung-hien mit ausgesuchter Freundlichkeit behandelt worden waren, beteuerten ihm, daß derselbe sein aufrichtiger Freund und wohlmeinender Landsmann sei. Auf die Geschenke des Hu-dsung-hien schickte Wang-dsche noch schönere und kostbarere, wie es ja dem „Könige des Meeres" gezieme. Als eines Tages Hu-dsung-hien anfragte, ob die Gesandten nicht bereit wären, ihm zu helfen die Seeräuber, welche in 舟山 *Dschu-schan* eingefallen wären und das Land verwüsteten, zu bekämpfen, willigten sie alsogleich ein. 葉宗滿 *Ye-dsung-man,* ein sehr erfahrener Räuberführer, ging alsobald mit den wenigen Mannschaften, die sie begleitet hatten, hin, um im Vereine mit den Leuten des Hu-dsung-hien die Seeräuber zu bekämpfen. Wie immer, zeichneten sich diese bewährten Krieger aufs glänzendste aus. Der Generalissimus wollte sie für diesen außerordentlichen Dienst belohnen. Wang-ngan, der Adoptiv-Sohn des Wang-dsche, wollte keine Belohnung zulassen. „Das ist nichts und nicht der Rede wert. Aber wann mein Vater gekommen sein wird, muß er geehrt und belohnt werden; ein goldenes Beamten-Siegel von der Größe eines Scheffels muß er bekommen."

Als nun gerade zu dieser Zeit der schreckliche 徐海 *Sü-hä* die Ebene von Djia-hing verwüstete, schlug der listige Generalissimus den „Freunden" vor, ihm auch zu helfen, diesen Seeräuber und seine Banden zu bekämpfen. „Dazu haben wir", sagte Wang-ngan ausweichend, „zu wenig Leute. Aber sobald der Friede und die Freundschaft mit Wang-dsche besiegelt sein wird, soll die Bekämpfung dieser wilden Banden der erste Beweis unserer aufrichtigen Freundschaft sein."

Nachdem die wiederholten Briefe auf den Wang-dsche noch nicht den notwendigen Eindruck gemacht, um ihn zur Reise nach China zu bestimmen, fuhr Wang-ngan nach Japan zurück, um seinen Vater zu überzeugen, der rechte Augenblick zur Versöhnung und Rückkehr in das Vaterland sei nun gekommen, die Gelegenheit sei so günstig, wie man sie nicht besser wünschen könne.

Wang-dsche war im Grunde genommen das abenteuerliche Leben satt. Er war nicht mehr jung, hatte viele Reichtümer gesammelt und wäre glücklich gewesen, derselben nun in Ruhe und Ansehen zu genießen. Seine Leute und Mannschaften waren schließlich

ja auch nur Lumpengesindel, welches durch seine Unwissenheit, Grobheit, Unbotmäßigkeit, anmaßendes und hochfahrendes Wesen ihm oft schwere Stunden bereitete. War eine Unternehmung geglückt, so schrieben sich alle in ihrem Dünkel selbst den Erfolg zu. War ein Unglück vorgekommen, was zumeist geschah, wenn die Führer der Expedition klüger sein wollten, als der so erfahrene Wang-dsche, so schob alle Welt die Schuld auf ihn. So war es noch voriges Jahr 1556 geschehen. Ganze Banden aus dem und dem Dorfe, von der und der Insel waren bis auf den letzten Mann getötet worden. Sie waren ausgezogen, um nach ein paar Monaten mit Schätzen reich beladen zurückzukehren. Und jetzt erhielt man die Nachricht von ihrem Tode, ohne den Trost zu haben, auch nur ihre Gebeine zu besitzen. Andere Banden waren auf See untergegangen und im Bauche der Fische begraben worden, was für ein noch größeres Unglück betrachtet wurde. Alle jene Unzufriedenen ließen ihren Zorn an Wang-dsche aus. Und dann diese Eifersucht und dieser Neid unter den einzelnen Führern! Jeder glaubte sich mißkannt und nicht nach Fähigkeit und Verdienst angestellt zu werden; nichtsnutzige, aufgeblasene und verkrachte Elemente waren die unlenksamsten und anmaßensten Leute, welche nicht selten ihre Genossen derart aufbrachten, daß Wang-dsche sich klug verstecken mußte, um nicht niedergestochen zu werden.

Und nun lachten ihm das Vaterland, hohe Ehren und Titel, Ruhe und Behaglichkeit in seiner Familie entgegen. Wessen Menschen Herz sollte da nicht gerührt und schließlich verführt werden? Hu-dsung-hien hatte im Namen des Kaisers den Handel wieder frei gegeben, Wang-dsche war zum Gildenmeister ernannt worden, der mit einem Personale von vierzig Unterbeamten alle Angelegenheiten des Fremdenhandels endgültig regeln sollte. Was für eine Würde! was für eine Gelegenheit, Reichtümer aufzuhäufen! selbst die glücklichsten Einfälle in China hatten ihm nie soviel eingebracht.

Entschlossen nach China abzureisen, rüstete er verschiedene Schiffe mit Waren zum Verkaufe aus, um alsogleich Freihandel zu treiben. Die chinesischen Beamten als abgefeimte Lügner wohl kennend, nahm er zweitausend ihm ganz ergebene japanische Krieger als Leibwache mit. „Es sind Kaufleute“, sagte man, „und dieses große Kriegsschiff, das nach geschlossenem Frieden nunmehr unnütz ist, dient ihnen als Kauffahrteischiff“. Mit solchen Mannschaften war er fähig, eine Armee Kaiserlicher zu besiegen. Auch zwei der tüchtigsten japanischen Bandenführer, 夷目 *I-mun-u* und 善妙 *Schan-miau*, begleiteten ihn.

Wang-dsche begab sich also nach China; aber anstatt nach Ning-buo zu seinem Freunde und Landsmanne Hu-dsung-hien sich zu begeben, zog er sich in den Hafen von 岑港 *Tschen-djiang* auf der Insel 舟山 *Dschou-schan* zurück. Dieser befindet sich auf der nordwestlichen Seite jener Insel und war seit langen Jahren in den Händen der Seeräuber. Von Natur aus schon befestigt, hatten die Japaner durch angelegte Befestigungen ein uneinnehmbares Bollwerk gemacht, das ihnen immer als ein sicherer Zufluchtsort diente. Von dort aus wollte Wang-dsche selbst die Unterhandlungen leiten und Einsicht gewinnen, ob er den letzten Schritt wirklich wagen könnte.

Hu-dsung-hien wandte alle Mittel an, um ihn zu täuschen: freundschaftliche Besuche von den geriebensten Diplomaten, wie 方大忠 *Fang-da-dschung*, einem wahren Ulysses in der Kunst des Wortes und der Verstellung. Der schmeichlerische 盧鏜 *Lu-tang*, welcher sich nie mit den japanischen Führern verfeindet, besuchte ihn ebenfalls, zeigte sich aber weniger als kluger Diplomat. Er war scheinbar gut freund mit dem Japaner Schan-miau und sagte diesem vertraulich: „Aber liefern Sie mir doch Wang-dsche aus“. Dieses unkluge Wort hätte fast alle Unterhandlungen scheitern gemacht, da es ja die wahre Absicht der Chinesen veriet. Schan-miau war ein freundlicher und höflicher Diplomat, wollte aber durchaus nicht seine Partei verraten. Alle Besucher überbrachten immer die süßesten Briefe und die schönsten Geschenke von Hu-dsung-hien.

Unterdessen zog der Generalissimus möglichst viele Truppen zusammen, die er aufs beste versteckte. Seine Kriegsschiffe wurden insgesamt in die Nähe der Inselgruppe Dschu-schan beordert, mit dem strammen Befehle, sich allen Blicken zu entziehen.

Seit zwei Monaten war Wang-dsche schon in Tschen-djiang, ohne daß es möglich gewesen, ihn nach Ning-buo zu locken. Hu-dsung-hien schickte den Großwürdenträger 夏正 *Hia-dscheng*, einen ehemaligen Führer von Seeräubern, an Wang-dsche, um als Geisel in dessen Lager zu bleiben. „Sehet mich selbst an“, sprach dieser, „wie gut der Kaiser ist, wofern man sich nur ehrlich unterwirft. Ich habe Würden und Geld im Überfluß, und ich bin doch noch nicht am Ende meiner Laufbahn“. Wohl wissend, daß Wang-dsche seinen Leuten so oft den Fatalismus gepredigt, sagte er ihm: „Ihr wißt ja sehr gut, wenn das Schicksal bestimmt hat, daß Ihr heute sterben müßt, sterbet Ihr so gut in Eurem Hause wie auf dem Schlachtfelde; hat es Euren Tod nicht bestimmt, so kann Euch niemand etwas anhaben. Hu-dsung-hien ist Euer Freund; da aber der

Kaiser als unumgängliche Bedingung zur Erlangung seiner Gnade festgesetzt, daß Ihr ihm einen Besuch macht, könnt Ihr nicht umhin, Euch nach Ning-buo zu begeben.“ Wang-dsche zauderte immer noch.

Da wandte Hu-dsung-hien einen letzten Kniff an. Seit langem schliefen Wang-ngan, Ye-dsung-man und die andern Vertrauten des Wang-dsche mit ihm in einem Hause, um zu beweisen, welches Vertrauen er in sie habe. Nun hatte Hu-dsung-hien seinen Generälen befohlen, äußerst bissige Briefe gegen Wang-dsche zu schreiben, um dem Generalissimus zu beweisen, wie kriegsbereit man sei, diesen Gegner endlich zu vernichten.

Einige Tage darauf gab Hu-dsung-hien ein großes Gastmahl und tat scheinbar dem Weine solche Ehre an, daß er von seinen Bedienten in sein Schlafzimmer getragen werden mußte. Während nun der große Herr ganz „betrunken“ in seinem Bette schnarchte machten sich seine werten „Freunde“ daran, seine Sachen gut zu durchsuchen. Da fanden sie nun die erwähnten Briefe von mehr als zehn Generälen und waren nicht wenig erregt. Der arme Betrunkene bekam selbst den Katzenjammer und beschmutzte Bett und Stube. Nachdem er wieder weidlich geschnarcht, zankte er sich im Traume mit den Generälen und sagte: „Ich weiß, daß Wang-dsche ein edler Mensch, nur ein wenig zu selbstbewußt ist.“ Dann sprach er wieder: „Der Himmel weiß, wie sehr ich wünsche, Ihnen das Leben zu erhalten, zu hohen Ehren zu verhelfen und darob den Generälen nicht erlaube, Sie anzugreifen. Wenn Sie halsstörrig verweigern, mich zu besuchen und die Verzeihung des Kaisers aus meinem Munde anzunehmen, so haben Sie sich die Schuld selbst zuzuschreiben; ich habe alles versucht, um Sie zu retten; ich habe mich Unannehmlichkeiten ausgesetzt, um einem geliebten Landsmanne einen Dienst zu erweisen“.

Nun waren Wang-ngan, der Sohn des Wang-dsche, und die andern abgesandten Spione ganz von der Aufrichtigkeit des Generalissimus überzeugt. Um seinen Vater zu bewegen, den großen Schritt endlich zu wagen und in eigener Person zu kommen, schrieb Wang-ngan ihm mit seinem Blute einen rührenden Brief. „Sie wissen, daß Hu-dsung-hien, unser Landsmann und aufrichtiger Freund, Sie seit Jahren beschützt und verteidigt, sich selbst der Gefahr aussetzt, Ihretwegen beim Kaiser verleumdet und verklagt zu werden. Die einzige Bedingung ist, daß Sie kommen, Ihre Fehler eingestehen, Besserung geloben und dem Kaiser für seine große Güte zu danken. Nicht nur Verzeihung werden Sie erlangen, sondern auch mit großen Würden und Ehren geziert werden. Kommen

Sie aber nicht, so setzen Sie sich selbst und uns den größten Gefahren, Ihre Familie aber dem Tode aus. Hu-dsung-hien hat geschworen bei allem, was heilig ist, daß man Ihnen keine Falle stelle, sondern nur auf den vom Kaiser festgesetzten Bedingungen bestehen müsse, unter welchen Ihnen die kaiserliche Gnade zugesichert wird.

Dieser Brief verfehlte seinen Eindruck nicht und bestärkte Wang-dsche in der Überzeugung, daß wenigstens sein Landsmann Hu-dsung-hien es aufrichtig mit ihm meine und daß doch vermittelst dieses hohen und mächtigen Herrn gegründete Hoffnungen der Rettung für ihn und seine Familie vorhanden seien. Einen ausschlagenden Beweis für die Aufrichtigkeit des Hu-dsung-hien sah Wang-dsche in dem erwähnten Monologe während der vermeintlichen Trunkenheit. Aber das alles war nur eine Komödie, wodurch Hu-dsung-hien die Freunde des Wang-dsche und durch diese auch ihn selbst zu täuschen suchte.

Aber trotz allem zweifelte Wang-dsche immer noch, den letzten Schritt zu wagen, kannte er ja seine Landsleute zu gut. 夏正 *Hia-dscheng* und 方大忠 *Fang-da-dschung*, boten alle Beredsamkeit auf, um ihn zum entscheidenden Entschlusse zu vermögen. Auch hörte er von seinen Freunden, daß eine große Anzahl von Kriegsschiffen zusammengezogen sei, gegen welche seine zweitausend Japaner schwerlich etwas vermögen würden. Wer konnte ihm jetzt mit Erfolg beistehen, nachdem 徐海 *Sü-hä* und seine Truppen vernichtet waren. Er kam schließlich wieder zu seiner fatalistischen Philosophie: „Ehemals ging 漢高祖 *Han-kau-dsu* den 項羽 *Hiang-yü* in 鴻門 *Hung-men**) besuchen, begab sich also in die Höhle des Tigers. Aber da ihn das Schicksal erwählt hatte, Kaiser und Gründer einer großen Dynastie zu werden, entkam er heil und wohlbehalten dem grimmigen Hiang-yü. Selbst wenn Hu-dsung-hien mir übel wollte, was vermöchte er gegen das vom Himmel festgesetzte Geschick?“

Daraufhin schrieb Wang-dsche an Hu-dsung-hien: „Da ich entschlossen bin, Sie nächstens zu besuchen, schicken Sie mir meinen Sohn zurück, damit dieser während meiner Abwesenheit für die Truppen Sorge trage. . .“

*) Hung-men lag siebenzehn Li östlich von der Unter-Präfektur 臨潼 *Lin-dung*, welche Stadt siebzig Li östlich von der Präfektur 西安府 *Si-ngan-fu* in 陝西 *Schen-si* liegt. Hiang-yü hatte vierhunderttausend Mann Krieger. Han-kau-dsu dagegen nur hunderttausend. Dieser historische Besuch mit seinem epochemachenden Ausgange wird von den Schriftstellern und fatalistischen Philosophen viel erwähnt.

Hu-dsung-hien verstand diese List wohl. Aber er wußte auch, daß die eigentliche Seele der Räuberbanden doch Wang-dsche sei, während dessen Sohn durchaus nicht die Fähigkeit besitze, jene wilden Banden zusammenzuhalten und mit ihrer Hülfe dem Lande viel zu schaden. Auch die andern Generäle bemerkten ihm: „Tragen Sie doch nur ja keine Bedenken, einen Hund gegen einen Tiger auszutauschen, und lassen Sie die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen“.

Als Bedingungen seines Besuches und seiner Unterwerfung unter den Gehorsam gegen den Kaiser verlangte Wang-dsche für sich, seinen schon verstorbenen Vater, sowie für seine Mutter, Frau, Kinder und Verwandten hohe Ehrentitel, ferner die Intendantur über den ganzen Handel mit den Fremden, sowie Freigabe desselben, wie in früheren Zeiten, und schließlich volle Amnestie für sich und alle seine Freunde. Alles wurde ihm im Namen des Kaisers zugesagt. Auf diese kaiserlichen Versicherungen hin entschloß sich Wang-dsche, seinen Gönner Hu-dsung-hien zu besuchen, und um Verzeihung seiner Missetaten zu bitten.

Um nicht als ein Bettler zu erscheinen, legte er seine prächtigsten Amtskleider an und ließ sich von einem zahlreichen Gefolge begleiten. So zog er im elften Monate des Jahres 1557 durch den Engpaß 定海關 *Ding-hä-kuan* und begab sich in das Lager des Hu-dsung-hien, wo dieser mit einem zahlreichen Stabe hoher Würdenträger ihn erwartete. Der Besuch war höchst feierlich und ehrenvoll für Wang-dsche. Hu-dsung-hien erklärte seinem „Freunde“, was für außerordentliche Gnaden Seine Majestät der Kaiser ihm zu gewähren geruht habe, unter der einzigen Bedingung, daß er nunmehr als ein aufrichtiger Diener des Kaisers sich bewähre und nach Kräften beitrage, die Seeräuber zu vernichten. Man hielt ein pomphaftes „Freudenmahl aufrichtiger Aussöhnung“ und wechselte gegenseitig die kostbarsten Geschenke aus.

Schließlich sagte Hu-dsung-hien, anscheinend in wohlmeinender Absicht, zu Wang-dsche: „Nun gehen Sie auch noch nach Hang-dschou, um seiner Exzellenz, dem Provinzialgroßrichter 王本固 *Wang-ben-ku,* Ihre Aufwartung zu machen“. Wang-dsche begab sich, da er vom Kaiser in Gnaden aufgenommen und dekoriert worden war, ganz arglos nach Hang-dschou. Dort aber wurde er verräterisch festgenommen, ins Gefängnis geworfen und bald als Hochverräter öffentlich in Hang-dschou hingerichtet. Nachdem sein Haupt abgeschlagen war, atmeten die Beamten endlich einmal auf, da es jetzt sicher sei, daß der gefürchtete Räubergeneral nicht etwa mit Hilfe

von Zaubermitteln wieder auferstehen und sich an ihnen rächen könne. Man feierte einen wahren Triumph. Dies geschah im zwölften Monate des Jahres 1557.

Zur Rechtfertigung des Hu-dsung-hien müssen wir indessen hinzufügen, daß er dem genialen Manne das Leben ernstlich zu retten suchte. Er hegte eine aufrichtige Wertschätzung gegen diese seltenen Talente und unternahm deshalb Schritte an gehöriger Stelle, um ihn der drohenden Hinrichtung zu entziehen, um so mehr, da ja auch der Kaiser ihm öffentlich Gnade bewilligt hatte.

Aber Djia-dsing und seine Minister wollten davon nichts hören, und Wang-ben-ku ließ ihn kurzwegs hinrichten.

Für dieses verräterische Betragen ließen die Japaner ihre Wut am Großmandarine 夏正 *Hia-dscheng* aus, der als Geisel in ihrem Lager sich befand. Hierauf suchten sie in Eile das Weite; denn die Chinesen hatten bei Ning-buo zuviel Truppen zusammengezogen. Aber auf der Flucht nach Japan ereilte sie ein großer Typhon, in welchem mehrere Schiffe, unter anderen das große des 汪滶 *Wang-ngan,* untergingen.

Mehrere der Genossen des Wang-dsche waren mit ihm zugleich hingerichtet worden, andere wurden nach Bêi-djing geschickt, um dort dem Kaiser gezeigt und dann hingerichtet zu werden. Die Frau und die jüngeren Kinder des Wang-dsche wurden als Sklaven an große Familien verteilt. Seine Mutter und nächsten Verwandten köpfte man. So war die ganze Familie auf einmal ausgerottet.

Zum Lohn für seinen glücklichen Fang wurde Hu-dsung-hien vom Kaiser und seinen Ministern aufs höchste beglückwünscht und feierlich zum 太子太保 *Tä-dse-da-bau*, d. h. „Lehrer des Kronprinzen“ ernannt. Ebenso wurde er in das Kollegium der kaiserlichen Zensoren berufen; auch erhielt er ein Lehen mit tausend Bauernfamilien, sowie das Privilegium, daß immer einer seiner Söhne Mandarin sein würde. Eine solche Mandarinenwürde ist in der neueren Geschichte Chinas etwas ganz Seltenes und wird nur für außerordentliche Dienste bewilligt. Der General Lu-tang, der Vertraute und treue Helfershelfer des Generalissimus, wurde auf dessen Empfehlung auch mit großen Ehrentiteln ausgezeichnet.

Wer hätte jetzt gedacht, daß die Dinge so bald eine andere Wendung nehmen würden? Wohl keiner, am wenigsten Hu-dsung-hien selbst, hätte geahnt, daß dieser Held des Tages schon 1561 im Gefängnisse sterben und sein Genosse Lu-tang nur aus ganz besonderer Gnade des Kaisers, dem Henkertode entrissen, ein elendes Dasein fristen müßte. Doch davon später.

o. Weiteres Treiben der Seeräuber nach dem Tode des Wang-dsche.

胡宗憲 *Hu-dsung-hien* hatte dem Kaiser versichert, daß nach dem Tode des genialen Führers 汪直 *Wang-dsche* die Einfälle der Japaner ein für allemal beendet sein würden. Der Kaiser und seine Minister wünschten das auch sehr; denn der Krieg und die zahlreichen Truppen verschlangen unglaubliche Summen, und dazu brachten sämtliche Küstenprovinzen dem Schatze nichts mehr ein, ja sie wurden ungeheuer verwüstet und einer großen Anzahl ihrer Einwohner beraubt. Die Schatzmeister des Kaisers erklärten, daß es unmöglich sei, Geld für die großen bisherigen Auslagen eintreiben zu können. Nun war Wang-dsche freilich vernichtet, aber der Krieg dauerte gleichwohl mit erneuter Wut fort. Die Japaner hatten noch andere tüchtige Führer an der Spitze, wie 毛烈 *Mau-liê*, 毛老 *Maulau*, 許老 *Hü-lau* und andere, welche an ihrem Glücke durchaus nicht verzweifelten. Denn sie hatten todesmutige Leute, auf die sie sich verlassen konnten. Das sollte Hu-dsung-hien gar bald selbst erfahren.

Dieser hatte seine besten Generäle und tapfersten Truppen in Ning-buo versammelt und fiel mit Ungestüm über Tschen-djiang her, das er mit Leichtigkeit nehmen zu können glaubte. Aber siehe da! Die Japaner verteidigten sich mutig und töteten eine große Anzahl seiner Mannschaften.

Schließlich machte Hu-dsung-hien mit seinen Generälen einen Plan. Er bestimmte, daß man den Feind von fünf Punkten zugleich angreifen solle.

Niemals waren die Japaner mutiger angegriffen worden: aber sie schlugen sich wie Löwen und warfen zuerst alle Angriffe mit Erfolg zurück, indem sie viele Kaiserliche tot hinstreckten. Aber da immer neue Scharen Kaiserlicher nachrückten, mußten sie der Übermacht weichen. Aber ihre Führer verloren durchaus nicht den Kopf; sie ordneten ihre Scharen und zogen sich mit ziemlichen Verlusten in Ordnung auf ihre Schiffe zurück. Trotz aller Anstrengung gelang es den Kaiserlichen, nur vier Schiffe der Japaner zu versenken; die andern zogen ruhig ihres Weges, um mehr südlich in Dschê-djiang ans Land zu gehen und dort für die vorhin erlittenen Verluste Rache zu üben. Hu-dsung-hien hatte zwar den Sieg gewonnen, aber doch sehr teuer bezahlen müssen.

Diejenigen Japaner, welche, wie eben erwähnt, sich nach Dschêdjiang gewandt hatten, waren dort auch nicht besonders glücklich. Hu-dsung-hien war schnell zur Abwehr da; ja es gelang ihm sogar,

noch einige alte Freunde und treue Gehilfen des 汪直 *Wang-dsche* zu fangen und hinzurichten, so den 陳秀山 *Tschen-siu-schan* und 汪信 *Wang-sin,* welche als tüchtige Bandenführer berühmt waren. Trotz dieser errungenen Vorteile war man in Bêi-djing doch nicht besonders zufrieden mit Hu-dsung-hien, weil die Plünderungen und Verwüstungen in den Provinzen Fu-djien und Kuang-dung ärger waren als in den vorhergehenden Jahren und die kaiserlichen Zensoren mörderisch über den Generalissimus herfielen, der wohl fabelhafte Summen für Kriegskosten verausgebe, aber das Land noch immer nicht von den Seeräubern befreie.

Die Japaner hatten eine Unterstützung von zwanzig Schiffen erhalten und konnten trotz alles Eifers von seiten des Generalissimus das Gebiet von 台州府 *Tä-dschou-fu* ausplündern und diese Stadt selbst angreifen. Mit großer Anstrengung war es Hu-dsung-hien gelungen, sich der bedeutenden Festung der Japaner 昌國衛 *Dschang-kui-wêi,* achtzig Li südwestlich von der Unterpräfektur 象山 *Siang-schan* (Präfektur Ning-buo) zu bemächtigen. Er konnte also wieder einen schönen Sieg nach Bêi-djing melden. Aber auch diesmal blieb man am Hofe ob der anderen zahlreichen Plünderungen und Verwüstungen verstimmt.

In der Tat ging es im Süden wieder übel her, zumal in Fu-djien. Zahlreiche Banden, welche immer wieder Verstärkungen aus Japan erhielten, plünderten und verwüsteten diese Provinz. Nirgends war das chinesische Gesindel den Japanern freundlicher gesinnt als da. Um dem Volke um so größeren Schrecken einzujagen, kleideten sich die Chinesen nach Japanerart: rote Kleider und gelbe Turbane, während die Führer einen vergoldeten Helm trugen. Diese landesverräterischen Chinesen dienten den Banden als Führer, da sie ja alle reichen Familien und Marktflecken kannten. So konnten die Räuber auch unerwartet durch Engpässe und auf Schleichwegen über die Flecken herfallen, sie ausplündern und ebenso schnell sich wieder aus dem Staube machen. Nachdem wieder dreizehn Schiffe aus Japan angekommen waren, warfen die Banden sich sogar auf die Präfekturen 興化府 *Hing-hua-fu* und 漳州府 *Dschang-dschou-fu,* die sie ausplünderten. Ja, sie dehnten ihre Raubzüge bis ins Innere und selbst nach der Provinz 湖南 *Hu-nan* aus, was bis dahin unerhört war. Das Geschrei und die Anklagen der kaiserlichen Zensoren wären für jeden anderen weniger in der Gunst des Kaisers festen Großmandarin gefährlich gewesen. Aber Hu-dsung-hien bekam doch auch scharfe Briefe. Natürlich entschuldigte er sich aufs beste und klagte seine Unterfeldherrn der Nach-

lässigkeit an, weshalb sein tüchtigster General 俞大猷 *Yü-da-yu* wieder einmal degradiert wurde.

Der Hauptgrund so unerhörter Erfolge der Japaner war aber die listige Beihülfe der eingeborenen Chinesen in Fu-djien, welche die Banden so gut führten, daß die Kaiserlichen sie niemals erwischen konnten. Die Japaner kamen beutebeladen mehrere Tagereisen aus dem Innern, fielen in einem Hafen über chinesische Schiffe her, erbeuteten auch diese und brachten so ihren Raub in Sicherheit; Männer, Frauen, Kinder, alles wurde mitgeschleppt und geborgen, ehe die Kaiserlichen auch nur Nachricht erhielten. Der Geschichtschreiber bemerkt, daß die Chinesen trotz aller vertrauten Freundschaft mit den Japanern zwar mit diesen wacker kämpften, aber im Lager und bei den Mahlzeiten sich immer an ihre chinesischen Landsleute hielten und man selbige trotz ihrer japanischen Verkleidung leicht erkennen konnte.

In der Provinz Kuang-dung befanden sich zu wenig Truppen und so konnten die zahlreichen Banden aus Fu-djien auch dahin ihre Einfälle ausdehnen. Der Geschichtschreiber fällt arg über die Kaiserlichen her und nennt sie unnützes Gesindel, das ganz kriegsuntüchtig und faul sei, und nur verstehe zu rauben und zu plündern. Das Landvolk zeigte sich überall mutig gegen die Seeräuber; nur mußte es gut geführt sein und an den regulären Truppen einen Rückhalt haben. Allein waren sie oft mutiger als die Soldaten, eben weil sie ihr eigenes Hab und Gut verteidigten.

Waren die Kriegserfolge an verschiedenen Orten und zu wiederholten Malen gar so kläglich, so wußte der kluge Hu-dsung-hien dies durch Schmeicheleien gut zu machen. So hatte er das Glück, einen weißen Hirsch zu fangen. Solche erscheinen nach chinesischer Auffassung nur, wenn ein weiser und tugendhafter Kaiser auf dem Throne sitzt. Der gute Djia-dsing war ganz erbaut und gerührt von diesem Geschenke und verzieh seinem Generalissimus nicht nur alles Unglück, sondern zeichnete ihn noch durch hohe Ehren aus.

Siehe da! bald fing Hu-dsung-hien wieder einen zweiten weißen Hirsch und sandte ihn voll Devotion an den Kaiser. Der ganze Hof jubelte vor Freude: alle großen Staatsbeamten kamen, um den Kaiser ob seiner Tugend offiziell zu beglückwünschen; selbst die sechzigjährigen Greise der Provinz Dsche-li ließen sich es nicht verdrießen, nach Bêi-djing zu pilgern, um dem Kaiser ob seiner Weisheit und hehren Tugend Glück zu wünschen. Der Kaiser fühlte sich verpflichtet, seinen Ahnen feierliche Opfer darzubringen und

sie von dem unerhörten Glücke ihres Nachkommen in Kenntnis zu setzen. Auch gewährte er in übergroßer Freude allgemeine Amnestie für das ganze Reich. Zahlreiche Auszeichnungen und Titel wurden an die großen Mandarine verschwendet. Natürlich wurde Hu-dsung-hien am reichlichsten damit bedacht.

p. Unglückliche Unternehmungen der Japaner im Jahre 1559.

Zu Anfang des Jahres 1559 wurden die japanischen Seeräuber von einem Sturm nach 崇明 *Tschung-ming* verschlagen. Sie sahen das als eine Fügung des Himmels an und fingen an, die Insel zu plündern. 盧鏜 *Lu-tang* wurde dem bedrängten Lande zu Hülfe geschickt. Man kämpfte während eines ganzen Monates sehr wacker, aber Lu-tang wurde der Seeräuber nicht Herr. Nachdem aber 胡宗憲 *Hu-dsung-hien* Verstärkungen geschickt hatte, gelang es den Kaiserlichen, die Japaner zurückzudrängen und ihre Schiffe zu verbrennen. Aber auch die Japaner bemächtigten sich schließlich einiger chinesischer Fahrzeuge und bauten sich trotz neuer Angriffe der Chinesen genügend Schiffe, um mit ihrer Beute nach Norden über den Yang-dse-djiang zu setzen. Dort fuhren sie fort zu plündern, ohne daß die Kaiserlichen imstande gewesen wären, sie daran zu hindern, noch weniger zu vertreiben. Zweitausend Mann verwüsteten das Gebiet von 如臯 *Ju-kau* bis 通州 *Tung-dschou*. Hu-dsung-hien wurde ungehalten über die Unentschiedenheit der Kaiserlichen und tadelte seinen Feldherrn Lu-tang ziemlich scharf. Daraufhin wagte letzterer einen entscheidenden Kampf, wurde aber bei 狼山 *Lang-schan*, dreißig Li südöstlich von Tung-dschou, von den Japanern gänzlich geschlagen.

Andere zahlreiche Banden Japaner waren wieder nach 廟灣 *Miau-wan* eingedrungen und hatten daselbst ein Zentrum und befestigtes Lager errichtet. Es galt eben einen neuen Versuch, das Grab des Kaisers 洪武 *Hung-u* in 鳳陽府 *Fung-yang-fu* zu zerstören, wozu die Banden von 通州 *Tung-dschau* auch helfen sollten. Wir haben schon oben gesagt, welch' unerhörte Anstrengungen die Mandarine machten, das Palladium ihrer Dynastie zu retten. So beeilten sich jetzt auch alle, zahlreiche Truppen nach 淮安府 *Huä-ngan-fu* zu schicken, um den Japanern den Weg zu versperren. Auch Hu-dsung-hien schickte neue zahlreiche Verstärkungen unter tüchtigen Führern. Diese schlugen endlich die Japaner und töteten ihrer mehr als achthundert Mann. Nach diesem empfindlichen Verluste zogen die Besiegten sich nach Miau-wan zurück.

Da sie aber auch dort hart bedrängt wurden, so hielten sie es für das Beste, während der Nacht sich zurückzuziehen.

Um diese Zeit kam 八大王 *Ba-da-wang* mit einer Anzahl Japaner, um das berühmte Kaisergrab zu zerstören. Aber sie wurden von einem Sturme nach dem 下河 *Hia-ho* der Tiefebene zwischen Miau-wan und Tung-dschou verschlagen. Als sie hier nun alsogleich anfingen zu plündern, wurden sie von den Kaiserlichen geschlagen; sogar Ba-da-wang verlor dabei das Leben. Hierauf vereinigten sich verschiedene Banden Japaner aus Tschung-ming und Ju-kau mit ihnen, wurden aber aufs neue von den Kaiserlichen geschlagen, wobei sie mehr als Tausend Mann verloren. Dieser Schlag war so entscheidend, daß ihnen nichts übrig blieb als abzuziehen. So war das Grab des Gründers der Dynastie wiederum gerettet.

Wenden wir uns jetzt wieder einmal nach der Provinz Dschê-djiang; dort hatten mehr als dreihundert Japaner sozusagen unter den Augen Hu-dsung-hiens auf dem 像山 *Siang-schan* ein befestigtes Lager gebaut, und von da aus plünderten und verwüsteten sie das Land. Andere Banden trieben auf 舟山 *Dschou-schan* ihr wüstes Handwerk, trotzdem Hu-dsung-hien sich gerühmt hatte, endlich einmal Meister dieser Inselgruppe geworden zu sein. Vom vierten bis achten Monate hielten sich die Japaner in Dschê-djiang. Schließlich zogen sie sich, nachdem sie ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten, zurück; denn die Kaiserlichen wurden ihnen durch steten Nachzug doch zu zahlreich. In den Provinzen Fu-djien und Kuang-dung plünderten auch zahlreiche Banden, welche aber zumeist aus Chinesen und Malayen bestanden. Als diejenigen von Fu-djien einen Abstecher nach Dschê-djiang machen wollten, wurden sie zurückgeworfen und beeilten sich, nach Fu-djien zurückzukehren, wo sie weniger mit den Kaiserlichen zusammen kamen. Immerhin aber hatten sie reiche Beute gemacht.

Die Einfälle dauerten also von Kuang-dung bis nach Schan-dung in allen Küstenprovinzen fort, wie in den schlimmsten Tagen des 汪直 *Wang-dsche.* Die kaiserlichen Zensoren griffen Hu-dsung-hien aufs schärfste an: er sei nachlässig in seinem Amte, habe er doch selbst vorhergesagt, daß nach dem Tode des großen Bandenführers 徐海 *Sü-hä* und Wang-dsche die Einfälle von selbst verschwinden würden; und nun habe er mehr als hunderttausend Mann kaiserlicher Truppen unter seinem Befehe, ohne daß er im stande sei, das Land gegen Einfälle zu sichern. Solche Saumseligkeit beweise auch seine Unfähigkeit, das Amt weiter führen zu können; vielleicht liege selbst Verräterei vor und geheimes Einverständnis

mit den Japanern. Der große Herr wolle sein hohes Amt möglichst lange besitzen, um sich in Verbindung mit den Japanern zu einem entscheidenden Schlage gegen das Reich gut vorzubereiten. Darum sei es nicht mehr wie recht, daß er zur Strafe geköpft werde. Und in der Tat, hätte der Generalissimus nicht in so hohem Grade die Gunst des Kaisers besessen, so würde sein Kopf wohl schon in jenem Jahre 1559 gefallen sein.

q. Siege Hu-dsung-hiens über die Japaner im Jahre 1560.

Da in Dschê-djing und anderswo zuviel kaiserliche Truppen standen, warfen sich die Seeräuber im Jahre 1560 zumeist auf die Provinzen Fu-djien und Kuang-dung. Schon gleich zu Anfang des Jahres brachen mehr als tausend Japaner in Fu-djien ein; durch einheimisches chinesisches Gesindel wurden sie bald so sehr verstärkt, daß sie mehrere Städte nehmen und ausplündern konnten, ohne daß die Kaiserlichen in dieser Provinz etwas gegen sie zu unternehmen wagten. Sie machten also reiche Beute und luden noch andere Genossen ein, in diese Provinz zu kommen.

Allmählich aber vermehrte Hu-dsung-hien die Truppen, so daß sie weit in der Überzahl waren, die Japaner anzugreifen wagten und was mehr ist, in mehreren Kämpfen schlugen. Die Seeräuber zogen sich mit Beute reich beladen auf ihre Schiffe zurück, um heimzukehren. Aber siehe da! Die Flotte des Genralissimus setzte ihnen arg zu: zwanzig Schiffe der Japaner wurden verbrannt oder versenkt, an die dreitausend Japaner wurden getötet und drei berühmte chinesische und ein japanischer Bandenführer gefangen genommen. Es war ein entscheidender Sieg, der Hu-dsung-hien bei den kaiserlichen Zensoren wieder zu Ehren brachte.

Die Banden, welche in Kuang-dung einfielen, waren von den Kaiserlichen und den zahlreichen Landleuten, welche sich diesen anschlossen, ziemlich unwirsch empfangen worden und hatten wenig Beute machen können; selbst eine Anzahl ihrer Mannschaften hatten sie in den wiederholten Kämpfen verloren. Sie beschlossen also, sich nach Fu-djien zurückzuziehen, wo gewöhnlich die Räubergeschäfte besser glückten. Es ging ihnen aber übel. Die siegreichen Kaiserlichen fielen mit Ungestüm über sie her und schlugen sie in fast allen Treffen.

Die Japaner waren ganz betroffen von diesen wiederholten Schlappen und glaubten, die Götter zürnten ihnen. Daher brachten sie feierliche Opfer dar, flehentlich um Sieg bittend, auf daß sie den Tod so vieler Kameraden rächen könnten. Aber trotz der

Glücksorakel ihrer Wahrsager, und trotz aller Opfer wurden sie aufs neue geschlagen. Während sie so immer mehr an Mut verloren, wurden die Kaiserlichen um so begeisterter und verfolgten ihre Sieger immer weiter. Sie töteten noch tausend Japaner und zwangen die andern, sich zurückzuziehen.

Dieses Jahr war für Hu-dsung-hien also glänzender als die vorhergegangenen. Er wurde zum Lohne für seine Verdienste zum Präsidenten des Kriegsministeriums ernannt und erhielt somit alle Autorität über die gesamten Streitkräfte des Reiches. Ebenso bekam er freie Hand in allen Zivil- und Militärangelegenheiten der Küstenprovinzen, wo er an Stelle des Kaisers alles endgültig regeln konnte. Auch noch andere Auszeichnungen erhielt er. Der schon so alte Kanzler 嚴嵩 *Yen-sung* wollte eben eine feste, unerschütterliche Stütze an Hu-dsung-hien haben; deshalb besorgte er ihm diese große Auszeichnungen beim Kaiser. Denn Djia-dsing bekümmerte sich wenig um die Regierung des Staates; er unterzeichnete, was sein Kanzler ihm vorlegte. Sein Herz war ganz dem Dauismus und dessen Torheiten ergeben. Er war fest überzeugt, daß die Dauisten das Geheimnis besäßen, Unsterblichkeitspillen zu machen; nichts konnte ihn davon abbringen, selbst nicht der Tod der berühmtesten Meister in jener vergeblichen Kunst. Selbst die gelehrtesten Konfuzianer mühten sich vergeblich ab, den Kaiser von jenen Torheiten abzubringen. Statt die einheimische Litteratur gut zu studieren, vertiefte sich der Kaiser in die Zauberbücher der Dauisten. Er schrieb an die Mandarine des Reiches, Nachforschungen über solche Zauberbücher anzustellen und ihm solche zuzusenden. Da diese Herrn ihm zu wenig Eifer zu bezeigen schienen, wählte er einige Vertraute aus, die er in die Provinzen schickte mit dem Auftrage, alle alten Bücher über Zauberformeln, Magie, Wahrsagerei, Astrologie u. s. w. zu sammeln und ihm zuzuschicken. Für Yen-sung war diese abergläubische Manier des Kaisers Wasser auf der Mühle. Denn so hatte er selbst freie Hand und konnte nach eigenen Konzepten regieren.

r. Neue Erfolge des Hu-dsung-hien im Jahre 1561. Yen-sung und Hu-dsung-hien fallen in Ungnade.

Ende des Jahres 1560 war in der Provinz 江西 *Djiang-si* eine Empörung ausgebrochen, die sich immer mehr ausdehnte und anfangs 1561 so groß war, daß nur ein Mann wie Hu-dsung-hien für fähig gehalten wurde, sie zu bewältigen. Der Generalissimus beeilte sich, mehrere seiner besten Generäle mit auserlesenen Truppen

vorauszuschicken; er selbst folgte mit zahlreichen Verstärkungen. Als er in der Provinz ankam, war die Empörung niedergeschlagen, Friede und Ordnung in der Provinz wieder hergestellt. Er konnte somit nur Erfolge und Triumphe nach Bêi-djing berichten. Der Kaiser war überglücklich über diesen schnellen Sieg: fast hatte er keine Ehrentitel mehr, um seinen Günstling zu belohnen.

Auch in den Küstenprovinzen trugen die Truppen des Hu-dsung-hien neue Erfolge davon. Im Laufe der Zeit hatten sie in den zahlreichen Kämpfen mit den Japanern nämlich etwas von deren Kniffen gelernt, und so gelang es ihnen zuweilen, ihre Pläne zu vereiteln. Auch hatten die Japaner allmählich ihre großen einflußreichen Bandenführer verloren, welche einheitlich und klug zu Werke gingen. Jetzt aber zogen die Bandenführer auf eigene Faust hinaus, ohne sich um die anderen Banden zu kümmern. Die Kaiserlichen wurden natürlich mit solchen vereinzelten Banden leichter fertig als mit gut geleiteten großen Haufen, zumal sie einige Kanonen besaßen, welche selbst den mutigsten Japaner einen großen Schrecken einjagten. Auch die Flotte des Generalissimus hatte sich vermehrt und gut ausgebildet: sie hielt öfters mit meisterhafter Taktik die Japaner ab und verfolgte sie auf offener See und versenkte oder verbrannte deren Schiffe.

Auch das so ausgebildete Spionagensystem hatten die Kaiserlichen den Japanern abgelernt. Jeder Spion, welcher zum Fangen oder Besiegen der Japaner beigetragen, wurde von Hu-dsung-hien ebenso reichlich belohnt, wie der Führer, welcher den Sieg davongetragen. Somit hatten die Kaiserlichen zahlreiche und gute Spione, ja schließlich bessere als die Japaner.

Mehr als zweitausend entschlossene Japaner waren wieder in Dschê-djiang eingebrochen und plünderten mit wahrer Wut die Gebiete von Ning-buo, Tä-dschou, und Win-dschou. Aber es gelang den Kaiserlichen, mehr als die Hälfte derselben zu töten und mehrere ihrer besten Führer zu fangen. Hu-dsung-hien beeilte sich, dieselben als neue Trophäen nach Bêi-djing zu schicken. Ebensowenig richteten die Banden in Fu-djien aus. Die verruchtesten und kühnsten chinesischen Führer, welche die Seeräuber immer begleiteten und auf Abwegen unbehelligt durchbrachten, waren dem Generalissimus namhaft gemacht worden. Dieser setzte eine ungeheure Summe auf die Köpfe dieser Verräter und hatte schließlich auch die Freude, ihrer habhaft zu werden. So war es den Japanern bedeutend schwieriger, ihrem Herzenswunsche entsprechend weitere Einfälle zu machen.

In der Hauptstadt war um diese Zeit der Sturm gegen den alten Kanzler und seine Sippe losgebrochen; auch Hu-dsung-hien war darin verwickelt. 1561 war der kaiserliche Palast abgebrannt und 嚴嵩 *Yen-sung* hatte dem Kaiser geraten, seine Wohnung im südlichen Palaste zu nehmen, wo ehemals der Kaiser 天順 *Tien-schuin* (1457—1464) gewohnt hatte, weil es gar zu lange dauern würde, den verbrannten Palast wieder herzustellen. Aber siehe da! Der Minister 徐階 *Sü-djä* fand Mittel, den Palast aufs schleunigste und schönste wieder herzustellen zur größten Freude des Kaisers, in dessen Gunst er somit gewaltig stieg, während Yen-sung in demselben Verhältnisse sank. Als nun bei dieser Gelegenheit ein Dau-sche, der ob seiner Unsterblichkeitsmedizinen beim Kaiser in großer Gunst stand, über Yen-sung klagte, bemerkte Djia-dsing, er werde denselben bald entlassen. Ein Groß-Eunuche hatte dies verschiedenen hohen Herren mitgeteilt. Alsbald regnete es eine wahre Flut von Anklagen gegen Yen-sung, da man nichts mehr von ihm zu fürchten hatte. Hauptsächlich waren es zehn schwere Verbrechen, deren er angeklagt wurde. Auch wurde ihm das unwürdige Treiben seines Sohnes 世蕃 *Sche-fan* zur Last gelegt.

Im fünften Monate 1561 wurde er in Anbetracht seines hohen Alters abgesetzt; er war nämlich schon vierundachtzig Jahre alt; statt seiner wurde sein ungeratener Sohn in die Verbannung geschickt.*) Nur ein Enkel wurde dem Greise zum Dienste und Troste gelassen.

Djia-dsing wurde durch die gemachte bittere Erfahrung dermaßen erschüttert und außer Fassung gebracht, daß er dem Throne entsagen und sich ins Privatleben zurückziehen wollte. Während zwanzig langer Jahre hatte er mit Yen-sung auf vertrautem Fuße, ja sogar in enger Freundschaft gelebt, und nun mußte er erfahren, daß dieser sein Vertrauen so arg mißbraucht hatte. So verlor er alles Vertrauen in die Menschen. Doch wissen wir aus früheren Vorkommnissen, daß Djia-dsing sich von den augenblicklichen Eindrükken allzusehr überwältigen ließ. So auch diesmal. Schon ehe er sein Vorhaben ausführte, reute es ihn, und die Lust am Regieren und an dem genußreichen Leben in dieser Welt wurde wieder so lebhaft, daß er hätte ewig leben mögen.

Nachdem Yen-sung gefallen war, wollte man auch seinen intimsten Freund und Schützling Hu-dsung-hien stürzen. In dieser

*) Doch hatte man die Rücksicht, daß Sche-fan bei seinem Vater in der Heimatprovinz Djiang-si sich aufhalten durfte. Leider beschwor er 1565 durch sein fortgesetztes anstößiges Treiben, wie wir später erzählen werden, großes Unglück über sich und seine Familie herab.

Absicht reichte der kaiserliche Groß-Zensor 汪 *Wang* eine Klage ein, worin er ihn auch zehn großer Verbrechen beschuldigte.

Wirklich befremdend ist es, daß der Kaiser nach so traurigen Erfahrungen mit seinem treulosen Kanzler es versuchte, Hu-dsung-hien zu verteidigen. Nicht ohne Erbitterung sagte er zu den Anklägern: „Ich kenne den Hu-dsung-hien doch schon acht bis neun Jahre und habe seinen Eifer und seine Geschicklichkeit im Dienste des Staates bewundert; auch hat vorhin niemand ihn je angeklagt, niemand sich über ihn beschwert. Ihr, seine heutigen Ankläger, seid nur eifersüchtig gegen ihn und seine hohen Verdienste; denn wer hat größeres geleistet, um Ruhe und Frieden wieder herzustellen, als dieser Mann?"

Für diesmal schwiegen die hohen Ankläger, um nicht vom Zorne des Kaisers vernichtet zu werden: kannten sie ja ihren Herrn gut genug.

Dann sprach er zu Hu-dsung-hien gewandt freundlich: „Gehen Sie heim, bis dieser Sturm sich gelegt hat und diese hohen Herrn ein wenig versöhnt sind".

Einige Zeit darauf war das Geburtsfest des Kaisers, wobei jeder Mandarin die schönsten Geschenke darbingen mußte, um seine Verehrung und Liebe zu bezeugen. Die Geschenke des Hu-dsung-hien übertrafen die aller andern an Zahl und Kostbarkeit. Besonders gerührt war Djia-dsing von dem kostbaren Geschenke höchst seltener Medizinkräuter, „welche nur zur Zeit eines tugendhaften Kaisers aus besonderer Gnade des Himmels wachsen".

Jedermann sah, daß Hu-dsung-hien fester als je in der Gnade des Kaisers stand, so daß seine Ankläger um ihren Kopf fürchten mußten. Jetzt nahm sich der erwähnte Groß-Zensor 汪 *Wang* ein Herz und übergab dem Kaiser einen vertraulichen alten Brief, von Hu-dsung-hien eigenhändig geschrieben, worin dieser seinem Unmut gegen Djia-dsing und seinen unerträglichen Launen Luft machte. Ganz entrüstet über diese Charakterlosigkeit seines Günstlings befahl Djia-dsing, denselben sofort ins Gefängnis zu werfen und seinen Prozeß einzuleiten. Aber auch der Zensor Wang, der nach des Kaisers Auffassung die Unverschämtheit gehabt, ihm einen derartigen Brief zu überreichen, mußte seine Pflichterfüllung mit Kerkerhaft büßen.

Hu-dsung-hien, infolge dieses harten Schlages geistig und leiblich gebrochen, wurde so krank, daß er noch vor dem Endurteile starb. „Der Himmel selbst hat ihn gerichtet und verdammt", sagten seine Feinde triumphierend. Hierauf wurde der Groß-Zensor Wang wieder aus dem Gefängnisse entlassen.

Wer denkt bei Erzählung des tragischen Schicksales unseres Hu-dsung-hien nicht an Peter de Veneis, den augendienerischen Minister des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. Leider gibt's noch immer unzählige Menschen auf Erden, die solche und ähnliche traurige Beispiele aus der Geschichte nicht zur Lehre nehmen wollen. Allzuerst verstehen es grade die unwürdigsten Menschen, sich das Vertrauen hoher Herrschaften zu erschmeicheln, um dasselbe nachher auf die charakterloseste Weise zu mißbrauchen. Und trotzdem gibt's noch immer Leute, die sich solchen Schmeichlern blindlings vertrauen. Die Welt will eben betrogen werden. Um gerecht zu sein, müssen wir gestehen, daß Hu-dsung-hien trotz mancher verwerflicher Tat doch viele und große Verdienste um Kaiser und Reich hatte. Darum wurde ihm denn auch von 萬曆 *Wan-li* (1572—1620) die verdiente Ehrenrettung zuteil.

s. Die Einfälle der Japaner in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Djia-dsing (1562—1565); Hinrichtung des Sche-fan.

Es ist wirklich erstaunlich, daß die Japaner trotz mancher unangenehmen Erfahrungen doch noch immer fortfuhren, Chinas Südprovinzen auszuplündern. Freilich trugen einzelne größere Banden unter geschickten Führern noch leidliche Erfolge davon; aber ihr Waffenglück von ehedem war doch dahin. So sprechen die chinesischen Geschichtschreiber mit Erbitterung von den Erfolgen der japanischen Banden in Fu-djien im Jahre 1562. Unversehens waren sie über die Festung 平海衛 *Ping-hä-wêi*, neunzig Li östlich von der Präfektur 興化府 *Hing-hua-fu*, hergefallen und hatten die Kaiserlichen vertrieben, um sich daselbst festzusetzen. Bald darauf belagerten sie die Präfektur selbst und erstürmten sie schließlich. Alles wurde verwüstet, verbrannt oder niedergeschlagen. Als die Kaiserlichen ankamen, zogen sich die Japaner zunächst in ihre Festung zurück; aber als jene immer mehr Verstärkungen erhielten, zogen sie sich mit der ungeheuren Beute aufs Meer zurück und kehrten heim.*)

Andere Banden von Japanern in Dschê-djiang und im Norden des Yang-dse-djiang waren schneller unterlegen und von den Kaiserlichen vertrieben worden, eben weil sie zu wenig zahlreich waren und sich nicht gegenseitig unterstützten.

Auch in der Provinz Kuang-dung kam es zu Kämpfen zwischen den Kaiserlichen und den aus Japanern und Chinesen bestehenden

*) Um ihrer Herr zu werden, hatte man schließlich den tüchtigsten General, nämlich Yü-da-yu, gegen sie schicken müssen.

Räuberbanden. Als erstere genug geplündert hatten, zogen sie mit der Beute heim, worauf die Kaiserlichen mit den einheimischen Räubern bald fertig wurden. Infolge dieser Niederlagen wurden besonders die großen Einfälle von mehreren Tausend Mann immer seltener, zumal auch, weil es an tüchtigen Führern fehlte.

Im Jahre 1565 kreuzte eine Flotte von siebzig japanischen Schiffen außerhalb des Yang-dse-djiang. Die kaiserliche Flotte hielt sich in respektvoller Entfernung. Aber siehe da! eben kommt die chinesische Fischerflotte von ihrer Fahrt zurück. Da sie sich mit den Kaiserlichen verband und beide zusammen Miene machten, auf die Japaner loszugehen, hielten letztere es für geraten, sich zurückzuziehen.

Damals als diese große japanische Flotte am Ausflusse des Yang-dse-djiang erschien, sprach man, ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht nachweisbar, der berüchtigte 世蕃 *Sche-fan*, Sohn des Yen-sung, stehe mit den Japanern in Verbindung und habe sie zu einem großen Einfalle in Djiang-si eingeladen, um sich mit seinen Freunden zu ihnen zu schlagen und am Vaterlande Rache zu nehmen. Infolge dieses Verdachtes wurde er zwar zum Tode verurteilt, aber das ist noch kein tatkräftiger Beweis, daß er wirklich jenes Verbrechen am Vaterlande verübt habe; weiß man ja, daß die Richter in solchen Fällen meistens ganz im Sinne des Kaisers aburteilten. Sche-fan wurde also im dritten Monate des Jahres 1565 enthauptet. Das ganze ungeheure Vermögen der Familie wurde eingezogen und diese selbst in die unterste Volksklasse versetzt. Der alte Yen-sung lebte noch bis ins Jahr 1567, wo ihn der Tod von den Leiden dieser Welt befreite.

10. Tod des Kaisers Djia-dsing. Sein Sohn Lung-tching (1567—1572).

Zu Ende seiner Lebenstage wurde Djia-dsing wieder einmal von dem bekannten Ngan-da heimgesucht. Durch große und kostbare Geschenke bewog er diesen Quälgeist und seine Mongolenhorden, heimzukehren, ohne größeres Unglück über das arme China zu bringen (1567).

Im vierten Monate dieses Jahres fand eine Sonnenfinsternis statt, aus der man, wie gewöhnlich, großes Unglück prophezeite. Und in der Tat kam im sechsten Monate auch eine große Trockenheit über das Land, welche der Ernte sehr schadete und eine teilweise Hungersnot zur Folge hatte.

Aber wie nun einmal das Sprichwort sagt, „ein Unglück kommt nie allein“, wurde Djia-dsing im elften Monate krank, und starb trotz aller Unsterblichkeitspillen im zwölften Monate, kaum sechzig Jahre alt. Leider war sein Sohn und Nachfolger 隆慶 *Lung-tching* nicht tüchtiger als der Vater. Er war bei seinem Regierungsantritte neunundzwanzig Jahre alt und regierte nur sechs Jahre (1567—1572).

Die Japaner benutzten diese Zeit, um wieder einmal einen furchtbaren Einfall in die Provinz Kuang-dung zu machen. Sie kamen so zahlreich und so unvermutet an, daß sie sich in Bälde aller Festungen und befestigten Lager längs der Meeresküste bemächtigen konnten. Einmal Herren dieser Stützpunkte und sicheren Zufluchtsorte, dehnten sie ihre Plünderungen und Verheerungen immer weiter aus. Drei Präfekturen mit sieben Unterpräfekturen wurden gänzlich geplündert und ausgeraubt, ein großer Teil der Einwohner wurde in Gefangenschaft geschleppt, ein anderer Teil wurde niedergemetzelt. Die wenigen kaiserlichen Truppen hatten nicht gewagt, sich mit diesen wilden Horden zu messen. Kaum jemals hatten die Seeräuber ärger gehaust. Ermuntert durch ihre großen Erfolge setzten sie ihre Einfälle auch unter dem folgenden Kaiser Wan-li fort.

---

11. Die Einfälle unter dem Kaiser 萬曆 Wan-li (1573—1620).

Im Jahre 1574 fielen einige Banden in Dschê-djiang ein und plünderten 台州 *Tä-dschou* und 溫州 *Win-dschou,* andere drangen in Kuang-dung ein, wo sie 1575 besonders in der Präfektur 高州府 *Kau-dschou-fu* ihr Unwesen trieben.*)

Das Jahr 1588 bringt uns den letzten, großen Einfall der Japaner in China. Man erzählte sich überall in China, daß nicht nur japanische Banden, sondern der japanische Kaiser in Person an der Spitze seiner zahlreichen, sieggewohnten Armeen baldigst in China einfallen würde, um dieses Reich zu erobern.**) Auf Befehl

*) In diese Zeit fällt auch die Gefangennahme und Einkerkerung des spanischen Gesandten Mendoza. Nur auf die wiederholten und ernsten Vorstellungen der Portugiesen wurde derselbe 1580 entlassen. Ebenso erlaubten die Mandarine nur mit Rücksicht auf Portugal dem gelehrten Jesuiten Matthaeus Ricci 1583 ins Innere von der Provinz Kuang-dung zu kommen.

**) Dieses Gerücht war nicht aus der Luft gegriffen. (cf. infra p. 348 sqq). Wie wir sehen werden, wollte Hideyoshi, nachdem er im Jahre 1586 Herr von Japan

des Kaisers setzte man die Festungen und Häfen in guten Stand und übte die Truppen ein.

So kam es, daß 1588 japanische Seeräuber, als sie versuchten, Dschê-djiang zu überfallen, mit vielen Verlusten zurückgeschlagen wurden. In der Provinz Kuang-dung hatten 梁本豪 *Leang-ben-hau* und 陳瑞 *Tschen-schui*, zwei chinesische Banditenführer, große Schaaren von Seeräubern um sich gesammelt, um mit ihrer und der Japaner Hilfe die Gegend auszurauben. Aber der Statthalter fiel mit seiner Armee über sie her und tötete ihrer ungefähr 1600 Mann. Auch die kaiserliche Flotte war glücklich in ihrem Kampfe gegen die Räuber, von denen sie mehr als hundert Schiffe versenkte. Leang-ben-hau selbst war unter den Getöteten. Tschen-schui war gefangen worden. Kaum jemals hatten die Chinesen so glorreich gegen die Japaner gekämpft: sowohl zu Wasser als zu Lande waren sie entschieden Sieger. Ohne Zweifel hatten die Portugiesen mit ihren Kanonen und großen Kriegserfahrung bedeutenden Anteil an diesen entscheidenden Siegen, aber wie gewöhnlich sagen die chinesischen Geschichtschreiber nichts davon.

Der Kaiser Wan-li war so erfreut, daß er ein großes Opfer zu Ehren des Himmels darbrachte, seine Ahnen offiziell von diesem Siege benachrichtigte und auch ihnen feierliche Opfer darbrachte. Wie es in solchen Fällen geschieht, brachte man im ganzen Reiche solche Opfer dar und schickte Dankadressen an den Kaiser, um ihm für seine hehre Tugend zu danken, welche einzig und allein den Himmel bewogen, dem geliebten Vaterlande solche entscheidende Siege zu gewähren.

a. Nobunaga stellt in Japan die Ordnung wieder her.

Oben haben wir gesehen, daß Yoshiteru, der vierzehnte Shogun aus dem Hause Ashikaga, im Jahre 1565, kaum dreißig Jahre alt, verbrannt wurde. Sein Bruder 義栄 *Yoshiaki* war Bonze und Vorsteher des Tempels Ichijo in Nara. Als dieser den Tod seines Bruders Yoshiteru erfuhr, entfloh er aus dem Tempel und suchte das glorreiche Erbe des Shogunats, das schon seit Jahrhunderten in der Familie war, zu erhalten. Er wandte sich an den mächtigen

geworden, in Korea und von da aus in China einfallen. Nach allem, was wir gesehen, wäre nichts leichter gewesen als das. Hideyoshi war ein großer sieggewohnter General und hatte eine auserlesene Armee zur Verfügung. Er war aus Kiushiu gebürtig und betreffs der Zustände in China durchaus auf dem laufenden. Auch seine Genossen sehnten sich sehr nach der beabsichtigten Expedition nach China. Doch mußte Hideyoshi seinen Plan ändern zum Glücke Chinas.

Daimyo Sasaki Yoshikata in Omi (Provinz 東山道 *Tosando* = Gegend östlich der Berge) und später an Nobunaga, welch letzterer entschlossen war, den Daimyo Miyoshi Yoshitsuga, den Mörder des Yoshiteru, zu bekriegen und wenn möglich zu vernichten. Da Yoshikata sich nicht entschließen konnte, mitzutun, wurde er von Nobunaga kurzweg seiner Besitzungen beraubt. Der glorreiche Sieger aller Feinde, Nobunaga, führte 1568 Yoshiaki nach Kyoto und erwarb ihm den Titel eines Shogun. Im folgenden Jahre baute ihm Nobunaga anstatt des alten verbrannten Palastes einen prachtvollen neuen und vertraute dessen Schutz dem tüchtigen Hideyoshi. Es war also augenscheinlich, daß Nobunaga der eigentliche Herr von Japan war.

信長 *Nobunaga,* im Jahre 1533 geboren, war der Sohn der kleinen Daimyo-Familie 織田 *Oda* in Owari.*) Der schlanke Wuchs, das empfindsame und empfängliche Naturell machten Nobunaga zum Musterbild und Urtypus eines ersten Japaners. Sein kriegerischer Geist wurde noch mehr angespornt durch einen grenzenlosen Ehrgeiz; sein Mut kannte keine Furcht und schreckte vor keiner Schwierigkeit oder Gefahr zurück. In seinen Urteilen war er entschieden und selbstbewußt. Durch sein großes Feldherrn- und Diplomatentalent wurde Nobunaga innerhalb weniger Jahre der mächtigste Daimyo von Japan, ja der eigentliche Herr des Landes, obwohl Yoshiaki den Titel des Shogun trug. Im Jahre 1571 räumte er schließlich mit den Bonzen des Gebirges Hiei-zan nordöstlich von Kyoto auf; wie man behauptet, befanden sich dort damals bis an dreitausend Bonzereien. In den so langen Bürgerkriegen und unruhigen Zeiten hatten die Bonzen zu ihrer Verteidigung 僧兵 *Sohei,* d. h. Bonzensoldaten angestellt, sei es daß Bonzen das Kriegshandwerk erlernten, sei es daß geschulte Soldaten Bonzen wurden. Weil nun die Bürgerkriege so lange dauerten und viele Schutzsoldaten nötig machten, griffen schließlich die Bonzen selbst auch zu den Waffen und beteiligten sich an den Kämpfen. Sie verbanden sich mit dem mächtigen Daimyo Asakura in Echizen, um zusammen den Nobunaga zu bekriegen und zu vernichten. Doch nicht er, sondern sie kamen um.

Als am neunundzwanzigsten September 1571 Nobunaga über die ihm bis in den Grund der Seele verhaßten Bonzen herfiel, schickten der Mikado Ogimachi (1558—1586) und der Shogun Yoshiaki

*) Die Familie Oda besaß damals freilich nur ein kleines Lehen, gehörte aber zum höchsten Adel, d. h. den 平 *Taira,* welche vom Mikado Kwammu (782—805) abstammten. Die Taira waren die Nebenbuhler der Minamoto und wurden von den letztern in der so berühmten Seeschlacht Dan-no-ura 1185 besiegt. Die Residenz war in 山城州 *Gifu,* östlich von Kyoto.

(1569—1573) Höflinge zu ihm, um ihn zu besänftigen. Die Bonzen selbst boten ihm fabelhafte Summen Geldes an, wenn er sie verschone; doch nichts konnte seine Wut besänftigen. Mehr als dreitausend Bonzen mit ihren Kebsweibern und Kindern wurden niedergehauen, die Bonzereien verbrannt, die ungeheuren Besitzungen Akechi Mitsuhide übergeben. Elf Jahre lang wütete er so gegen die Bonzen. Infolgedessen ging der Buddhismus in Japan sehr zurück, trotzdem Jeyasu und seine Nachfolger ihn wieder aufzurichten versuchten.

Nobunaga vernichtete auch die ihm feindlichen Daimyo Asakura und bemächtigte sich ihrer Besitzungen. Dann fiel er über die Bonzen von Hiei-zan her und verbrannte alle Bonzereien, befreite somit die Hauptstadt Kyoto von der lästigen Plage dieser Raubritter. Bisher hatte kein Shogun gewagt, Hand an sie zu legen. Yoshiaki (1569—1573) war ein schwacher Mensch, dabei aber doch von sich selbst eingenommen. Er wollte selbständig regieren, beging aber, wie vorauszusehen war, Torheiten. Als Nobunaga ihn auf seine Fehler aufmerksam machte, verdroß ihn das gar sehr; zumal da er noch von seinen Schmeichlern Asai und Asakura aufgehetzt wurde. Er wollte sich also seines übermächtigen Vormundes entledigen, bediente sich aber so törichter Mittel, daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als zu fliehen. Nobunaga setzte ihn ab; er lebte noch, freilich ganz vergessen, bis 1597.

Nobunaga führte neue und glückliche Kriege. Von seinen tüchtigen Generälen Hideyoshi und Jeyasu*) unterstützt, unterwarf er sich den größten Teil von Japan, indem er mit einer großen Anzahl Daimyo aufräumte 1576.

Aber trotzdem wurde er nicht Shogun, weil er nicht von der Familie 源 *Minamoto* abstammte. Er mußte sich mit dem Titel 關白 *Kwampaku* = „Hausmeier" begnügen, welche Würde für die hochadelige Familie der Fujiwara im Jahre 886 geschaffen worden war. In der Geschichte heißt Nobunaga immer der 太政大人 *Daijo - Daijin,* d. h. „der große Minister". Sein offiziell ihm 1576

*) Die Japaner charakterisieren die drei großen Männer jener Übergangsperiode durch ein hübsches Bild.

Nobunaga, der ungeduldige, aufbrausende, junge Held ruft aus: Wenn die Nachtigall nicht singen will, töte sie sofort.

Hideyoshi, durch Erfahrung und Alter ein schon mehr gedämpfter Krieger ruft aus: Will die Nachtigall nicht singen, so mache es derart, daß sie singt.

Jeyasu, der Fuchs ruft: Will die Nachtigall nicht singen, so werde ich warten, bis sie singt. Stuchan p. 297.

vom Mikado erteilter Titel ist 內大臣 *Naidaijin* d. h. „Vorsitzender des Kronrates“.

Nobunaga wollte nicht nur geordnete Zustände wieder herstellen, sondern auch in Zukunft Friede und Ruhe im Lande gesichert sehen. Er veröffentlichte also eine gute Anzahl von Gesetzen, welche so verwirrte Zustände für immer unmöglich machten und den Frieden sicherten. Dieselben galten für alle Provinzen; Willkür und wetterwendische Eigenmächtigkeit waren abgeschafft, Privatfehden und bewaffnete Streitigkeiten aufs strengste untersagt. Einen letzten Krieg unternahm Nobunaga gegen den mächtigen Daimyo Takeda Katsuyori, den er 1582 besiegte und dessen Besitzungen er unter seine Generäle verteilte.

Drei Monate später wurde er von seinem Schützlinge, dem Generale Akechi Mitsuhide*) verräterisch angegriffen, im Tempel Honno-ji (Kyoto) belagert. Durch einen Pfeilschuß verwundet, verbrannte er in dem angezündeten Tempel, kaum fünfzig Jahre alt. Allem Anscheine nach hatte der Mikado die Hand im Spiele, weil er sich von einem solchen Manne wie Nobunaga gefährdet wähnte.

Dieser Meuchelmord warf Japan um dreihundert Jahre zurück. Denn Nobunaga war den Europäern günstig, anerkannte deren höhere Zivilisation und sah, daß die Japaner etwas von ihnen lernen könnten: kurz er war entschlossen, nähere Verbindungen mit ihnen einzugehen. Alles dieses geschah nicht aus Freundschaft, sondern aus Politik, um sein Volk zu gleicher Höhe zu erheben. Aus derselben politischen Absicht begünstigte er auch die Missionäre, die er ausnutzen wollte: denn was Religion anbelangt, glaubte er weder an den Himmel, noch an die Hölle, sondern nur an sein scharfes Schwert. Er hatte keineswegs Furcht vor einer handvoll Missionäre und Kaufleute, wie sein Nachfolger Taikausama, welcher die blutige Verfolgung des Christentums anfing, und die Shogune Tokugawa, welche die Verfolgung fortsetzten und die hl. Kirche im Blute ertränkten.

Von den drei Söhnen des Nobunaga tötete sich 1. Nobutada, der erstgeborene, (1554—1582) vermittelst harakiri am Todestage seines Vaters, um nicht in die Hände des Verräters zu fallen.

2. Nobuo, der zweite, erklärte sich als Anhänger des Jeyasu, wurde somit Daimyo.

3. Nobutaka kämpfte gegen Hideyoshi und fiel im Kriege 1583. Nobutada hatte einen Sohn, Nobuhide, hinterlassen, der von

*) Die Tochter jenes Verräters ist die in den alten Berichten der Missionare vielerwähnte Donna Gracia, die 1600 starb.

Hideyoshi zum Erben des Nobunaga erklärt wurde. Als aber Jeyasu 1600 Herr von Japan geworden, beraubte er denselben seiner Güter und verbannte ihn. Nach den Missionsberichten ist Nobuhide 1595 getauft worden. Des Lebens Glück und Bitterkeit hat er nicht nur in seiner Familie, sondern auch an sich selbst erfahren. Er war ein eifriger Christ und baute Kirchen und Hospitäler. Akechi Mitsuhide war von armer Geburt und verdankte alles, Würden und Wohlstand, seinem Gönner und Herrn Nobunaga. Der Grund seiner schwarzen Tat war Neid und Ehrgeiz. Er hoffte, wenn möglich, sich an die Stelle seines hohen Herrn zu setzen. Aber schon in Kürze, zwölf Tage nach seiner Schandtat, wurde er von Takayama Ukon*), Daimyo von Takatsuki und General des Nobunaga, bei Yamasaki geschlagen und von den wütenden Bauern umgebracht, weil er seinen samurai die Erlaubnis gegeben, die letzteren nach Belieben zu berauben und zu drangsalieren.

b. Taikausama wird der Nachfolger von Nobunaga; er bereitet den Krieg gegen China vor (1583—1591).

太閤 *Tai-kau* war der Ehrentitel eines 關白 *Kwampaku*, d. h, „Hausmeiers“ oder „obersten Ministers“, welcher seine Würde niedergelegt hatte; es ist also gleich „Hausmeier a. D.“ Sama bedeutet „Herr“, „Exzellenz“. Taikausama bedeutet also „Seine Exzellenz, der Hausmeier a. D.“ Dieser Name wird in der Geschichte dem Hideyoshi, dem General, Freund und Nachfolger des Nobunaga gegeben.

Hideyoshi war 1536 geboren, also nur drei Jahre jünger als Nobunaga. Wie man sagt, war sein Vater ein armer Holzhauer aus Kiushiu. Weil Hideyoshi ein fratzenhaftes, häßliches Gesicht hatte, nannte man ihn den kleinen Affen. Eines Tages ging Nobunaga jagen, als er unter einem Baume einen jungen Mann fand, der eingeschlafen war. Von dem Jagdlärm aufgeweckt, wollte er entfliehen. Aber die Leute des Nobunaga hielten ihn fest. Auf die Frage, wer er sei, gab er zur Antwort: „Ich heiße 秀吉 *Hide-*

*) Dieser Daimyo war einer der erlauchtesten und eifrigsten Christen im sechzehnten Jahrhunderte. Er wurde um des Glaubens willen von Hidetada (1605—1622), dem zweiten Shogun Tokugawa, aller seiner Würden und ungeheuren Besitzungen beraubt und wirklich an den Bettelstab gebracht. Im Jahre 1614 wurde er selbst des Vaterlandes verwiesen. Seine Reise nach Nagasaki, wo er sich einschiffen sollte, glich einem wahren Triumphzuge, so sehr war dieser große Mann von allen verehrt und geliebt. Im November 1614 kam er in Manila an, starb aber schon am dritten Februar 1615. Es ist der in den alten Missionsberichten vielgenannte Justus Ucondono.

yoshi (kleiner Affe) und bin ein Sklave aus Kiushiu. Nobunaga fand Wohlgefallen an dem jungen Manne und nahm ihn als Pferdeknecht in seinen Dienst. Statt des früheren Namens erhielt er den hübschen Namen 木下人 *Kiushita,* d. h. „der Mann, den wir unter dem Baume gefunden." Dieser Name Kiushita wurde später von zwei Daimyo-Familien, welche von der Schwester des Hidiyoshi abstammten, mit Ehre und Stolz getragen.

Hideyoshi versah seinen Dienst ganz musterhaft. Und da er auch sonst alles, was man ihm vertraute, mit Klugheit und Geschicklichkeit zur allgemeinen Bewunderung ausführte, stieg er immer mehr in der Gunst seines Herrn, der ihn schließlich unter die Zahl seiner samurai, d. h. Krieger aufnahm. Im Kriege übertraf ihn keiner an Tapferkeit, Umsicht und List, so daß er sich sehr auszeichnete und immer höhere Ehren erlangte. Jedes Unternehmen, groß oder klein, mit dem er betraut wurde, glückte ihm; immer war er seinem Gegner gegenüber im Vorteile. So schwang sich denn Hideyoshi nicht nur zur Würde eines Generals, sondern 1577 selbst zu der eines Daimyo, d. h. kleinen unabhängigen Fürsten empor. Bald wurde er Generalissimus und war auch als solcher immer siegreich: er unterwarf seinem Herrn mehr als zwanzig Daimyo. Als der mächtige Daimyo 阿奇支 *Nyo-ki-tche* den Nobunaga beleidigt hatte, beauftragte letzterer keinen andern als Hideyoshi damit, seinen Feind zu züchtigen. Eben nun während dieses Krieges wurde Nobunaga von seinem verräterischen Freunde Akechi in Kyoto getötet und verbrannt, 1582.

Hideyoshi, an der Spitze seines siegreichen Heeres zurückkehrend, hatte bald seinen Entschluß gefaßt: er schob die Söhne seines Gönners beiseite und setzte sich an seine Stelle. Natürlich war er klug genug, sich mit 行長 *Konishi* Yukinaga und andern einflußreichen Persönlichkeiten zu verbinden. Selbstverständlich konnte es nicht ohne Kampf abgehen. Aber da Hideyoshi auch ein ebenso tüchtiger Diplomat wie General war, gewann er doch die Oberhand und war 1586 der von allen anerkannte 關白 *Kwampaku.* Gerne wäre er Shogun geworden. Aber diese hohe Würde konnte nur von einem Mitgliede der Familie Minamoto bekleidet werden. Er wandte also alle Mittel an, um vom ehemaligen Shogun Yoshiteru adoptiert zu werden. Aber niemals konnte er, trotz der glänzendsten Versprechungen, diese Gnade von dem armen Yoshiteru erlangen. Um Kwampaku zu werden, mußte er von der Familie Fujiwara adoptiert werden. Für ein schönes Ehrengeschenk war diese Familie bereit, ihn unter ihre zahlreichen Mitglieder

aufzunehmen. Gleichwohl nahm Hideyoshi nicht den Namen Fujiwara an, sondern nannte seine Familie 豐 臣 „*Toyotomi*".

Da Hideyoshi mit ganzer Seele Soldat war und sich natürlich zumeist auf seine Armee stützen mußte, war er mit nichts mehr beschäftigt, als mit der Ausbildung und Vervollkommnung seiner Truppen: nichts als Übungen und Manöver. Was Zahl und Ausbildung der Armee anbelangte, hatte Japan nie etwas derartiges gesehen.

Aber seine unermüdliche Tätigkeit wurde von der Armee nicht ausschließlich in Anspruch genommen. Er baute auch Festungen, Schlösser und feste Türme für Kriegszeiten, wo er Waffen und Geld hinterlegte, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Auch Parke und andere Vergnügungsplätze legte er an, auch baute er neunstöckige Türme, um von da aus mit seinen Kebsweibern sich am Anblicke schöner Landschaften zu erfreuen..

Da er aber auch ein ausgezeichneter Finanzmann war, der immer wußte, wie und wo Geld einzutreiben sei, hatte er noch die nötigen Mittel, eine große Flotte zu bauen. Kurz, es herrschte eine fieberhafte Tätigkeit im ganzen Lande unter dem Antrieb eines solchen Mannes, für welchen Arbeit ein Bedürfnis war. Zeitweise unternahm er Kriege; in wenigen Jahren hatte er mit sechsundsechzig Daimyo aufgeräumt. Wer immer von den Daimyo eine andere Meinung zu haben wagte als die seine, wurde abgesetzt oder bekriegt. Ebenso kurz und tyrannisch verfuhr er mit seinen nächsten Verwandten und Bekannten: entweder gehorchen oder sterben.

Da er von der Insel Kiushiu gebürtig war, von wo immer die meisten Räuberbanden nach China ausgezogen waren, wußte er die chinesischen Zustände ganz genau: von Jugend auf hatte er gehört, ein wie reiches und gesegnetes Land China sei, wie leicht anzugreifen und zu plündern, was für einen Schrecken daselbst der japanische Name verbreite.

Somit war schließlich in Hideyoshi der Entschluß gereift, China zu erobern. Die Armee nach Dschê-djang und Fu-djien sollte von chinesischen Spionen, eine andere von Korea nach Bêi-djing von Koreanern geführt werden. Damit nicht etwa sein Plan vom König der Inseln 琉 球 *Liu-tchiu* nach Bêi-djing verraten würde, verbot er diesem, eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen zu lassen.

Aber das Geheimnis wurde doch verraten. Der Großkaufmann 陳 甲 *Tschen-djia* aus Fu-djien befand sich nämlich dazumal gerade auf den Inseln und erfuhr von seinem intimen Freunde, dem Großmandarin 鄭 迥 *Dscheng-dschiung*, das ganze Geheimnis und die großen Rüstungen von Hideyoshi.

Sobald Tschen-djia nach China zurückgekehrt war, benachrichtigte er die Regierung von der drohenden Gefahr. Daraufhin verordnete der Kaiser, alle Festungen und Häfen in Stand zu setzen, die Soldaten gut einzuüben, kurz alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um sowohl im Süden wie im Norden den Feind gebührend zu empfangen.

Hideyoshi verordnete, daß man sich beeile, die nötigen Lebensmittel und Waffen vorzubereiten und zu vervollständigen, und zwar für eine Dauer von drei Jahren. Denn soviel Zeit, glaubte er, würde die Eroberung Chinas in Anspruch nehmen. Auch verkündete er, daß er sich selbst an die Spitze der Eroberungsarmee stellen und jede Nachlässigkeit in Vorbereitung und Ausführung streng bestrafen würde.

Viele der Daimyo glaubten nicht an eine Expedition nach China. Sie vermeinten, Hideyoshi bereite so große Streitkräfte vor, einzig um noch mit den übriggebliebenen Daimyo aufzuräumen. Wußten sie ja, wie klug der verschmitzte Hideyoshi seine wahren Absichten zu verbergen pflegte. Sie waren überzeugt, daß er das Feudalsystem, wie es bis dahin in Japan bestanden, abschaffen wollte, um an dessen Stelle die Autokratie, wie sie in China bestand, zu setzen. Jeyasu war ganz dieser Überzeugung und weigerte sich deshalb, am Kriege in Korea teilzunehmen.

Diese allgemeine Überzeugung der Daimyo beweist schon, wie aufgeregt der hohe Adel in Japan war. Hideyoshi fürchtete nun, daß sich das Land gegen ihn erheben würde, wenn er sich entfernte und daß man ihn nicht mehr zurückkehren lassen würde. Um also die Königswürde seiner Familie sicher zu erhalten, adoptierte er, weil er keinen Sohn hatte, seinen Neffen 秀次 *Hidetsugu,* legte die Würde des Kwampaku nieder, welche Hidetsugu verliehen wurde, während er sich mit dem Titel Taikausama begnügte. Hidetsugu sollte also 1591 die Regierung offiziell übernehmen.

Der stolze Taikausama glaubte Herr der ganzen Welt zu sein. Er schrieb einen anmaßenden Brief an den Statthalter der Philippinen, um Geschenke und Unterwürfigkeitseide zu verlangen. Und da erleben wir das schmähliche Treiben, wie Spanien Portugal verleumdet, es wolle vermittelst seiner Missionäre in Japan dieses Land erobern. Es ist eine Schande, wie Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer um die Wette logen, um Handel treiben zu können. Infolgedessen zerstörte Taikausama 1591 einige katholische Kirchen.

Taikausama hatte auch dem Daimyo von 豊後 *Fung-hou-Bungo* seine schöne Frau Yodo-gimi, eine Nichte des Nobunaga,

geraubt und lebte nunmehr einzig und allein dieser Eroberung, so daß er sowohl Korea als China darüber vergaß.

Endlich, nachdem seine Leidenschaft ein wenig ausgetobt, verkündete er am dreizehnten Februar 1592, daß in Bälde der Krieg gegen Korea und China beginnen werde; alle Daimyo hätten ihre Truppenteile in bestem Kriegszustande nach der Hauptstadt zu schicken. Wer immer sich widerspenstig zeige, sei dem Tode verfallen.

c. Taikausamas Kriegszug gegen Korea und China (1592—1597); seine Niederlage.

Nachdem Taikausama am dreizehnten Februar 1592 alle Streitkräfte aufgerufen hatte, zog er im vierten Monate, d. h. im Mai desselben Jahres, mit großer Freude und Siegesgewißheit ins Feld. Es war eine stattliche Armee von hundertdreißigtausend Mann, trefflich ausgerüstet und gut geübt.

Generalissimus der ganzen Armee war 浮田秀家 *Ukida-Hideie,* Daimyo von Okayama in der Provinz Bizen. Andere Generäle waren: 小西行長 *Konishi- Yukinaga,* Sohn eines einfachen Apothekers, der durch seine Tapferkeit und kriegerischen Talente sich zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen. Ihm wurde die Ehre zuteil, den Vortrab des Heeres zu führen, was bei den Japanern die beneidenswerteste Würde und die höchste Auszeichnung war. Konishi war aber nicht nur ein tapferer Feldherr, sondern auch ein überzeugungstreuer Christ. Schon im Jahre 1584 war er getauft worden.

加藤(清正) *Kato (Kiyomasa),* Sohn eines Schmiedes, war Vetter des Hideyoshi und in demselben Dorfe Nakamura in Owari geboren. Schon im Alter von fünfzehn Jahren begab er sich zu diesem, um dessen Laufbahn zu folgen. Er war ein stürmischer, fürchterlicher Krieger, der von den Koreanern den Beinamen „der General-Teufel“ erhielt. Er und Konishi hatten eine sozusagen angeborene gegenseitige Abneigung und konnten sich nie verständigen. Im Kriegshandwerke waren sie erklärte Nebenbuhler und suchten sich gegenseitig auszustechen. Auch in Religion waren sie starke Gegner: war Konishi ein eifriger Christ, so war Kato ein eingefleischter Heide, welcher das Christentum aufs ärgste verabscheute und verfolgte.*) Die in der Geschichte bekannten Agnes,

*) Auch ihr Ende war ganz verschieden. In dem großen Erbfolgekriege ergriff Kato die Partei von Jeyasu und erhielt nach dem Siege alle Besitzungen von Konishi. Aber Jeyasu traute seinem Freunde, dem falschen Parteigänger,

Magdalena und Ludwig Takeda sind von ihm gemartet worden. Andere Generäle waren noch 義智 *Y-dsche*, 僧元 *Seng-yuen*, 蘇宗逸 *Su-dsung-i*, Ishida-Mitsunari, der tüchtige Gouverneur von Kyoto u. s. w.

Man schlug den gewöhnlichen Weg über die Inselgruppe 對馬 *Tsushima* ein, um nach Korea zu gelangen. Dort war man gewillt, den Japanern Widerstand zu leisten, und eine Armee sollte deren Landung verhindern. Doch in offenem Felde waren die Koreaner auch nicht im entferntesten imstande, gegen die Japaner zu kämpfen. Anders war es bei befestigten Plätzen, wo die Koreaner hinter den schützenden Mauern hartnäckigen Widerstand leisteten. So wurden die Japaner bei der Belagerung von 金山 *Djin-schan* nicht wenig aufgehalten, bis sie dieser Festung Herr wurden.

Im offenen Felde war der Vorgang der Japaner ein wahrer Triumphzug: wo immer sich Koreaner zeigten, wurden sie mit Ungestüm über den Haufen geworfen und total zersprengt.

Schon im fünften Monate waren die Japaner Herren der Provinz 豐德 *Fung-dêi* und hatten die Städte 臨津 *Lin-dsin*, 開城 *K'ä-tscheng* u. s. w. besetzt. Schließlich hatten die Koreaner eine solche Furcht vor den Japanern, daß sie in offenem Felde nicht mehr zu kämpfen wagten, sondern alsogleich das Weite suchten. Der Generalissimus nahm die Hauptstadt von Korea 漢城 *Han-tscheng*,- Sêul. Der König 李昖 *Li-sung* war geflohen und hatte sich in die feste Stadt 平壤 *Ping-yang* zurückgezogen. Aber die Japaner waren mit solcher Eile über die Hauptstadt hergefallen, daß weder die Weiber noch die Kinder des königlichen Hauses hatten entfliehen können. Diese also wurden zu Gefangenen gemacht und dienten als Geisel.

Um auch den König zu fangen, nahm die japanische Armee alsbald nach heftigem Widerstande auch Ping-yang; aber der König war schon wieder entflohen und hatte sich nach 義州 *Y-dschou* begeben.

Schon bald nach der Landung der Japaner hatte Li-sung Eilboten über Eilboten nach Bêi-djing geschickt, um seinen kaiserlichen

---

nicht und entledigte sich desselben durch Gift, um ferneren Umtrieben vorzubeugen.

Konishi nahm Partei für Hideyori. Nach der großen Niederlage von Seki-ga-hara wurde er mit andern mächtigen Parteihäuptern geköpft.

1632 wurde der Sohn des Kato der Würde eines Daimyo entsetzt und seiner großen Besitzungen beraubt; er selbst und seine Nachkommen waren von nun an mehr bloße samurai = Leute der Kriegskaste. Die Buddhisten verehren den Kato als einen mächtigen Buddha und haben ihm Tempel gebaut.

Lehensherrn über die Lage aufzuklären, und um Beistand zu bitten. Natürlich hatte der kaiserliche Hof wenig Lust, mit den Japanern anzubinden und sie zu reizen, aus Furcht, dieselben möchten ihren Triumphzug auch nach Bêi-djing, dem eigentlichen Ziele der Expedition ausdehnen. So beratschlagten sich die hohen Herrn in Bêi-djing gar lange und gestanden sich ein, daß es gefährlich sei, mit den Japanern sich in einen Kampf einzulassen. Schließlich schickte der Kaiser doch den General 祖承訓 *Dsu-tscheng-hüin* den Koreanern zu Hilfe. Schon im ersten Kampfe unter den Mauern von Ping-yang wurde er mörderisch geschlagen, so daß kaum einige Leute sich durch die Flucht retten konnten.

Im achten Monate kamen zwei andere chinesische Generäle mit beträchtlicheren Truppen an; auch ihnen widerfuhr dasselbe Schicksal. Da nun China, wie immer, weder Geld noch Waffen oder Vorräte besaß, überdies im Gebiete von 寧夏 *Ning-hia,* im westlichen 陝西 *Schen-si* auf der linken Seite des Gelben Flusses, einen großen Aufstand zu bekämpfen hatte, der leicht zu gefährlichen Verwicklungen mit den Mongolen führen konnte, so schlug 石星 *Sche-sing,* Präsident des Kriegsministeriums, vor, Japan vielmehr mit der Kunst der Diplomatie als mit der Gewalt der Waffen anzugreifen. In Anbetracht der großen Erfolge aus jüngster Zeit, die 胡宗憲 *Hu-dsung-hien* auf diesem Gebiete errungen, stimmten ihm alle Kollegen bei und fingen an, einen für solches Amt tüchtigen Diplomaten zu suchen.

Unterdessen hatte die japanische Armee ganz Korea erobert und besetzt und erwartete mit Ungeduld die Ankunft von Taikausama, der bei der Abfahrt im Frühling versprochen, möglichst schnell mit Verstärkungen nachzukommen. Nun stand man schon am Ende des Herbstes, ohne daß der oberste Kriegsherr erschienen, oder Nachricht von seiner zu erwartenden Ankunft geschickt oder irgend welche Anordnung getroffen hätte. Doch Taikausama hatte keine Eile, sein Versprechen auszuführen und nach Korea zu ziehen. Die Gründe dafür sind folgende:

1. Er fürchtete, wenn er Japan verlassen habe, möchten sich die andern Daimyo wider ihn erheben und ihn nicht mehr nach Japan zurückkehren lassen. Der chinesische Geschichtschreiber fügt hinzu, daß Taikausama wegen seiner Tyrannei und wegen seines Geizes auch beim Volke äußerst verhaßt gewesen; daß er aus Furcht, erkannt zu werden, auf seinen Reisen sein Gesicht verhüllt, oft die Kleider gewechselt und des Nachts nie in demselben Zimmer geschlafen, sondern aus vielen Zimmern selbst eines ausgewählt

habe, um darin zu schlafen. So wenig vertraute er selbst seiner nächsten Umgebung. Kurz, man macht ihn zu einem ähnlichen Tyrannen, wie den 秦始皇帝 *Tsin-sche-huang-di*, von dem man ähnliches erzählt. Aber die Berichte scheinen an Übertreibung zu leiden.

2. Ein anderer Grund war der plötzliche Tod seiner Mutter. Trotzdem Taikausama sich grade nicht sehr viel an Äußerlichkeiten hielt, kam ihm diese Trauerzeit doch so gelegen, daß er sie als Grund vorschützte, Japan nicht verlassen zu können.

3. Der dritte Grund war, daß ihm 1593 von seiner geliebten Yodo-gimi ein Sohn geschenkt wurde, den er wie seinen Augapfel liebte und nicht verlassen zu können glaubte. Taikausama hatte kein Interesse mehr an der Unternehmung in Korea.

Die Generäle hatten ihm ihre Siege berichtet und um fernere Maßregeln gebeten, auch wohl ein Zeichen wohlverdienter Anerkennung für ihre und der Soldaten Tapferkeit erwartet; aber Taikausama schwieg. Natürlich erregte das Unzufriedenheit bei hoch und niedrig.

Auch die Disziplin ließ nach. Da die so notwendigen Lebensmittel und Winterkleider ausblieben, blieb den Soldaten nichts anderes übrig, als sich dieselben zu verschaffen, wo sie nur konnten. Das gab dann natürlich Anlaß zu Räubereien und andern Gewalttätigkeiten.

Endlich hatte die chinesische Regierung einen Gesandten gefunden in der Person des 沈惟敬 *Schen-wêi-djing*. Derselbe war aus 嘉興府 *Djia-hing-fu* gebürtig und mit den Japanern bekannt. Vorläufig blieb er bei der Armee des Generals 李如松 *Li-ju-sung*, um eine günstige Gelegenheit zu Verhandlungen abzuwarten.

Als dieser General die Unordnung der japanischen Armee sah, welche ohne Nahrung, Kleidung und Waffen wie Bettlerbanden im Lande herumschwärmten, fiel er über sie her und schlug sie. Durch diesen Sieg ermutigt, führte er seinen Feldzug weiter, schlug zu wiederholtem Malen die Japaner und eroberte die vier südlichen Provinzen Koreas, welche die Japaner im vorigen Jahre besetzt hatten, wieder zurück.

Erstaunt über seine Erfolge, fing Li-ju-sung an zu glauben, er sei ein kleiner Kriegsgott und suchte seine Siege zu verfolgen. Als er aber nach 碧蹄館 *Bi-di-kuan**) vordrang, stieß er auf

*) Die große chinesische Geographie 讀史方輿紀要 vol. 38 p. 4 in verso sagt, daß Bi-di-kuan dreißig Li von der Hauptstadt Sôul liegt. Östlich von diesem Flecken befindet sich eine große steinere Brücke 大石橋. Dies ist der Ort, wo man die Schlacht lieferte. Diese Geographie bestätigt auch, daß

Reste der eigentlichen, organisirten Japaner Armee, von denen er ganz mörderisch geschlagen wurde. Jetzt glaubte er, es sei die Zeit gekommen, die Diplomatie statt der Waffen vorgehen zu lassen.

Schen-wêi-djing betrachtete sich als den Gesandten der Sieger, da ja Li-ju-sung die vier südlichen Provinzen zurückerobert hatte und die japanischen Truppen ganz entmutigt bei 釜山 *Fu-schan* warteten, um mit der ersten Gelegenheit nach Japan zurückzukehren. Trotz einer Verstärkung von fünfzigtausend Mann vermochten die Japaner in Korea nichts auszurichten, da zu viele Mannschaften erfroren, verhungert, getötet, oder von Krankheiten hingerafft worden waren. Sie mußten in ihren Verschanzungen verbleiben und ihre Wut über den Taikau verbeißen. Andererseits wagten aber auch die Chinesen nicht, die Japaner zu reizen.

Taikausama wußte von den Niederlagen und der Entmutigung seines Heeres nichts. Denn kein Mensch hatte es gewagt, ihm davon etwas zu sagen, ebenso wenig, daß viele seiner Mannschaften vor Kälte und Hunger gestorben seien.

Er war im Gegenteil der festen Überzeugung, sein Heer habe gesiegt, uud der chinesische Gesandte komme, um demütigst die Friedensvorschläge entgegen zu nehmen. Daher diktierte er auch ganz großmütig folgende vier Friedensbedingungen:

1. Der Kaiser von China müsse ihm eine kaiserliche Prinzessin zur Frau geben.

2. Den Freihandel für die Japaner bewilligen.

3. Die vier südlichen Provinzen Koreas an Japan überlassen.

4. Ihn als seinen Lehensherrn betrachten und ihm einen jährlichen Tribut bezahlen, über den man später genauer übereinkommen werde.

Schen-wêi-djing tat, als ob er alles bewilligte, und da er dem Taikausama prachtvolle Festkleider schenkte, meinte dieser, er sei wirklich zum Kaiser von China ausgerufen worden.

Als aber der chinesische Gesandte schließlich auch mit seinen Friedensbedingungen herausrückte und verlangte, daß Hideyoshi offiziell als König von Japan anerkannt werde, der Krieg gegen Korea aufhören solle und alle Gefangenen herausgeben werden müßten, nahmen die japanischen Generäle diese demütigenden Bedingungen zwar an, verhehlten diese aber Taikausama. Vielmehr sorgten sie, Yodogimi und die Höflinge dafür, daß er aus seinem

---

die Chinesen von 1592—1598 wacker gegen die mutig sich wehrenden Japaner gekämpft und diesen viele Niederlagen beigebracht haben. Er lobt auch besonders den chinesischen Feldherrn 麻貴 *Ma-kui.*

Freudentummel nicht herauskomme. Als am zwanzigsten Oktober 1596 die prunkhafte dreihundert Mann starke Gesandtschaft aus China ihm den „Kaisermantel“ überbrachte, war er ganz außer sich und legte denselben mit höchstem Wohlgefallen an. Für ihn war dies der glorreichste Tag seines Lebens: er war in seiner Einbildung Kaiser von China und Herr der Welt. Doch war er noch gütig genug, Wan-li huldvollst grüßen zu lassen.

Im Besitze einer so hohen Würde wollte er dieselbe auch seinem geliebten 秀頼 *Hideyori* (Siu-lä) vererben. Leider hatte er aber schon seinen Neffen Hidetsugu zu seinem Nachfolger eingesetzt. Darum suchte er diesen zu veranlassen, den kleinen Hideyori zu adoptieren, und demselben den Titel Kwampaku zu überlassen. Aber Hidetsugu weigerte sich, von seinem Erbteile irgend etwas abzutreten. Es kam deshalb zu Unzufriedenheiten und Streitigkeiten. Doch Taikausama war nicht verlegen. Er ließ den Hidetsugu wegen Verschwörungen gegen ihn anklagen und daraufhin in die Bonzerei des famosen Berges 高野山 *Koga-san*, wohin gewöhnlich in Ungnade gefallene Daimyo und Höflinge geschickt wurden, verbannen. Noch nicht zufrieden, sandte er demselben noch den Befehl, sich vermittelst harakiri zu entleiben. Zuletzt ließ der Tyrann 1595 sogar die ganze Familie und Verwandtschaft des Hidetsugu töten, wobei an einem Tage fünfunddreißig adelige Frauen und selbst die Kinder an der Mutterbrust hingeschlachtet wurden.

Wie vorauszusehen war, konnte es dem Taikausama auf die Dauer doch nicht verborgen bleiben, welch schnöde Komödie man mit ihm getrieben. Und in der Tat erhielt er durch die von ihm zur Ratifikation des Friedensvertrages beauftragten vier Bonzen endlich doch Kenntnis von dem Betruge. Natürlich kannte sein Zorn keine Grenzen; er raste zwar vor Wut, doch seine liebe Yodo-gimi hatte ihn bald wieder besänftigt. Er schickte im Jahre 1597 noch andere hunderttausend Mann nach Korea, um den Krieg mit Erfolg fortzusetzen.

Um sich dafür zu rächen, daß die Koreaner seine Armee nicht nach Gebühr verpflegt hatten, befahl er, den Schuldigen die Ohren abzuschneiden. Diese Schandtat verübte man denn auch zumal an Frauen und Kindern, da die Männer sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht hatten. Natürlich war ganz Korea darüber ergrimmt und suchte sich zu rächen. Wo immer sich ein Japaner zeigte, wurde er mißhandelt und getötet. Aber zumal war es der Hunger, welcher unter den Japanern aufräumte, da die Koreaner alle Lebensmittel vor ihnen verbargen und selbige lieber verbrannten als ihren Feinden auslieferten.

Nachdem in diesem unsinnigen Feldzuge, von dem man immer noch keinen Ausweg sah, wiederum an die fünfzigtausend tapfere Krieger durch Hunger, Kälte, Nachstellungen der Koreaner und Mangel an Leitung im Verlauf von sechs Jahren aufgerieben worden, sah selbst Taikausama ein, der Rest der Armee müsse zurückgerufen werden.

Ganz Japan war erbittert über einen so schändlichen Ausgang, an welchem einzig die Nachlässigkeit des Taikau schuld war. Hätte er sich während der sieben Jahre (1592 –1599), in denen seine Armee in Korea weilte, sich derselben angenommen, gewiß wäre sie nicht so schmählich zu Grunde gegangen. Ein so stattliches Heer von hundertdreißigtausend Mann wäre, falls er sich an die Spitze gestellt und dasselbe gut geführt hätte, leicht im stande gewesen, in drei Monaten Bêi-djing zu erreichen und China zu erobern.

Mehr als alle waren die Daimyo gegen Taikausama aufgebracht, da sie sich in diesem langen Kriege ruiniert hatten, mußten sie ja ihre Soldaten auf eigene Kosten ausrüsten und nähren. Nun hatten sie so viele Unkosten gehabt und einen großen Teil ihrer Leute verloren, ohne auch nur den geringsten Vorteil gewonnen zu haben. Auch mehr als fünfhundert große Schiffe waren während dieses Krieges verloren gegangen.

Taikausama war unwilliger und mißmutiger als je. Obwohl selbst aus Kiushiu gebürtig, nahm er seinen Landsleuten das alte Privileg, zwei scharfe Messer am Gürtel zu tragen, wie die samurai (Kriegerkaste) der andern Provinzen. Auch christliche Daimyo tötete der Tyrann, immer in der Furcht, sie möchten sich mit den Portugiesen gegen ihn verbinden. Aus eben dieser Furcht ließ er auch eine große Anzahl Missionare und Ordensleute, worunter auch Japaner waren, am fünften Februar 1597 auf dem hl. Hügel bei Nagasaki im Jahre 1597 kreuzigen.

Endlich starb er selbst am fünfzehnten September 1598 im Alter von vierundsechzig Jahren. Seinen sechsjährigen Sohn vertraute er der Vormundschaft des Großdaimyo 家康 *Jeyasu,* seines lieben Freundes und Schwagers*) an. Doch dieser vergalt ihm, wie Hideyoshi seinem Gönner Nobunaga vergolten hatte. Die Vormunde des kleinen Hideyori beeilten sich, Frieden zu schließen (1599), d. h. sie riefen die Truppen heim, ohne irgend welchen Vertrag mit Korea oder China geschlossen zu haben. Jeyasu ergriff bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen sein Mündel Hideyori.

*) Im Jahre 1586 hatte ihm Hideyoshi seine jüngere Schwester zur Frau gegeben.

Die großen Daimyo stellten sich teilweise auf die Seite des Hideyori, den sie für den legitimen Nachfolger hielten, aus Abneigung gegen Taikausama, teilweise auf Seite des Jeyasu.

Ishida Mitsunari, einer der Generäle der Expedition gegen Korea, stellte sich an die Spitze der Partei des jungen Hideyori und sammelte eine Armee von hundertdreißigtausend tapfern Kriegern um sich. Jeyasu hatte nur achtzigtausend Mann.

Am fünfzehnten September 1600 kam es zur großen Schlacht von 關原 *Seki-gahara,* einem Dorfe in Mino. Jeyasu trug einen entscheidenden Sieg davon, indem er dreißigtausend Mann seiner Gegner niederschlug. Es ist dies die größte Landschlacht, die jemals in Japan geliefert worden. Die hauptsächlichsten Führer der Gegner wurden von Jeyasu, dem nunmehrigen Herrn von Japan, zum Tode verurteilt.

Jeyasu ist der Gründer der Dynastie Shogun Tokugawa, welche unter fünfzehn Shogun Japan bis 1868 beherrscht hat.

Nach alter japanischer Gewohnheit dankte Jeyasu bald (1604) ab, um den Thron seinem Sohne Hidetada zu sichern. Nominell und zum Scheine war Hidetada (1605—1622) Shogun, aber Jeyasu behielt gleichwohl alle Macht in Händen. Er wollte nur seinen Sohn an die Regierung gewöhnen und ihm den Thron unter seinen zahlreichen Brüdern und den feindlichen Daimyo sichern.

Aus kluger Berechnung hatte Jeyasu nach seinem Siege Hideyori ganz ruhig auf seinem festen Schlosse von Osaka gelassen und wartete eine gute Gelegenheit ab, um mit ihm aufzuräumen, ohne sich der Gefahr eines neuen gefährlichen Krieges auszusetzen. Diese Gelegenheit bot sich 1615. Jeyasu belagerte die für uneinnehmbar gehaltene Festung Osaka und nahm sie nach einem Kampfe von mehreren Monaten. Hideyori und seine Mutter Yodo-gimi kamen in den Flammen um. So war das Geschlecht von Hideyoshi ganz vertilgt.

Um Japan seinem Hause Tokugawa für immer und ewig zu erhalten, schloß Jeyasu sein Land von allem Fremdenverkehr ab: kein Japaner durfte hinaus und kein Fremder hinein. Diese Furcht, seine Familie möchte den Thron verlieren, machte ihn auch zu einem der wütendsten Verfolger des Christentums. Das strenge Verfolgungsedikt von 1614 ist sein Werk.*) Er starb 1616 im Alter von vierundsiebzig Jahren.

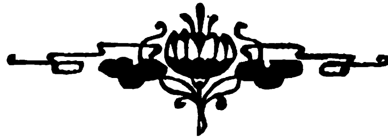
*) Manche Schriftsteller vermeinen, Jeyasu habe das Christentum verfolgt, weil die christlichen Daimyo auf Seiten seines Gegners gestanden, also seine politischen Feinde gewesen. Das ist nicht der Fall. Von den zwanzig christlichen Daimyo hatten nur drei die Partei des Hideyori ergriffen, alle andern

Jeyasu wurde von seinen Nachkommen unter die Schutzgötter der Familie versetzt. Hidetada baute ihm einen prachtvollen Tempel in 日光 *Nikko*, einem Dorfe von Shimotsuke, das durch die unvergleichliche Pracht seiner Landschaft noch jetzt berühmt ist.

Die Absperrung des Landes gegen alles Fremde dauerte bis 1863. Im Jahre 1868 war es endlich mit dem Shogun Tokugawa aus, und Japan wieder dem Fremdenverkehr geöffnet, wobei der größte Vorteil natürlich Japan selbst zukommt.

---

waren auf Seite des Jeyasu. Auch war die öffentliche Meinung nicht dem Christentum feindlich. Denn von den damaligen dreihundert Daimyo von Japan waren nur vier bis fünf dem Christentume feindlich gesinnt und verboten es unter Todesstrafe. Yodo-gimi aber war eine fanatische Buddhistin und geschworene Feindin des Christentums. In jenem Bürgerkriege spielte die Religion gar keine Rolle, sondern einzig die Politik.



Anhang.

Die Christenverfolger Tokugawa. Jeyasu (1542–1616).

Jeyasu 家康, den wir schon kennen, war der erste Shogun und Gründer der Familie Tokugawa und stammte, wie wir auch schon gesagt haben, von einer Seitenlinie Minamoto ab. Er war ein Augendiener und abscheulicher Heuchler, der emporzukommen strebte. Als kleiner Daimyo diente er zuerst Nobunaga, (1582), und bewies sich als ein tüchtiger Kriegsmann. Nach dessen Tode erklärte er sich für Hideyoshi und war dessen ergebener Parteigänger. Schließlich war er nach sehr glücklichen Kriegen einer der mächtigsten Daimyo. Hideyoshi traute dem gar so ergebenen Höflinge nicht allzusehr, und so machte er ihm schließlich, um ihn besser überwachen zu lassen, ein kostbares Geschenk: er gab ihm nämlich seine schon vierzig Jahre alte Schwester zur Gemahlin (1586). Jeyasu nahm mit vielem Dank dieses alte, abgenutzte Geschenk an; hatte er ja doch Pläne für die Zukunft, zu deren Verwirklichung ihm die Verwandtschaft mit Hideyoshi behülflich sein konnte.

Als Hideyoshi im Jahre 1598 auf dem Sterbebette lag, ernannte er Jeyasu zum ersten Vormund seines sechsjährigen Sohnes, den er auch mit der Enkelin des Jeyasu verlobte. Bei allen Göttern und Göttinnen Japans schwur Jeyasu, dem jungen Waisen Vater und Beschützer sein zu wollen, und zeigte sich ganz gerührt über das ehrenvolle Vertrauen des Hideyoshi zu ihm. In Anbetracht über den bevorstehenden Verlust seines königlichen Freundes tat er, als ob er ganz untröstlich sei.

Kaum hatte Hideyoshi die Augen geschlossen, als der Heuchler sein Mündel beiseite schob und sich selbst auf den Thron setzte. Es kam infolgedessen zur großen Schlacht von Seki-gahara, (1600). Jeyasu war Sieger und allgemein anerkannter Herr von Japan. Er vernichtete alle seine Gegner: entweder köpfte er sie, oder wenn die Umstände weniger Aufsehen verlangten, vergiftete er sie. Seine

Spione und geheimen Angeber durchstreiften ganz Japan und wurden für ihre Judasgeschäfte königlich belohnt. Wer immer verdächtig und gefährlich schien, wurde in nicht zu langer Zeit auf die eine oder andere Weise umgebracht.

Seine abscheuliche Heuchelei erhellt zumal aus seinem Erlasse betreffs des Mikado, d. h. seines Kaisers und obersten Herrn. Diesem ließ er siebzehn Artikel zugehen, d. h. er ließ dieses oben im Palaste des Mikado ohne weiteres ankleben.

„In Anbetracht des göttlichen Charakters des Mikado kann und darf dieser sich nicht mit der Verwaltung irdischer Dinge beschäftigen. Infolgedessen darf er nicht aus seinem Palaste, „seinem Himmel“ herausgehen und dies nicht einmal, wie es bis jetzt erlaubt und Gebrauch war, um seine Vorfahren in Ise zu verehren. Auch darf er keinen Daimyo oder Großherrn in Audienz empfangen, noch auch darf er Ehrentitel verkaufen. . . .“

Letzteres Vorrecht war dem armen Mikado verblieben, um wenigstens sich ernähren zu können. Jeyasu nahm ihm auch dieses Vorrecht, diesen letzten Schatten eines Kaisers. So wird das Verfolgungsdekret dieses heuchlerischen Tyrannen gegen die Christen wohl niemand überraschen:

„Die Missionare sind gekommen, um ein sittenwidriges Gesetz zu predigen, welches im vollsten Widerspruch zu den alten Göttern und der buddhistischen Religion steht. Ihre schließliche Absicht läuft einzig darauf hinaus, sich Japans zu bemächtigen und es den Fremden zu überliefern. . . .“

Die Holländer und zumal der englische Lotse William Adams und andere Verleumder hatten ihm allerdings solche Dinge vorgeschwätzt. Aber Jeyasu selbst mußte die Torheit solcher Anklagen am besten verstehen. Denn welchen Schaden konnte eine Handvoll Christen ihm und dem Staate zufügen? Nur purer Haß gegen das Christentum stachelte Jeyasu zur Verfolgung und Vernichtung der christlichen Religion auf. Er wollte nichts neben sich dulden, niemandem erlauben, einer anderen Meinung zu sein als er.

Die grausige Ausführung dieses teuflischen Dekretes überließ er seinem Sohne und Nachfolger Hidetada, (1605—1622). Denn er selbst hatte, um einzig der Tugend zu leben, bald die Regierung diesem übergeben und sich nach Sumpu, dem heutigen Shizuoka, als Einsiedler zurückgezogen. Natürlich behielt er das Heft der Regierung bis an sein Ende stramm in seinen Händen. Er kannte die Eifersucht seiner anderen Söhne, zumal des sechsten Sohnes Tadateru gegen den zweiten, Hidetada, den bestimmten Thronfolger.

So wollte er denselben beizeiten anerkennen lassen und an die Regierung gewöhnen.

2. Hidetada (1605—1622), vollführte getreu das Programm seines Vaters, verfolgte mit blutiger Grausamkeit die Christen und schloß Japan gegen allen Fremdenverkehr ab. Auch er dankte zu Gunsten seines Sohnes Jemitzu ab und lebte noch zehn Jahre „ganz der Tugend“.

3. Jemitzu (1623—1649), wohl der ärgste Tyrann des schändlichen Tokugawa, ließ 1640 selbst die portugiesische Gesandtschaft hinrichten. Verschiedene Empörungen gegen seine unerhörte Tyrannei erstickte er im Blute. Das Christentum hat nie einen wütenderen Feind gehabt. Das große Blutbad (1637—1638) von Shimabara, auf der Halbinsel südlich von Hizen, kostete dreißigtausend Christen das Leben. Der in den Martyrerakten so berüchtigte Berg mit den heißen Schwefelquellen Ungenus-Onsen, von einer Höhe von 1450 Meter, befindet sich ebenfalls in der Provinz Shimabara. Jemitzu starb 1651 kaum fünfzig Jahre alt.

4. Jetsuna (1650—1680), verbot aufs strengste, ausländische Bücher ins Japanische zu übersetzen oder auch über die Regierung oder über Sittenverhältnisse der Hauptstadt Yedo, dem jetzigen Tokio zu schreiben. Er starb kaum vierzig Jahre alt und hinterließ den Thron seinem fünf Jahre jüngeren Bruder.

5. Tsunayoshi (1681—1709), war ein Freund der Wissenschaften und Künste, ein so eifriger Buddhist, daß er verbot, lebende Wesen zu töten. Um dem Staatsbankerott abzuhelfen, fälschte er die Münzen und bestahl so das Volk. Er wurde von seiner Gattin erdolcht, die nach dieser Schandtat sich dann selbst auch so umbrachte.

6. Jenobu (1709—1712), Neffe der beiden Vorgänger, starb kaum fünfzig Jahre alt.

7. Jetsugu (1713—1716), Sohn des vorigen, starb kaum sieben Jahre alt. Weil das erschöpfte Land versuchte, durch Außenhandel einigen Gewinn zu machen, erneuerte der Kronrat der Tokugawa das strengste Verbot dieses Handels. Die egoistische Hauspolitik ging über das Wohl des Landes. Japan mochte untergehen, wenn nur die Tokugawa den Thron behielten. Nachfolger wurde sein alter Oheim

8. Yoshimune (1717—1745). Dieser ist wohl der populärste aller Tokugawa. Er war ein Freund der Gelehrten, begünstigte europäische Wissenschaften, wünschte das Volkswohl auf alle Weise zu heben, verlangte auf die Fehler seiner Regierung aufmerksam gemacht zu werden, ganz nach dem Beispiel der alten „Heiligen“

Chinas. Er dankte 1745 zu Gunsten seines Sohnes ab und starb 1751 im Alter von vierundsiebzig Jahren.

9. Jeshige (1745—1761), sein Sohn, starb kaum fünfzig Jahre alt, dessen Minister O-oka Tadasuke einer der berühmtesten Rechtsgelehrten war.

10. Jeharu (1762—1786), köpfte verschiedene Gelehrte, welche vom Mikado als dem wahren Inhaber der Staatsgewalt gesprochen. Er ließ medizinische Bücher übersetzen und baute ein Observatorium.

11. Jenari (1787—1837), Neffe des vorgehenden, weigerte sich hartnäckig, mit Rußland in Handelsverbindungen zu treten und ließ alle Küsten aufs strengste bewachen, daß kein Fremdenschiff landen könnte. Er hatte mehr als fünfzig Kinder. Die Nachkommenschaft der unsterblichen Tokugawa war also gesichert. Sein Sohn

12. Jeyoshi (1838—1853), machte alle Anstrengungen, die Küsten Japans gegen Landungen fremder Schiffe zu sichern; denn diese erschienen immer zahlreicher in den Gewässern Japans. Trotzdem drangen französische Schiffe 1846 in den Hafen von Nagasaki, und am achten Juli 1853 legte das amerikanische Geschwader in der Bai von Uraga, also vor der Hauptstadt Yedo selbst, sich vor Anker. Bald darauf starb Jeyoshi, einundsechzig Jahre alt.

13. Jesada (1853—1858), sah sich trotz allem Widerstreben genötigt, einen Handelsvertrag mit Amerika zu unterzeichnen. Er starb kaum fünfunddreißig Jahre alt.

Sein mächtiger Minister, Ji Naosuke (1815—1860), war durchaus der Ansicht, Japan müsse dem Fremdenhandel geöffnet werden. So kam der Vertrag zustande.

Beim Tode des Jesada der keinen Sohn hinterließ, setzte er durch, daß der Prinz Jemochi auf den Thron kam. Infolgedessen wurde er von eifersüchtigen Parteigegnern 1860 ermordet.

14. Jemochi (1858—1866), ein junger Herrscher von zwölf Jahren, war der ohnmächtige Zuschauer der innern Unruhen, welche Japan durchzuckten. Das Land wollte endlich das Joch des blutigen Tyrannen Tokugawa abschütteln. 1863 mußte er sich nach Kioto zum Mikado Komei (1847—1866) begeben, um Rechenschaft abzulegen und um dessen Befehle zu empfangen: eine seit zweihundertsechzig Jahren unerhörte Begebenheit. Er starb kaum zwanzig Jahre alt.

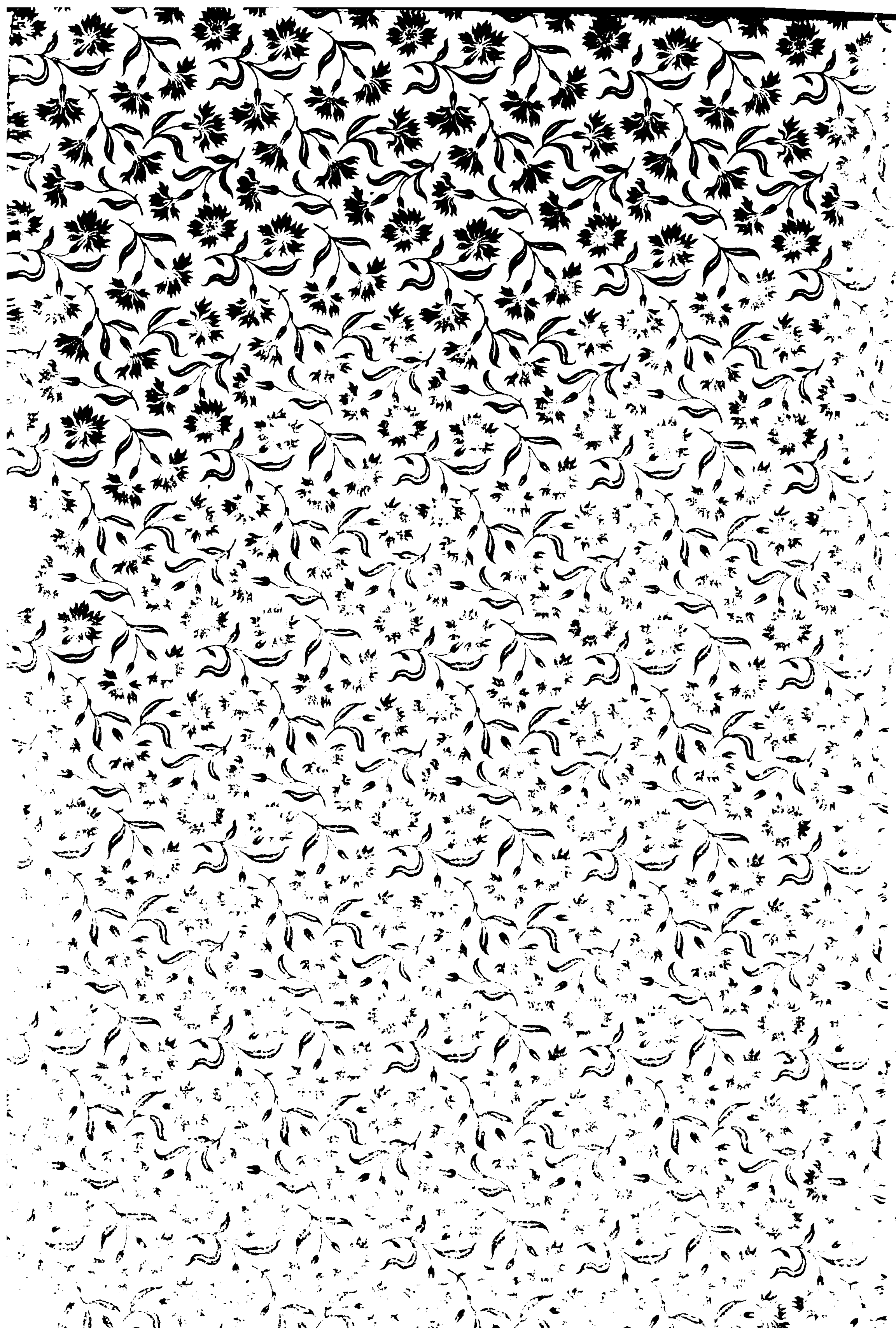
15. Kei-ki (1866—1868), unfähig, der Schwierigkeiten Herr zu werden, reichte seine Entlassung ein. Der Mikado nahm sie an und hob zugleich für immer die Würde des Shogun auf. Aber „Herrschen ist süß“. So bereute er bald seinen Schritt. Aber alle

Empörungen waren unnütz. Die Restauration vollendete sich unter dem jetzigen hundertzweiundzwanzigsten Mikado.

Die zahlreichen Tokugawa hatten natürlich während der zweihundertsechzigjährigen Herrschaft gut für sich gesorgt; so befinden sie sich jetzt zumeist unter dem hohen Adel. Die alten Daimyo von Owari, Kii, Mito, direkte Nachkommen von Jeyasu, hatten das Privileg, den Shogun zu ersetzen, wenn der letzte Shogun keinen Sohn gehabt.

Alle Daimyo Japans waren schließlich Verwandte der Shogun Tokugawa. Denn diese hatten so zahlreiche Töchter in ihrem wohlbesetzten Harem, daß sie alle Daimyo mit einer solchen beglücken konnten. Japan war Eigentum dieser Familie, sollte nur für die Tokugawa leben und arbeiten, gemäß dem Regierungs-Testamente des tugendhaften Jeyasu.






3 2044 018 222 786